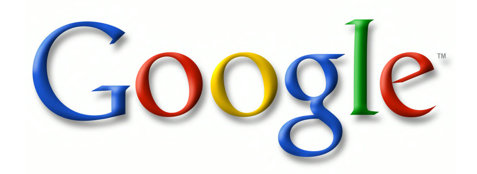





LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY





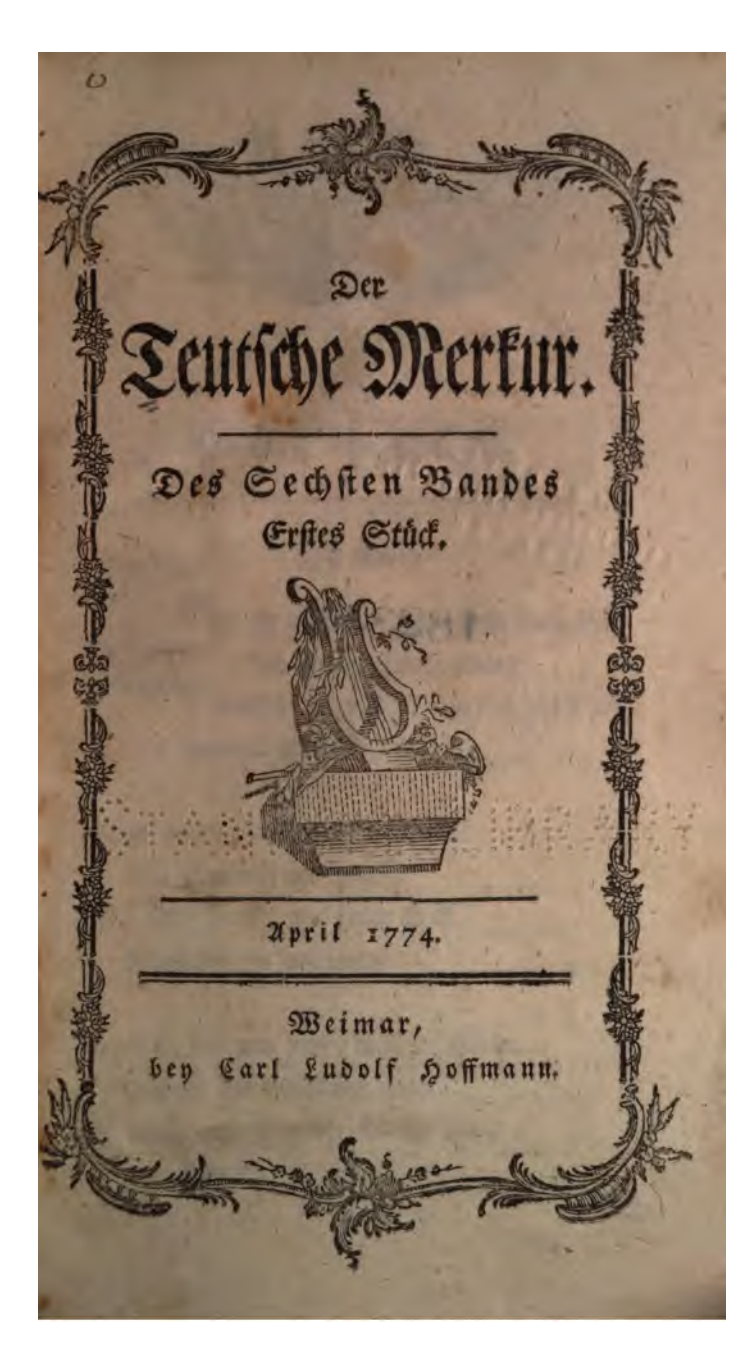
Der

Teutsche Merkur.

Des Sechsten Bandes
Erstes Stück.

April 1774.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hoffmann.



Der

Teutsche Merkur.

Des Sechsten Bandes
Erstes Stück.

April 1774.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hoffmann.



I.

Poesien.

Hymne.

Gott sey mein Lied! wie wallt mein Blut
Bey meiner Harfe Klang!
Gott sey mein Lied! Ein Lied voll Glut,
Der Himmel mein Gesang!

Singt ihn, Der Welten ohne Zahl
Mit allgewalt'ger Hand
In's Leere warf; wie einen Ball
Allmächtig sie umspannt.

Er ist's, der mit dem, was er spricht,
Zugleich die Würkung paart.
Er sprach zum Dunkel: Werde Licht!
Und siehe da, es ward.



Er ist in jeder Sphäre Gott,
In jeder Zone Herr;
Im Wurm und in dem Behemot
Ist er gleich Gott, gleich Herr.

Er hüllt tief in der Wetter Nacht
Sein zürnend Angesicht.
Die ernste Stimme seiner Macht
Ist's, die im Donner spricht.

Allgütig winkt er, Wetter fliehn
Auf seinen Wink zurück;
Die zitternde Natur sieht ihn,
Und Leben schenkt sein Blick.

Ein ewig Licht umgiebt ihn ganz
Im ungemeßnem Raum;
Der Morgenröthe höchster Glanz
Ist seines Kleides Saum.

Ihm opfert die Natur den Dank,
Den Menschen ihm entziehn;
Der Sturmwind braußt ihm Lobgesang,
Und Wellen preißen ihn.



Zu schwach mein Lied ihn zu erhöhn,
 Zu schwach bist du für ihn,
Vor dem lobsingend Cherub stehn,
 Anbetend Seraph knien.

Ihn preißt der Heilgen Lobgesang
 Mit Engels-Melodien.
Schweig Harfe! denn äonenlang
 Lobt selbst der Himmel ihn.

B—ch.

An Fanny.

Sieh' Fanny, an der Rose hier
Zween klare Tropfen hängen;
Sieh' wie sie sympathetisch sich
Zu ihrem Busen drängen.

 Sie nähern sich; wie zittern sie
Vor Liebe sich zu küssen!
Jezt, kaum berührt, o Fanny, jezt
Sieh' sie zusammenfließen.

O Fanny! diesen Tropfen laß
Mich uns zum Sinnbild wählen.
Betracht ihn; siehst du nicht, er ist
Ein Bild von unsern Seelen?

Als sie entzückt im ersten Kuß
Auf unsern Lippen hiengen,
Da war es, Fanny, wo sie sich
So schwesterlich umfiengen.

Wie hier zween junge Tropfen Thau
Zerschmolzen sie in eine,
Die in uns lebt, denkt, fühlt und liebt,
Zugleich die mein' und Deine.

B—ch.



Nänie,



Nänie,

auf ein zerbrochnes Pastell-Gemählde.

An das Frl. v. G**.

Weint Musen, Grazien und Amoretten,
Das schöne Bild ist hin!
O weint mit mir, Sylphiden, Zephyretten,
Das schöne Bild — ist hin!

Das lieblichste, gefälligste der Wesen,
Das mahlende Magie
Mit Farben schuf, die Amor selbst erlesen;
Ein holdes Mädchen, wie

Sie ewig jung und schön, in Paphos Hainen,
Im Dienst Cytherens gehn,
So reizend, wie sie Muselmänner meynen
Im Paradies zu sehn.

Und nun zertrümmert jeder ihrer Reize!
Verwischt die Lilienbrust! —
O fließe Thräne! fließ'; in Marmor beitze
Des schönen Bilds Verlust!

Ein häßlicher dem Styx entfloh'ner Gnome
Stieß mit verruchter Hand,
Berauscht von seines Eifers Strome,
Es neidisch von der Wand.

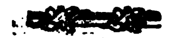
Weint Musen, Grazien und Amoretten,
Nanettens Bild — ist hin!
O weinet mit, Sylphiden, Zephyretten,
Das schöne Bild ist hin!

B—ch.

Auf das erste Veilchen.

Sey mir gegrüßt, der Frühlingskinder
Geliebter Erstling! — Find ich dich? —
Hab' Dank, daß du dem Schlaf geschwinder
Entflohst, und blühtest hier für mich.

Im dunkeln Thal, am kleinen Quellchen
Blühst du im trauernden Gewand;
Dich kränkten kleine Silberwellchen,
Und Morgenthau, bis ich dich fand.



Du, meines Lebens Bild, verborgen
Und ungesehen duftest du
Nur wen'ge kühle Frühlingsmorgen,
Und eilst dann der Verwesung zu.

Und schlummerst dann, geliebtes Veilchen,
Und wo du schlummerst, keimen schon
Jezt unbemerkt noch junge Veilchen,
Und eilen auch, wie du, davon.

Wenn sink' auch ich im süssen Schlummer
Des Blumentodes still dahin?
Wenn wird nach ausgeweintem Kummer
Auf meinem Grab' ein Veilchen blühn?

Schon seegn' ich den vergeßnen Hügel,
Und grüße froh mein wartend Grab. —
Umschatte mich mit deinem Flügel,
O Tod des Frommen! — Brich mich ab!





An Mad. Schl..r,
als ihre Genesung mit Ueberreichung eines Epheukranzes gefeyert wurde.

Den Epheu, den in Griechenland
Die Freude sonst, bey jedem Mahle,
Um ihres Lieblings Schläfe wand,
Und ohne den man nie Horazen zechend fand,
Reicht izt, mit freundschaftlicher Hand,
Hygia dir, und tränkt aus voller Schale
Dich mit verjüngter Kraft,
Des Lebens Süßigkeit zu schmecken,
Und alle Sorgen, alle Schrecken,
Die sich der Kleinmuth unterm Monde schaft,
Gehüllt in Weißheit, zu vergessen,
Und o! von uns begleitet und geführt,
Frisch fortzuwallen, bis im Schatten von Cypressen
Dein Blumenpfad sich sanft verliehrt.

G..r.



Hain=



Haingesang.

Dunkler Hain! in deinen Schatten
Singt der Jüngling und der Greiß,
Und das unbescholtne Mädchen
Wandelt unter Liedern hin.

Schlummer lähmt der Weste Fittig,
Wenn der volle Chor beginnt,
Und die Dryas nickt uns lächelnd
Von der hohen Eich' herab.

Horchend steht die schlanke Fichte
Um die frohen Sänger her;
Von der Wand der grauen Berge
Singt der volle Chor zurück.

Preis dir, wenn der junge Morgen
Uns in deine Schatten lockt!
Preis dir, wenn am rothen Abend
Silberthau die Wipfel tränkt!

Preis von jedem müden Wandrer,
Den dein kühles Dunkel birgt,

Wenn

Wenn ihm Staub und Mittagssonne
Einen längern Weg verbeut!

Preis dir, wenn ein sanfter Schlummer
Sich auf seine Scheitel gießt!
Preis dir, wenn er beym Erwachen
Munterkeit und Leben fühlt!

Preis dir, wenn er an der Quelle,
Die aus deinem Busen fließt,
Mit dem runden Pilgerhute
Ungetrübtes Wasser schöpft!

Preis von jedem Schäfermädchen,
Die, in sanfter Unschuld noch,
Mit dem bunten Käfer tändelt,
Und aus Blumen Kränze dreht!

Preis von jeder guten Schöne,
Die hier in der Einsamkeit
Mit den Gräschen oder Bäumen
Von der süssen Liebe spricht!



Preis von dem beglückten Jüngling,
Der sie dann im Busch belauscht,
Und im Feuer ihrer Wünsche
Seine Leidenschaft gesteht!

Dann in zärtlicher Betäubung
Dankbar ihre Lippen küßt,
Daß sie alles, Baum und Gräschen,
Ueber seinen Kuß vergißt!

Preis von Allen, die der Tugend
Und der Liebe Lieder weyhn;
Die du in der zarten Kindheit
Mächtiges Gefühl gelehrt!

Preis, o Hain, von unsern Enkeln!
Wenn wir einst gestorben sind,
So verhüllen deine Schatten
Gütig unsern Aschenkrug.

Sch**l.



An Psyche.

Die Quelle der Vergessenheit,
Aus welcher in der Fabelzeit
Die frommen Schatten sich betranken,
Und dann, vom Loos der Sterblichkeit,
Von Sorgen, Spleen und Nachtgedanken,
Von Langweil und von Zwang befreyt,
In seel'ger Wonnetrunkenheit
Hin auf Elysiums Rosen sanken:
Was meynst du, Freundin, was sie war?
Dein Beyspiel macht die Sache klar;
Du kennst nun Amors Wundertriebe.
Von diesem Lethe, glaube mir,
Sehn wir die Würkungen an dir:
Dies Zauberwasser ist — die Liebe.

Ein Tröpfchen, sey es noch so klein,
In Unschuld züchtiglich hinein,
Geschlürft aus Amors Nektarbecher,
Thut alles dies! — Was wird geschehn,
Wenn unerfahrne junge Zecher
Im Trinken gar sich übersehn?

Die schnellzerfließenden Gestalten
Vergebens sich bestrebet fest zuhalten?
Vergessen ist im Arm des bessern Agathon
Der gute Psammis-Danischmende;
Die Götterchen von Paphos sehn mit Hohn
Auf ihn herab von ihrem Lilienthron,
Und klatschen in die kleinen Hände.
Doch, was ist hier, ihr Götterchen, am Ende
So viel zu klatschen? Spart den Hohn!
Hoft nicht, daß uns der Werth der Ueberwund-
nen blende!
Mit Zauberwaffen trägt man leicht den Sieg
davon.

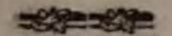
Die Wahrheit, Freundin, ist, daß der
Von Liebe gar nichts wissen müßte,
Der in dies Wunderwerk sich nicht zu finden
wüßte.
Die erste Liebe würkt dies alles, und noch mehr.
Mit ihrem ersten süßen Beben
Beginnt ein neues bessers Leben.
So sehen wir im May der Sommervögel Heer
Auf neuen Flügeln sich erheben.
Gleich ihnen, sind wir nun nicht mehr

Nach Einfall und Gemächlichkeit,
Oft Dinge, die seitdem der Elemente Streit
Ein Gott entschied, noch nie gepaart gewesen
waren.
Die Laune hohlt zur feinsten Ironie
Den Stoff vom Vorgebürg der Nasen;
Und läßt der Reim nicht ohne Müh
Den Hasen bey Delphinen grasen?

Allein, wie oft ein Narr was kluges spricht,
So sprach auch diesesmal der Reim so übel nicht.
Denn Etwas, gutes Kind! ist, leider! an der Sache.
Nicht, daß ich's dir zum Vorwurf mache!
Die Grazien verhütens! — Aber doch
Bleibt wahr, was wahr ist; daß, seit du aus
Amors — Schlauche
Den großen Zug gethan, du kaum von ferne noch
(Der Himmel lohn's dem kleinen Gauche!)
Des Traumes dich besinnst, den wir für würk-
lich hielten,
Eh diese Amorn noch um deinen Busen spielten.

Denn sprich mit Offenherzigkeit,
Wo sind die Bilder jener Zeit,

Als



Als, an der besten Mutter Seite,
Wir, wie die guten frommen Leute
Der alten goldnen Schäferzeit,
In sel'ger Abgeschiedenheit
Von Hof und Welt, wie unsers Geßners Hirten,
Im Schatten junger Pappeln irrten?
Die, weil sie Panthea mit eigner Hand gepflanzt,
In unsern Augen schöner waren
Als Tempe, wo mit losgebundnen Haaren
Um Daphnens Stamm die junge Nymphe tanzt.
Sprich, war in seinen Schäferjahren
Apollo glücklicher als ich?
Auch dich, Psycharion, auch dich
Schien unsre Freundschaft zu beglücken;
Ein sanftes geistiges Entzücken
In deinem Lächeln, deinen Blicken,
Schien der geschwisterlichen Schaar,
Die durch dein Anschaun glücklich war,
Des Engels Wonne auszudrücken,
Der sich allein in seinen Freunden liebt,
Und Wonne fühlt indem er Wonne giebt.

Indem der West, der ihren Schlummer kühlt,
Für sie allein der Blüthen Balsam stiehlt,
Und, taumelnd vor Vergnügen,
Auf ihrem Busen sich verliebte Rosen wiegen.

Sie träumt — ein süßes Lächeln schwebt
Um ihren röthern Mund, um ihre vollern
Wangen;
O! wär es zärtliches Verlangen,
Was den verschönten Busen hebt!
O! träumte sie — (so klopft mit ängstlicher
Begier
Des Jünglings Herz), o träumte sie von mir!
O Amor, sey der blöden Hofnung günstig!

Er nähert furchtsam sich, und selbst der keu-
sche Blick
Besorgt zu kühn zu seyn, und bebt von ihr zurück.
Doch Amor giebt ihm Muth, die Dämmerung ist
günstig,
Und, o wie schön ist sie! — Verlohren im Genuß
Des Anschauns, bleibt er eine Weile
Bewegelos stehn, wie eine Marmorsäule.
Wie selig er sich fühlen muß!

Die schnellzerfließenden Gestalten
Vergebens sich bestrebet fest zuhalten?
Vergessen ist im Arm des bessern Agathon
Der gute Psammis=Danischmende;
Die Götterchen von Paphos sehn mit Hohn
Auf ihn herab von ihrem Lilienthron,
Und klatschen *in* die kleinen Hände.
Doch, was ist hier, ihr Götterchen, am Ende
So viel zu klatschen? Spart den Hohn!
Hoft nicht, daß uns der Werth der Ueberwund=
nen blende!
Mit Zauberwaffen trägt man leicht den Sieg
davon.

Die Wahrheit, Freundin, ist, daß der
Von Liebe gar nichts wissen müßte,
Der in dies Wunderwerk sich nicht zu finden
wüßte.
Die erste Liebe würkt dies alles, und noch mehr.
Mit ihrem ersten süßen Beben
Beginnt ein neues beßers Leben.
So sehen wir im May der Sommervögel Heer
Auf neuen Flügeln sich erheben.
Gleich ihnen, sind wir nun nicht mehr

Indem der West, der ihren Schlummer kühlt,
Für sie allein der Blüthen Balsam stiehlt,
Und, taumelnd vor Vergnügen,
Auf ihrem Busen sich verliebte Rosen wiegen.

Sie träumt — ein süßes Lächeln schwebt
Um ihren röthern Mund, um ihre vollern
Wangen;
O! wär es zärtliches Verlangen,
Was den verschönten Busen hebt!
O! träumte sie — (so klopft mit ängstlicher
Begier
Des Jünglings Herz), o träumte sie von mir!
O Amor, sey der blöden Hofnung günstig!

Er nähert furchtsam sich, und selbst der keu-
sche Blick
Besorgt zu kühn zu seyn, und bebt von ihr zurück.
Doch Amor giebt ihm Muth, die Dämmerung ist
günstig,
Und, o wie schön ist sie! — Verlohren im Genuß
Des Anschauns, bleibt er eine Weile
Bewegloß stehn, wie eine Marmorsäule.
Wie selig er sich fühlen muß!

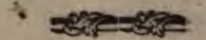
Den

Kaum Muth genug sich wegzuwenden hatte, —
Wenn sie die Kraft verliehrt mehr Wiederstand zu thun,
Und, ganz des Gottes voll, das matte
In Liebe schwimmende unschuld'ge Auge nun
An deiner Wange sich des süssen Drucks entladet,
Und die vom Uebermaas der Lust
Dem Schleyer ausgerissne Brust
In unverheelten Thränen badet!

O J***, bey diesem Bild entfällt
Der Pinsel meiner Hand! — Nehmt ihn, ihr Huldgöttinnen;
Euch weyh ich ihn! Und aufgestellt
In euerm Heiligthum, geliebte Charitinnen,
Sey, euch zum Ruhm, das unvollendte Bild.
Von euerm Schleyer sey's verhüllt
Dem Faunenblik des Sclaven seiner Sinnen,
Dem unbegreiflich ist, wie man
Mit Amors Dienst den euren paaren kann;
Der Flammen, die bey ihm nur in den Adern rinnen,
Vom Schlauch Silens entlehnt,
Und die Empfindungen verfeinter innrer Sinnen
In Phrynens Armen hönt.

Verachte, Psyche, der Bacchanten
Und Satyrn Hohn! Geneuß der sel'gen Schwär-
meren,
Des goldnen Traums, der uns zu Anverwandten
Der Götter macht! Laß kalte Sykophanten
Beweisen daß es Täuschung sey,
Und glaube du, Glükselige, der Stimme
Des Engels der in deinem Busen wohnt!
Neu ist die Wonne dir, womit uns Amor lohnt;
Durch manche Thrän' erkauft, und desto süßer! —
Schwimme
In diesem Ocean! — Sie, die gefällig sich
Mit der Natur und dem Geschick verglich,
Dich, schöne Freundin, zu beglücken,
Die Tugend billigt dein Entzücken,
Und Amors holde Schwestern pflücken
Idaliens schönsten Kranz für dich.

Du bist beglückt, — und ich — vergessen!
Es sey! die Freundschaft eyfert nicht.
Noch tanzt das magische Gesicht
Um deine Stirne, noch ist alles eitel Licht
Und Himmel um dich her; noch fliesset ungemessen,
Gleich dem unendlichen Moment der Ewigkeit,



Kaum Muth genug sich wegzuwenden hatte, —
Wenn sie die Kraft verliehrt mehr Wiederstand
zu thun,
Und, ganz des Gottes voll, das matte
In Liebe schwimmende unschuld'ge Auge nun
An deiner Wange sich des süssen Drucks entladet,
Und die vom Uebermaas der Lust
Dem Schleyer ausgerissne Brust
In unverheelten Thränen badet!

O J***, bey diesem Bild entfällt
Der Pinsel meiner Hand! — Nehmt ihn, ihr
Huldgöttinnen;
Euch weyh ich ihn! Und aufgestellt
In euerm Heiligthum, geliebte Charitinnen,
Sey, euch zum Ruhm, das unvollendte Bild.
Von euerm Schleyer sey's verhüllt
Dem Faunenblik des Sclaven seiner Sinnen,
Dem unbegreiflich ist, wie man
Mit Amors Dienst den euren paaren kann;
Der Flammen, die bey ihm nur in den Adern rinnen,
Vom Schlauch Silens entlehnt,
Und die Empfindungen verfeinter innrer Sinnen
In Phrynens Armen hönt.

Du erster Druck von ihrer sanften Hand,
Und du, mit dem ich mein entflohnes Leben
Auf ihren Lippen wieder fand,
Du erster Kuß! — euch kann kein Gott mir wie-
dergeben!
Sie welkt dahin des Lebens Blumenzeit!
Ein ew'ger May blüht nur im Feenlande;
Und Amors reinste Seligkeit
Bringt uns zu nah dem Götterstande,
Um dauerhaft zu seyn. Wie selten ist das Glück,
Das deine Liebe krönt, Psycharion! Wie selten
Erhört das neidische Geschick
Der ersten Liebe Wunsch! Wir gäben Thronen,
Welten,
In ihrem Rausch, um eine Hütte hin;
Ein Hüttchen nur, im Land der Geßnerischen Hirten,
Just groß genug, um uns und unsre Schäferin,
Die Grazien und Amorn zu bewirthen.
Sie wüchsen von sich selbst, im Schutz des guten
Pans,
Die Bäume, die, indem wir sorglos küßten,
Uns Müßiggänger nähren müßten!
Wie selig! — Aber Zevs lacht des verliebten
Wahns.

Sein

Sein Schicksal trennt — aus guten Gründen —
Den Schäfer und die Schäferin.
Und o! wie spitzt sich einst des Pastorfido's Kinn,
(Wenn zu den väterlichen Linden
Das Glück zurück ihn führt), die holde Schäferin,
Auf deren Schwur und treuen Sinn
Er seines Lebens Glück versichert war zu gründen,
In eines Andern Arm zu finden!
Zu glücklich, wenn vielmehr ihr Aschenkrug,
Umringt von traurigen Cypressen,
Ihm sagt: daß Daphnens Herz, von stillem Gram zerfressen,
Aus Sehnsucht brach, und Zug vor Zug
Sein werthes Bild mit sich ins Land der Schatten trug;
Daß in der lezten Todesstunde
Ihr Aug' ihn noch gesucht, und auf dem kalten Munde,
Sein Nahme noch geschwebt; — doch dreymal glücklicher,
Wenn, wie Amandus und Amande,
Nachdem sie manches Jahr zu Wasser und zu Lande
Durch Berg und Thal, von Zara's heissem Sande

Bis

Bis an den gelben Fluß, sich rastlos aufgesucht,
Der Liebesgott mitleidig ihrer Flucht
Ein Ende macht, im Thor von Samarkande
Sie unverhoft zusammenfügt,
Und, wie sie nun, im vollen Ueberwallen
Der Zärtlichkeit, sich in die Arme fallen,
Davon mit ihren Seelen fliegt.

Doch, Freundin! setzen wir den seltensten der Fälle;
(Denn selbst die Königin der Amorn sah sich nie
In diesem Fall; Vulkan vertrat des Ehmanns Stelle,
Und für Adone seufzte Sie!)
Gesezt daß Cypripor und Hymen sich verbanden,
Zwo Hälften, die, zum Glück, einander fanden,
So zu beseligen, wie mit gesammter Hand
Die beyden Götterchen uns glücklich machen können;
Kurz, Psyche, setzen wir ein Band
Wie Deines ist: glaubst Du, der Wonnestand
Der ersten Schwärmerey, er werde dauern können?
Wie gerne wollt' ich Dir den süßen Irthum gönnen!

Doch,

Doch, leben wir nicht unterm Mond?
Was bleibt vom Loos der Sterblichkeit verschont?
Ja! lebten wir im Lande der Ideen,
Dann gäb' ichs zu! Allein in unsrer Welt,
In dieser Werktagswelt, wo, bloß vom langen
Stehen,
Selbst der Koloß von Rhodus endlich fällt,
Wird, glaube mir, so lang sie selbst noch hält,
Nichts Unvergängliches gesehen.
Da hilft kein Reiz, kein Talisman,
Der Zauber lößt sich auf! — Wir essen
(Verschlingen oft, und thun nicht wohl daran)
Die süße Frucht, und mitten in dem Wahn
Des neuen Götterstands, dem magischen Vergessen
Der Menschheit, werden uns die Augen aufgethan.
So wie die Seele sich dem Leibe
Zu nahe macht, weg ist die Zauberey!
Die Göttin sinkt herab zum Weibe,
Der Halbgott wird ein Mann. — Doch, Psy-
che, wenn dabey
Die, so am meisten wagt, am wenigsten verlöhre,
Verdiente Sie, den Grazien zur Ehre,
Nicht ein Capellchen in Cythere?

Bey dem Grabe
des
Herrn Cammer=Präsidentens von Herda.

Ich sehne mich nach Deinem Grabe,
Mir ewig unvergeß'ner Freund!
So lang ich eine Thräne habe,
Sey sie auf Deine Gruft geweint!

Mit Dir stirbt meiner Lebensfreuden
Der schönsten eine matt dahin:
Du fliehst zum Sitz der Seligkeiten,
Und — trostlos seh' ich — Dich entfliehn! —

Nun spricht, in stillen Mitternächten,
Dein frommer Mund nicht mehr mit mir
Von jeder Tugend heil'gen Rechten,
Und stillet meine Wisbegier!

Nun klopft, empfindsam für die Freude,
Gerührt bey Deiner Freunde Schmerz,
Geöfnet jedem fremder Leide,
Nicht mehr Dein frommes, sanftes Herz!

Von keinem Vorurtheil geblendet,
Der Tugend ohne Schminke treu,
Hast Du den schönsten Lauf vollendet,
Und stirbst, wie Du gehandelt — frey!



Und siehst nun mit verklärtem Blicke
In Deines Lebens edlen Gang,
Von Gott belohnt, entzückt zurücke;
Enträthselst den Zusammenhang

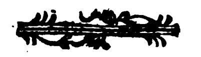
Von Gottes Schöpfung, — von dem Plane,
Den seine Weisheit sich entwarf;
Durchdenkst ihn, fesselfrey vom Wahne,
Den stets Dein stärkrer Geist verwarf.

Indeß an Deinem Aschenkruge,
In den gerechtsten Gram versenkt,
Mein Auge Deinem hohen Fluge
Von ferne folgt, — Dir Thränen schenkt,

Und — nachzuschlummern Dir, sich sehnet!
Mein Ziel kommt auch — und bald vielleicht! —
An meines Grabes Bild gewöhnet,
Wünscht ich, es wäre schon erreicht!

Dann wär mein liebster Wunsch gewähret;
Ich wär entfesselt, so wie Du;
Umarmte, Herda, Dich, verkläret,
Und Engel sähen dann uns zu!

v. G.



Die GartenSpinne.

Wie klüglich bauten hier
Die Menschen diese Laube mir!
Wie lustig es in diesen Büschen
Sich spinnen läßt;
Wie mit Behutsamkeit dazwischen
Der Wind in meine Fäden bläßt!
Damit ich unter Blumen lebte,
Die grünen Blätter schön umwebte;
Damit ich im Verborgnen hieng,
Und im Verborgnen Mücken fieng: —
Deswegen bauten mir
Die Menschen diese Laube hier.

* * * *

So vornehm hat, für sich im Stillen,
Schon mancher Kritiker gedacht:
Am Ende wären doch allein um seinetwillen
Wir Dichter allesammt gemacht;
Und unsre Werke nur geschaffen,
Damit er weidlich sie begaffen,

Ein

Ein Fehlerchen erhaschen könnte;
Wohl auch zu Zeiten uns ein kleines Lob
vergönnte.

Der Maulwurf.

Nur geschwind es hingerichtet!
Quälen sollst du mir
Nicht das arme Thier,
Ob es gleich das Blumenbeet zernichtet;
Denn, von allen Farben hier,
Welche durcheinander funkeln,
Hat es keinerley Genuß:
Wühlt es doch im Dunkeln,
Wo es immer wühlen muß!
Und daneben fehlt ihm das Gesicht:
Unsre Blumen kennt es nicht.

Ein Vorzug der Athenienser vor den Abderiten.

Ein kluges Volk, bekannt mit allem Schönen,
Ließ, in Athen, den weisen Sokrates
Auf öffentlicher Bühne höhnen;
Doch nur von Aristophanes,
Dem Liebling scherzender Camönen;
Und als der weise Mann die Bühne selbst bestieg,
Da neigte sich das Volk und schwieg.



II.

Beurtheilung

der poetischen Blumenlese auf das Jahr 1774. (Göttingen, bey Dietrich) und des Almanach der teutschen Musen auf das Jahr 1774. (Leipzig, im Schwickertschen Verlage).

Jene Blumenlese und den poetischen Theil dieses Almanachs betracht' ich als eine doppelte Galerie von öffentlich ausgestellten Gemählden, worinn es jedermann erlaubt ist herum zu wandeln, und über welches Stück er will sein Urtheil zu fällen. Ich bediene mich dieses Rechts, ohne deswegen zu verlangen, daß andre mitgehen, mich anhören, und meinem Urtheil beystimmen. Sollten etwan einige Liebhaber, oder Kenner, oder Künstler, weil ich der Gemählde viel gesehen, auch dann und wann selber gearbeitet habe, mir ein nicht ganz unerfahrnes, unrichtiges Auge zutrauen, und aus eignem Triebe mich begleiten wollen; gut! so red' ich offenherzig mit ihnen, und sage das, was ich denken würde, wenn ich allein wäre. Dabey hör' ich jeden vernünftigen Widerspruch geduldig an; denn zuweilen können die besten Augen uns trügen; und ich gebe die meinigen lange nicht für die besten aus. So gar wird es mich nicht verdrießen, wenn hier und dort ein Künstler, nachdem ich, so gutherzig als möglich, sein Stück nach al-

Ein Vorzug der Athenienser vor den Abderiten.

Ein kluges Volk, bekannt mit allem Schönen,
Ließ, in Athen, den weisen Sokrates
Auf öffentlicher Bühne höhnen;
Doch nur von Aristophanes,
Dem Liebling scherzender Camönen;
Und als der weise Mann die Bühne selbst bestieg,
Da neigte sich das Volk und schwieg.



K. B.

II.

Beurtheilung

der poetischen Blumenlese auf das Jahr 1774. (Göttingen, bey Dietrich) und des Almanach der teutschen Musen auf das Jahr 1774. (Leipzig, im Schwickertschen Verlage).

Jene Blumenlese und den poetischen Theil dieses Almanachs betracht' ich als eine doppelte Galerie von öffentlich ausgestellten Gemählden, worinn es jedermann erlaubt ist herum zu wandeln, und über welches Stück er will sein Urtheil zu fällen. Ich bediene mich dieses Rechts, ohne deswegen zu verlangen, daß andre mitgehen, mich anhören, und meinem Urtheil beystimmen. Sollten etwan einige Liebhaber, oder Kenner, oder Künstler, weil ich der Gemählde viel gesehen, auch dann und wann selber gearbeitet habe, mir ein nicht ganz unerfahrnes, unrichtiges Auge zutrauen, und aus eignem Triebe mich begleiten wollen; gut! so red' ich offenherzig mit ihnen, und sage das, was ich denken würde, wenn ich allein wäre. Dabey hör' ich jeden vernünftigen Widerspruch geduldig an; denn zuweilen können die besten Augen uns trügen; und ich gebe die meinigen lange nicht für die besten aus. So gar wird es mich nicht verdrießen, wenn hier und dort ein Künstler, nachdem ich, so gutherzig als möglich, sein Stück nach al-

len Orten, um den vortheilhaftesten Tag zu suchen, hingekehrt, auch an allen Fenstern die Vorhänge, einen nach dem andern, halb oder ganz aufgezogen und niedergelassen, mir dennoch vorwirft: ich sähe das Ding in einem falschen Licht', oder wenn gewisse Herren und Damen antworten: „Ist es möglich? dieses Blumenstück gefällt Ihnen nicht? Sehen Sie doch, welch eine Menge von Blumen! Die Farben, wie hell! und wie natürlich das Band ist, das sie zusammenbindet! ...... Und die Miniatur nach Mieris? O die laß ich mir nicht verachten! Alles ist so genau, so pünktlich, bis auf die Nägel im alten Lehnstuhl!„

Mich bey jedem vortreflichen, und bey jedem elenden Gemählde, woran die Schönheiten und Fehler sichtbar genug sind; oder bey jeder von der Hand eines Lehrlings mit schwarzer Kreide hingezitterten Zeichnung aufzuhalten, dazu mach' ich mich keinesweges verbindlich. Ingleichen giebt es Arbeiten, die weder verzeichnet, noch in der Schattierung fehlerhaft sind; aber nicht den mindesten Eindruck machen. Da wär' es ein trauriges, undankbares Geschäft, immer zu untersuchen, warum man bey solchen Arbeiten nichts empfinde? Ueberhaupt versprech' ich einen bloßen Spatziergang unter den Bildern, während dessen ich mir die Freyheit vorbehalte, vor einigen Stücken mit Vergnügen still zu stehen, und nichts

zu sagen; andre zu verachten, und wiederum *nichts* zu sagen; dann und wann den Regeln der Kunst nachzuspühren, in die Geheimnisse des Schönen tiefer einzudringen; denenjenigen, die so etwas annehmen wollen, einen Wink zu geben, und meinen Zuhörern und mir so viel Langeweile zu ersparen, als ich im Stande bin. Um letzteres zu thun, ist es vielleicht die höchste *Zeit*, meinen Eingang nebst der langen Allegorie zu beschliessen.

I) Poetische Blumenlese.

S. 1. bis 11. Drey Bardengesänge aus Klopstocks Herrmann und die Fürsten.

Drey große Werke der Kunst, bey denen mein Schweigen Bewunderung ist! Die beyden ersten, majestätisch einfältig, wie der Eichenwald, in welchem der Geist der Freyheit auf die ausgezognen *Waffen überwundner Tyrannen* schaut! das letzte, harmonisch, wie der Waffentanz der Sieger, und voll von derjenigen Naivetät, die einem altteutschen Mädchen in dem Augenblicke geziemt, da sie dem vornehmsten Helden ihres Volks einen Kranz *aufsetzt!*

S. 15. Der Wanderer.

Nur ein geweihtes Auge kann in diesem Gedicht alles sehen, was darinn liegt. Es hat einen großen Hauptgedanken, dessen Verzierung nicht bloße Verzierung ist. Die Einfalt eines unscheinbaren Weibes; eine Brust voll mütterlicher Liebe; an dieser Brust ein Kind, in welchem jeglicher Begriff noch schlummert; und diese unter heiligen Ruinen, die dem Wandrer hohes Gefühl des Schönen, und ernste Betrachtungen eingeben, indessen die Mutter sie für ge-

wöhnliche Steine ansieht — Doch wozu derglei-chen Auslegung? Ein Weiser bedarf ihrer nicht, und andern ist sie, was dem Weibe die Rede des Fremdlings wäre. — Dieser Rede des Fremdlings wünscht' ich an einigen Orten einen leichteren Ausdruck, und einen geschmeidigeren Dialog. Zuweilen scheint sie mir ohne Noth geheimnißvoll zu seyn.

S. 25. Ein Gemälde.

Den ersten beyden Zeilen giebt die Versetzung der Wörter eine gewisse Zweydeutigkeit, oder Dunkelheit. Mit dem Gedanken die Natur zur Schöpferin von Serenens Phantasie zu machen, bin ich auch nicht zufrieden. Sonst hat die Versification etwas schönes und anmuthiges; die Erfindung, obgleich ein wenig mystisch, ist vortreflich, und erinnert mich an folgendes Sonett des Petrarca (*).

„In welchen Bergen, aus welcher Ader nahm die Liebe das Gold zu diesen blonden Haarflechten? Von welchen Dornen pflükte sie die Rosen? Auf welcher Küste sammelte sie den zarten frischen Reif, dem sie Pulsschlag und Athem gab? Wo die Perlen, welche die süßen, sittsamen, und bewundernswürdigen Worte des Mädchens hervorlassen oder zurückhalten? Wo, so viele göttliche Schönheiten jener Stirne, die heiterer als der Himmel ist? Von welchen Engeln, von welcher Sphäre kam der himmlische Gesang, der mein ganzes Wesen zerschmelzt? Von welcher Sonne das Licht jener schönen Augen, voll Hoheit und Milde? u. s. w.„

Ein andres Sonett eben dieses Dichters hat einen ähnlichen Anfang (**).

„In

(*) Rime di Meſſ. Franceſco Petrarca. P. I. Son. CLXXXIV.

(**) eb. daſ. Son. CXXVI.

„In welchem Theil des Himmels, in welchem Urbilde war das Muster, nach welchem die Natur jenes schöne, reizende Gesicht formte, um hienieden zu zeigen, was sie dort oben vermöchte?„

Petrarch läßt die Natur bloß das Gesicht der Laura, das Irrdische, Sichtbare derselben, nicht ihre geistigen Vollkommenheiten bilden. Ich weiß, daß ich den Gedanken des Teutschen keiner eigentlichen Unrichtigkeit beschuldigen kann; aber ich hielt ihn für schöner, wenn die Liebe, oder ein Engel, oder ein sonstiges Wesen an Serenens Phantasie, einer so feingewebten, erhabnen, weisen Phantasie Antheil hätte.

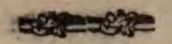
S. 40. Der kranke Löwe.

Allerdings kann ein launigter und zugleich körnigter Schriftsteller sich nicht um den verzärtelten Geschmack derer bekümmern, welche, nur an Ambrosia gewöhnt, jede schlechtere Kost ekelhaft finden. Indessen, um keinen Gemeinort anzubringen, muß ich gestehen, daß mir noch kein Leser aufgestoßen ist, der sich nicht an verschiednen Ausdrücken gegenwärtiger Fabel geärgert hätte. Vermuthlich sag' ich dieses umsonst; denn nichts ist eigensinniger, als das Gefühl des mehr oder weniger Anständigen; aber ich muß es sagen, weil die nachfolgende reichhaltige Fabel von dem Pavian und dem Pudel, mit ihrem durch und durch edlen Vortrage, so wie die Zuckermandel im Leipziger Almanach, mir die erzählende Manier des Hrn. Pfeffel außerordentlich werth gemacht hat.

S. 49. Gesang.

Ich vergleiche denselben mit dem Felsenquell, in dessen Lob Ali und Fatema wetteifern.

Ueber



Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister, —
Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke, —
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel. —
Und die Ebne prangt mit ihm!

S. 53. Liebe und Andacht.

Ich hätte den Satz umgekehrt: **Von der Andacht ist zur Liebe nicht mehr weit.**

S. 54. Die Nachtfeyer der Venus.

Ein Hymnus nach dem Lateinischen. Wenn ich gegen irgend einen Dichter mit gutem Gewissen strenge seyn kann, so ist es gegen den Verfasser der Nachtfeyer, weil ich ihn vorzüglich hochschätze und liebe. Mit Freuden erkenn' ich auch in diesem Hymnus den blühenden Geist und die anmuthige Melodie seiner Muse, und verdank' ihm die nicht geringe Mühe, die er auf ein solches Werk gewendet hat; aber zugleich fühl ich mich berechtigt, Forderungen an ihn zu thun, welche bey wenigen unsrer jungen Sänger mir einfallen würden.

Als Hr. Bürger sich vorsezte, gegenwärtiges Gedicht zu bearbeiten, mußt' er es entweder als ein merkwürdiges Stück des **Römischen**, obgleich spätern, Alterthums, als ein Ueberbleibsel jener Feste betrachten, wovon die lateinischen Schriftsteller uns so wenig Umständliches melden, und als ein solches für einen auserlesenen Haufen von Kennern und Liebhabern, in einer treuen Uebersetzung es darstellen wollen; oder sein Gedanke war bloß, ein neues Lied auf den Frühling und auf die Liebe zu verfertigen, und die Schönheiten dazu aus jenem

nem älteren Gedichte zusammengetragen. Im ersten Falle, durft er nicht, wider die Autorität aller Manuscripte, ja selbst gegen das Beyspiel aller verbessernden Commentatoren, welche bereits kühn genug mit dem Stück umgegangen sind, ganze Stellen auslassen und versetzen. Er durfte nicht den Ton des Originals verlassen, nicht einen höhern Lyrischen Flug nehmen, wenn sein Vorgänger unter Wiesenblumen sich aufhält, noch die angenehmen Wiederholungen in gewissen Versen, die zu dem Charakteristischen dieses Hymnus gehören, meistens verabsäumen. Im andern Falle, war der Gedanke vortreflich, ein schönes Ganzes aus einem Gedichte zu machen, welches, ohngeachtet der unsäglichen auf die verstümmelten Manuscripte gewendeten Arbeit der Commentatoren, von Pithou an bis zum Salmasius, und von diesem bis zu Sanadon und Henault (*), immer etwas höchst Unvollkommenes geblieben ist. Unser teutscher Nachahmer konnte die Ungleichheit des Styls, den falschen Geschmack in gesuchten Zierrathen, und andre Fehler, welche die besten Critiker dem Lateiner vorgeworfen, vermeiden; hingegen die zerstreuten Lieblichkeiten desselben in einer geringern Anzahl von Versen vereinigen. Hierzu war nöthig, daß er dasjenige ausließe, was nach der in jenen Zeiten erforderlichen Form des Gedichts, nach jenen mythologischen Begriffen, oder um des damaligen Interesse willen, hineingebracht werden mußte; was aber für uns nicht mehr dasselbige ist. Dahin rechne ich den Aether und Mutter Tellus, imgleichen Cölus allerreinstes Blut; insonderheit die Stelle: Sie befreyt' Anchisens Laren

(*) s. Poëme de Pétrone sur la guerre civile voc. avec des Rémarques, et des conjectures sur le poëme intitulé *Peruigilium Veneris*. A Amsterdam MDCCXXXVII. Ein Werk, das in Frankreich dem Präsident Henault zugeschrieben wird.

Laren ꝛc. Jene Fabeln, und dieses Fragment der Römischen Geschichte haben, so wie hier, im Vorübergange berührt, nicht den mindesten Reiz für uns. Ferner war es nöthig, daß unser Dichter von demjenigen nichts ausließe, nichts veränderte, was seine Nachahmung schöner machen konnte, so bald er es überzutragen im Stande war. In Absicht des Lezteren will ich noch einen Augenblick bey der Vergleichung des Teutschen mit dem Römer verweilen.

Der Teutsche fängt mit einer Beschreibung des Frühlings an, ohne der Liebe dabey zu gedenken. Der Römer, seines Gegenstandes voll, singt den Frühling; aber nur, als den Monat der Venus.

„Der junge, lieberreiche Frühling ist da. Im Frühling ist die Welt gebohren (*). Im Frühling begegnen sich Liebe und Gegenliebe. Im Frühling paaren sich die Vögel; und der Hain, mit aufgelösten Haaren, empfängt den sich vermählenden Regen. Morgen wird Venus auf ihrem hohen Throne Gericht halten.„

Gleich darauf läßt er die Göttin gebohren werden. Sie schmücket das Jahr mit Blumen, besprengt, unter dem Hauche des Zephyrs, die Erde mit Thau, und sorgt für die Jungfräulichen Rosen, die aus dem Blut ihres Adonis entstanden, und aus Küssen der Liebe.

Hier sieht man sogleich den Schauplatz, wo die Feste gefeyert werden, von der Liebesgöttin selbst erschaffen und eingeweiht!

Die

(*) Vere natus orbis est: Eine Lesart des Pithou (oder Pithöus) welche Henault gleichfalls angenommen hat, und die ohne Zweifel die ungezwungenste ist. Sie macht den herrlichsten Eingang zu einem Lobgedicht auf den Frühling und auf die Liebe. Der erste Frühlingstag ist der Geburtstag der Welt.

Die Verse des Teutschen:

„Morgen, unter Myrtenlauben,
Ladet sie zum Tanz uns ein;„

stimmen nicht völlig mit den folgenden:

„Morgen, vom erhabnen Throne,
Winket uns ihr Richterstab,
Und sie spricht, zu Straf' und Lohne,
Gütevolles Recht herab.„

Uebrigens hat der Richterstab ein sehr ernsthaftes Ansehen; und die ganze Stelle ist nicht so kurz, nicht so voll Einfalt, wie die Lateinische.

Gleiche Beschuldigung verdienen die Verse:

„Schon durchwallt die frohen Haine
Cythereens Nymphenschaar. u. s. w.

Insonderheit der Zusatz:

„Unverbrüchliche Gesetze
Wollen, daß sein Bogen heut
Keiner Nymphe Brust verletze.„

Wie simpel im Original!

„Venus selber will, daß die Nymphen in den Myrthenhain gehen. Der Knabe der Göttin begleitet die Mädchen. Aber dennoch darf man nicht trauen. So lang' er seine Pfeile trägt, feyert er nicht. Geht immer, ihr Nymphen! er legt die Waffen ab; Amor feyert. Man hat ihm befohlen, unbewafnet zu gehen; nackt zu gehen hat man ihm befohlen, daß er nicht mit dem Bogen, nicht mit dem Pfeile, nicht mit der Fackel etwas verletze. Dennoch, ihr Nymphen! hütet euch, denn Cupido ist schön. Auch nackt hat er seine ganze Rüstung.„

Die

Die nachherige schöne Stelle, wo Venus den versammleten Mädchen mit eignem Munde befiehlt, dem Amor nicht zu trauen, ist im Teutschen weggelassen.

Am wenigsten bin ich mit der Nachahmung in folgendem zufrieden:

„Liebe segnet die Gefilde,
Und beseliget den Hain;
Liebe flößt dem rauhen Wilde
Wonnigliche Regung ein. u. s. w.

Denn, bedienet von den Horen,
Hat sie ihr allmächtig Kind,
Hat sie Amorn hier gebohren,
Dem wir alle dankbar sind.„

Ich übergehe die Zusätze: **bedienet von den Horen, ihr allmächtig Kind**, und den lezten Vers, welcher zu matt, und dem Orte, wo er steht, fremd ist; ich bemerke nur überhaupt, daß ich die ganz einfältigen Gedanken des Originals, und deren leichte Verbindung gar nicht wiederfinde. Jener **Hain**, und die **Wollust des rauhen Wildes** entfernt mich davon. Der ältere Dichter sagt:

„Auch die Felder befruchtet die Liebe. Auch sie empfinden die Einflüsse der Venus. Amor selbst, der Knabe **Dionens**, soll auf dem Felde gebohren seyn. Der Acker nahm ihn auf, als seine Mutter gebahr, u. s. w.„ (*)

Noch zwo Kleinigkeiten? Erstlich, ist es nicht antik, der Liebesgöttinn die **Pomona** zur Gefährtinn

(*) Nichts hat über diese streitige Stelle mich vollkommen befriedigt, als was Rivinus bey der Lesart des Lipsius bemerkt, obgleich Rivinus selbst jener Lesart nicht beystimmt. S. Peruigilium Veneris, ex edit. Petr. Pithrei etc. Hagae Comitum, MDCCXII. *p. 119. sq.*

fährtinn zu geben. Die alten Dichter beobachteten, auch in Absicht ihrer Götter, ein strenges Costume, wovon wir bey dem Verfasser der Nachtfeyer, in seiner Anrede an Diana, ein in die Augen fallendes Beyspiel sehen. Zweytens, widerspricht es der Würde dieses Hymnus, wenn man denselben ein Liedchen nennt.

S. 71. An Herrn und Frau v. St., als sie auf ihre Güther reisten.

Ich möchte diesen anmuthigen Brief verschiedenen unsrer *jungen* Dichter empfehlen, welche dergleichen *kleine* Stücke zu Dutzenden machen, ohne daß es ihnen die geringste Mühe kostet. Vielleicht besönnen sie sich, ob in ihren Werkchen eben so viel Erfindung, und ihre leichte Arbeit von eben der Gattung wäre?

S. 88. Auf Michaelis Tod.

Das Grab meines Freundes ist mir zu heilig, als daß ich den ausgeschnitzten Genius, der auf demselben weint, nach den Regeln der Kunst untersuchen sollte; aber es sey mir vergönnt, bey dem Grabe zu verweilen, und den Staub meines Freundes zu segnen, oder vielmehr in der Stube, worinn ich dieses schreibe, worinn ich mit dem Verstorbnen einen ganzen Winter zusammen lebte, und worinn er starb, noch Einmal aus dem Innersten meines Herzens zu sagen: **Armer Michaelis!**

S. 117. Cidli.

Nie sah' ich ein lieblicheres Bild, noch hört' ich eine süßere Melodie. So singt der jüngste der Engel, dem es gefallen hat, sich unter die zärtlichsten Liebesgötter zu mischen; oder so mahlt er sich, beym Genusse des Erden-Frühlings, eine lachende Phantasie in eine Rosenwolke.

S. 127. An ein Mädchen, das am Frohnleichnamsfest ein Marienbild trug.

Eine der glücklichsten Ideen, des empfi
dungsvollen Dichters, welcher sie bearbeitet h
würdig! Aber so vortrefliche Stellen auch in de
Gedichte vorkommen, so wünscht' ich dem Ganz
dennoch mehr Anschauendes. Ueberdem seh'
etwas, das in dem Liede seyn könnte, und ni
darinn ist.

Ein Mädchen, in die Zahl derer wenigen a
genommen, die ein tadelfreyes Leben zu einer
heiligen Handlung fähig macht! Dieses Mädch
zu dem feyerlichsten Feste bekränzt, auf ihrer Ju
fräulichen Schulter das Marienbild, zu ihren F
sen die Erde mit Blumen bestreut, ihre Stim
unter dem allgemeinen Gesang des Volks, ein Ch
von Engeln um den Sitz ihrer Königin, und
besonderer Schutzengel für jede Jungfrau, wel
das Gewand der Himmlischen berühren darf! M
ten in solchem Pomp, unter Kränzen, Blum
Altären, mit Mayen umpflanzt, unter Hymn
und Engeln, ein Gefühl der Liebe für das andä
tige Mädchen; aber ein Gefühl, das sich mit d
Gedanken verträgt, sie dereinst im Himmel,
eine Heilige, zu verehren!

S. 141. An *** Nachts den 11ten J 1772.

Schade, daß in diesem reizenden Stü
welches das sanfte Colorit einer vom Mond
leuchteten Sommergegend hat, sich eine Zweyd
tigkeit findet, nemlich in den beyden Versen:

„Sie selber vormals eine Blume,
Und nun gereift der Ewigkeit.„

Man glaubt, die Schöne sey gestorben, und d
ist sie es nicht. —

Aber ich vergesse, daß ich noch eine ganze Sa
lung von Gedichten durchzugehen habe. Nic
weiter mehr von den gegenwärtigen, als ein Glü

wur

wunsch an Hrn. Bürger zu seiner Lenore. Welche Kunst in der Behandlung eines solchen Gegenstandes! Eine beständige Mischung des Comischen und des Gräßlichen, ohne daß sie beleidigt! Am Putztisch und am Spinnrocken auswendig gelernt, und vom Kenner bewundert! Ein Gespenstermährchen, und ein Meisterstück der Poesie!

II.) Almanach der teutschen Musen.

Gedichte.

S. 8. Das Minnelager.

Sollten unsre neuen Minnelieder, auch die besten darunter, mit den alten verglichen, wohl etwas anders seyn, als was die Lockpfeife des Vogelstellers ist, wenn man den würklichen Gesang des Vogels dagegen hört? Dieser singt, weil er sein Nest im Grünen baut, weil er den Gatten ruft und die Kinder warnt; indessen jener bloß seiner Handthierung nachgeht. — Wer in diesem Minnelager den Geist der alten Sänger zu verstehen, die Naivetät der Empfindung aufzufangen im Stande ist, der wird sagen, daß ich die Wahrheit rede.

S. 39. An Lina.

„Alles reizt! Ihr Reden und ihr Neigen;
Wenn sie seufzet oder lacht!
Aber lieber will ich schweigen:
Schweigen bringt ihr nicht Verdacht!
Ha! mir ist, als ob ich Sünde thäte,
Denk' ich an die Rosenhelle Stäte,
Wo ihr Mund, ein leichtes Morgenroth,
Mir das erste Lächeln bot!
— — — —

S. 133. Der Abschied.

Nach meinem Urtheil, ist dies eine von unsern allerschönsten Elegien; lauter Wahrheit, lauter Natur, und die herzliche, warme, rührende Sprache der Empfindung, welche genug in der Nähe sieht, um nichts in der Ferne zu suchen. Es that mir leid, als ich von eben demselben Dichter, S. 164, eine andre Elegie fand, die fast keine von eben gerühmten Vollkommenheiten, hingegen eine Menge falscher Versetzungen hat. Die einzigen Verse, woran ich ihn wieder erkannte, sind folgende:

„Suchen (werde ich) nicht umsonst in diesen Gründen
Nach dem Troste, den ich hier vermißt,
Und doch Einen guten Schatten finden,
Der mich treuer in die Arme schließt.„

S. 194. Der Arme an die Feldmäuse.

Wohl dem, welcher dieses Stück gehörig empfinden kann!

S. 211. Zu dem Mädchen, das zu seiner Freundinn sagte:

„Nimm diese Lieder hin,
Für die ich nun nicht mehr empfindlich bin!
Du hast ein Herz,„ u. s. w.

Zu dem Mädchen kehren gewiß die Freuden zurück! Wann meine Prophezeyhung eintrift, dann bitt' ich sie, weil sie die ersteren verschenkte, andre Lieder von mir zu fordern; es müßten denn die Musen, zur Strafe dafür, daß ich den Critiker machte, mir keine ferner eingeben wollen. Ich hoff' es nicht; indessen ist es am sichersten, diese Critik zu beschließen.

J. G. Jacobi.

III.

Dritter Brief.

Ueber die

Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois, par M. de P***. A Berlin, chez G. J. Decker. MDCCLXXXIII. 2 Vol. in 8vo.

Meinem Versprechen zufolge habe ich Sie heute von einer sehr seltsamen Gattung Menschen, von den Aegyptiern zu unterhalten. Die ganze Weltgeschichte wird uns schwerlich ein andres eben so kleines Volk darbieten, welches sich in eben dem Grade berühmt gemacht hätte. Wahrscheinlicher Weise hat ihre Anzahl sich nie über fünf Millionen belaufen. Den Ausrechnungen einiger Engelländer zufolge, enthält Aegypten 46900 Quadratmeilen, 20 Meilen auf einen Grad gerechnet; aber kaum 3000 dieser Meilen sind würklich fruchtbar: der Rest besteht in Sandmeeren, nackten Felsen oder dürren Länderenen, welche zu hoch liegen, als daß man sie mit irgend einer von denen hydraulischen Maschienen, welche bey den Alten im Gebrauch waren, hätte befeuchten können. Der Hr. von P*** vermuthet, dieses lange Thal sey ursprünglich durch Colonien, welche von den Höhen Aethiopiens heruntergekommen, bevölkert worden; und

diese Meinung hat nicht nur die Beschaffenheit der Lage für sich, sondern auch die Ueberlieferung der Aethiopier selbst, welche beständig diese Abstammung der Aegyptier von ihnen behauptet haben; und man findet nicht, daß die Priester zu Theben und Memphis ihnen jemahls wiedersprochen hätten.

Da zwoo Ketten parallel laufender Gebirge die Ufer des Nils einschließen, so hat die Luft dort keinen freyen Umlauf: die Hitze ist entsetzlich; und selbst der Wind, wenn er nicht aus Norden kömmt, brennend. Die in Stillstand gerathene Gewässer faulen schnell. Diese Ursachen zusammengenommen erzeugen sehr grausame Krankheiten, worunter das Augenweh, die Pest und der Aussatz die bekanntesten sind. Um diesen Uebeln zu begegnen, hatten die alten Einwohner Aegyptens eine ganz besondere Lebensart erfunden, welche unser Verfasser ihre diätische Anordnung nennt, und derselben wesentlichste Theile ausführlich abhandelt.

Die Aegyptier waren fast alle der Vorzüge, welche die körperliche Schönheit ausmachen, beraubt. Ihr ernsthafter und finsterer Charakter artete leicht in Melancholie aus, welches zusammen einen sehr merklichen Einfluß in ihre Gesetze, ihre Religion und Gebräuche gehabt hat. Der Hr. v. P*** führt viele *merkwürdige* Facta gegen die durch den Herodotus,

dotus, Diodorus Siculus und Mela erzeugte Meinung von dem unumschränkten Ansehen oder der zügellosen Freiheit, welche die ägyptischen Weiber genossen, an. Was man hierüber in den angeführten Schriftstellern ließt, betrift vermuthlich nur die Sitten des damahligen Pöbels. Aus dem was wir von der Lebensart und den Gebräuchen der vornehmern Aegyptier wissen, läßt sich vermuthen, daß ihre Weiber, wie bey den übrigen Orientalern, so gar eingeschlossen gewesen. Am königlichen Hofe haben sich immer Verschnittene befunden, und, wie bekannt, wurde schon Pharao Ammamenes das Opfer einer von den Vornehmsten unter ihnen angesponnenen Verschwörung. Daß die Aegyptier sehr eifersüchtig gewesen, ist außer Zweifel; und sie sind es noch, wie unter andern d'Arvieux und Maillet bezeugen. Plutarch erzählt, den ägyptischen Weibern sey verboten gewesen, Schuhe zu tragen; (*) welcher Gebrauch nachher in ein bürgerlich Gesetz verwandelt ward, und zwar unter dem Kalifat des Hakim, Stifter der Religion der Drusen, welche wir jetzt eine so große Rolle in den syrischen Unruhen spielen sehen, und die noch immer das unter dem Titel, Kitab-al-Machaid, bekannte heilige Buch aufbewahren. Dieses Buch, worinn sich das zur Unterstützung des Zeugnisses des Plutarchs ange-

(*) *Praecepta connub.* p. 121.

rer räthselhafte, geheimnisvolle Süjets zu bearbeiten, worinn wenige Geschöpfe ihre natürliche Gestalt behalten durften; die würklichen Dinge mußten decomponirt, und die Ungeheuer vervielfältigt werden: so geschah es, daß man die Natur nicht mehr zu Rathe zog, um die Fehler der Zeichnung zu verbessern, und ihre Rauhigkeit zu mildern. Man zeichnete, ohne Urbild, fantastische Gestalten, welche einer von der unsrigen ganz verschiedenen Welt anzugehören schienen (*). „ Ferner ist zu bemerken, daß die Aegyptischen Künstler in besonderer Abhängigkeit von den Priestern standen, welche dafür zu sorgen hatten, daß der Sinn der allegorischen Figuren nicht verlohren gehe; und also jede willkührliche Neuerung in derselben Abbildungen verhindern mußten. Diese Furcht vor Irrungen, welche mit der Zeit unvermeidlich geworden wären, legte den Künstlern den Zwang auf, immerwährend nur eine kleine Anzahl gegebner Modelle zu bearbeiten.

Mit den angeführten Ursachen lassen sich aber nicht alle Mängel der Aegyptischen Kunstwerke entschuldigen, sondern verschiedene derselben müssen geradezu denjenigen eigenthümlichen Beschaffenheiten des Aegyptischen Geistes, welche in dem dortigen Clima ihren Grund haben, zugeschrieben werden. So viel und nicht mehr leitet unser Verfasser in dem gegenwärti-

(*) Tom. I. p. 234.

wärtigen Falle aus dem physischen Einflusse der Elemente her, ob man ihm gleich das Gegentheil vorgeworfen; weswegen ich dann noch besonders erinnern will, daß derselbe an mehr als einem Orte seiner Schrift ausdrücklich behauptet, man müsse nothwendig, bey den philosophischen Untersuchungen über eine Nation, allemahl die moralischen Ursachen mit den physischen zusammen nehmen.

Mit den Ideen des Hrn. v. P*** über das Genie der Aegyptier und der Morgenländer überhaupt, stimmt sehr genau überein, was Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst über eben diesen Gegenstand vorgetragen. „Bey den Morgenländern und mittägigen „Völkern, sagt Winkelmann, sind die figür„lichen Ausdrücke so warm, als das Clima, „welches sie bewohnen, und der Flug ihrer „Gedanken übersteiget vielmahls die Grenzen „der Möglichkeit. In solchen Gehirnen bil„deten sich die abentheuerlichen Figuren der „Aegyptier und der Perser, welche ganz ver„schiedene Naturen und Geschlechter der Ge„schöpfe in eine Gestalt vereinigten, und die „Absicht ihrer Künstler gieng mehr auf das „Außerordentliche, als das Schöne.„ (*) Zum Gegensatz giebt eben dieser Verfasser, als ein unterscheidendes Merkmahl des griechischen Clima

(*) Geschichte der Kunst des Alterthums, I. Theil. I. Cap. S. 25.

Clima an, daß bey desselben Bewohnern die Einbildung nicht übertrieben gewesen. Und ein gleiches behauptet er von den glücklichern Gegenden Italiens, besonders von Sicilien, wo man bey den Künstlern zwar eine sehr feurige, aber keine aufgebrachte und aufwallende Einbildung antreffe; und die Natur ein glückliches Phlegma am häufigsten würke. (*)

Der gelehrte und scharfsinnige Hr. Leibarzt Zimmermann leitet aus dem mehrentheils sehr heißen und trocknen Clima von Asien und Africa, die Unwirksamkeit sehr vieler Völker dieser Welttheile, besonders der Aegyptier; ihre wenige Neugier; ihr Kleben an alten Sitten und Gewohnheiten; ihren Müßiggang; ihre Unterwürfigkeit; ihren Hang zur Ruhe und zur Einsamkeit her. Zugleich aber bemerkt derselbe, daß diese Schwachheit, Trägheit und Unwirksamkeit nicht schwerfällig sey, und die Empfindlichkeit ausschließe, sondern mit sehr viel Gefühl und der stärksten Einbildungkraft sich vergesellschafte. Aber diese Einbildungskraft sey auch oft in Verwirrung, und versteige sich bis zu den heftigsten Ausbrüchen des Aberglaubens und der zügellosesten Schwärmerey. Wie gemäß ein so widersinnig scheinendes Phänomen der menschlichen Natur sey, lasse sich aus der Hypochondrie, der Melancholie, und andern Nervenkrankheiten abnehmen, wo man die äußer-

(*) *Eben das.* I. Theil. I. Cap. S. 29.

äußerste Schwachheit, Trägheit und Unwirksamkeit, mit der äußersten Empfindlichkeit verbunden antreffe (*).

Aus den angeführten Ursachen zusammengenommen, läßt sich das Finstere und Geheimnißvolle der Aegyptischen Lehrart, das Abentheuerliche verschiedener religiösen und bürgerlichen Institute dieser Nation, und ihr entschiedener Geschmack am Räthselhaften und Verborgenen ziemlich gut erklären. Ihre Priester, welche, um dem Nachdenken obzuliegen, sich sogar in Hölen und unterirrdische Gemächer einsperrten, scheinen ihre Mitbürger im Hang zum Finstern und Melancholischen noch übertroffen zu haben. Die Ursache der sorgfältigen Verbergung ihrer heiligen Bücher haben gewisse Gelehrte in dem Gebrauche der Hieroglyphen finden wollen: aber wie unwahrscheinlich! Eben weil sie sich der hieroglyphischen Schreibart bedienten, hätten sie nicht nöthig gehabt, ihre Bücher so ängstlich zu verstecken, wie die Priester Griechenlandes und Italiens, welche sich gemeiner Lettern bedienten. Diese Schrift war jedem lesbar, jene hingegen schüzte ihre eigene Natur, nach dem Ausdrucke des Apulejus, vor der Neubegierde der Unheiligen.

Die Aegyptische Baukunst ist, gleich den übrigen Künsten, weit unter der Vollkommenheit

(*) Zimmermann von der Einsamkeit, S. 77-89.

heit geblieben. Bevor die Aegyptier sich zu einer Nation formirt hatten, lebten sie vermuthlich, als Troglodyten, in den Hölen Aethiopiens; und daher scheint auch das erste Muster ihrer Gebäude eine solche Felsenhöle, und nicht wie bey den Griechen, wo Clima und Boden ganz anders waren, eine Bauernhütte, oder wie bey den Chinesern, ein Zelt gewesen zu seyn. Sie blieben beständig fort große Liebhaber von unterirdischen Gängen und Gemächern, und das Ansehen vieler ihrer Gebäude ist wie von erkünstelten Felsen. Von der Bauart der Aegyptier ist die Bauart der Chineser ganz und gar unterschieden; am wesentlichsten aber wohl dadurch, daß jene das Dauerhafte, das Unzerstöhrbare, und gleichsam das Ewige beäugten; diese im Gegentheil alles sehr zerbrechlich anlegen.

Die Obelisken und Pyramiden waren dem Wesen, welches diese Welt beleuchtet, zu Ehren errichtet; und nur um deßwillen, sagt der Hr. v. P***, seyen ihre vier Seiten von den Priestern gerade nach den vier Hauptgegenden des Himmels gerichtet worden. Er verwirft aus sehr annehmlichen Gründen die Meynung, daß die Obelisken zu Sonnenzeigern, und die Spitzsäulen zu Andeutung der Wendung der Sonne im Thierkreise gedienet haben. Eben so wenig sollen leztere zu Grabstätten für Könige bestimmt gewesen seyn; welches unter andern auch Schaw bestritten, und sich darzu-

thun

thun bemühet hat, der marmorne Kasten in der großen Pyramide sey kein eigentlicher Sarcophag. Den Muthmaßungen des Hrn. von P*** zufolge, stellte dieser Kasten die Grabstätte des Osiris vor, wie man dann in Aegypten mehrere dergleichen gehabt, und das vorgebliche Grabmahl des Osymandyas — ein aus Osiris und Mendes sichtbarlich zusammengesezter Name — ebenfalls wohl nichts anders gewesen seyn möge.

Die Ursache, welche man angiebt, warum Cheops nicht in der Pyramide beygesetzet worden, welche er zu diesem Ende hatte errichten lassen, hält unser Verf. für eine Fabel. Wäre es bey dem Aegyptischen Volk üblich gewesen, so ernstlich über dem Gesetze, welches den bösen Regenten das Begräbniß versagte, zu halten; so müßte man es als eine unbegreifliche Ungereimtheit dieser Fürsten ansehen, daß sie sich Grabmahle erbauet hätten, woran sie mit Gewißheit vorhersehen gekonnt, daß sie ihnen dazu nicht dienen würden. Aber die Verordnungen, welche in den alten Aegyptischen Büchern standen, waren ja nicht alle im Schwange; sonst hätten uns die Priester selbst keine so lange Folge träger Könige hererzählt, welche in ihren Pallästen sich der Weichlichkeit überließen, und denen doch das Volk das Begräbniß nicht streitig machte. Der despotische Apries war äußerst gehaßt, und wurde, nach seiner Niederlage, durch den Amasis dem

Volke überliefert: man erdrosselte ihn, und trug ihn nachher in das Grabmahl seiner Väter, am Eingange des Tempels der Minerva zu Sais, wo alle Pharaonen von der Saitischen Völkerschaft ruheten.

Die Obelisken müssen nicht mit den Hermes-Säulen verwechselt werden. Auf diesen waren die Innschriften wesentlich; auf jenen aber, deren man verschiedene nackende hat, nicht. Das Wort Säule, im strengsten Verstande, gebühret den Hermetischen nicht; es waren eigentlich nur Gedächtnißsteine oder Tafeln. Manethon zog die in den unterirdischen Gängen errichtete Hermes-Säulen, bey Verfertigung seiner Aegyptischen Geschichte, zu Rathe. Diese Gedenksteine waren, nach dem Zeugniß eben dieses Manethon und anderer Schriftsteller des Alterthums, in dem geheimsten Theile des Tempels, Adytum genannt, und selbst in den Kellern, wohin sich die Priester zum Studieren begaben, eingeschlossen. Daß Hermes selbst, (Mercurius Trismegistus, Thot,) ein blosses mythologisches Hirngespinnst gewesen, hat Jablonski unwidersprechlich dargethan. Unter dem Namen Hermes oder Thot gaben die großen Collegia alle Werke, welche die Landes-Religion angiengen, heraus: denn kein Priester und kein Particulier schrieb in seinem eigenen Namen über dergleichen Materien. Von Büchern, welche die Aegyptier für höhere Eingebung gehalten, weiß man nichts; aber für heilig

heilig galten dem Volk alle diejenigen überhaupt, welche die Rechtsgelehrsamkeit, die Geschichte und Astrologie betrafen; vornemlich wenn sie von den Pharaonen selbst waren nachgesehen und berichtiget worden. Dem Hrn. v. P*** zufolge, ist die ganze Zeit, während welcher die Aegyptischen Priester ihre Hieroglyphen auf Steine gruben, die Zeit des ersten Hermes; die nachfolgenden Jahrhunderte, während welcher sie sich der Blätter von Papyrus bedienten (denn sie durften kein Pergament anrühren) gehören dem zweyten Hermes zu.

Die Kunst, worinn die Aegyptier es am weitesten gebracht, ist ohnstreitig das Glasmachen; und vielleicht haben die heimlichen Mittel und Handgriffe ihrer Künstler, kostbare Steine nachzuahmen und Cristalle zu färben, das Mährchen von der Verwandelung der Metalle veranlasset; eine Wissenschaft, welche von einigen Träumern den Aegyptischen Priestern zugeschrieben worden, denen doch sogar der Name der Hermetischen Philosophie nicht einmal bekannt gewesen ist.

Eh' ich die Materie von den Künsten und Handwerkern verlasse, muß ich einer Meinung des Hrn. v. P*** erwähnen, betreffend den an den Höfen aller Asiatischen Despoten eingeführten höchstschädlichen Gebrauch, eigne große Arbeitshäuser im Pallaste zu besitzen, worinn fast alles, was in den großen, sich immer er-

neurenden Kreis ihrer Bedürfnisse gehöret, verfertiget wird. Nach vielem Forschen glaubt der Hr. v. P*** die Quelle dieses Gebrauchs in dem Geiste oder Zweck eines Justinianischen Gesetzes gefunden zu haben.

„Die Kaiser von Constantinopel (schreibt „unser Verf.) nachdem sie ihren Unterthanen „verboten hatten, purpurne Kleider zu tragen, „achteten dieses Gesetz für so wichtig, daß je„dermann in die Unmöglichkeit gesezt werden „müsse, es zu überschreiten. In dieser Absicht „verboten sie ferner, im ganzen Umfange ihres „Reichs purpurne Zeuge zu verfertigen, wo„nächst ihnen selbst dann kein andres Mittel „übrig blieb, sich dergleichen zu verschaffen, „als eigne Arbeiter dafür in ihrem Pallaste „zu halten. Man etablirte also im Pallast „Färber und Dintenmacher zu Unterzeichnung „der Diplomen, Patente und Rescripte: denn „diese Dinte war auch purpurfarben, und wir „haben noch das Gesetz, dem zufolge es einem „jeden Particulier untersagt ist, sie zu machen „und zu gebrauchen.„

„Da endlich die Schwachheit und Unruhe „dieser Fürsten in gleichen Grade mit ihrer Ti„ranney immer höher stieg; so bildeten sie sich „ein, ihre Sicherheit erfordere, daß alle kai„serliche Zierrathen gleichfals im Pallast zu „Constantinopel verfertiget würden; und da „nun zur Verfertigung dieser Zierrathen eine

„Menge

„Menge verschiedener Gattungen von Arbei-
„tern gehörte, so setzte man am Hofe, außer
„den Färbern, auch Goldarbeiter, Demant-
„schneider, Weber, Schuster, Gürtler, Satt-
„ler, u. s. w. nieder. „

Hier sind die eigentlichen Worte des von
dem Kaiser Justinian gegebenen Gesetzes:

„Was zum königlichen Staat gehört, muß
„von den Hofarbeitern an meinem Hofe selbst
„gemacht; und nicht hie und da in Werkstät-
„ten verfertiget werden.„

„Ornamenta enim regia intra aulam meam
„fieri a palatinis artificibus debent, non pas-
„sim in privatis domibus aut officinis pa-
„rari. „ (*)

Die Besorgniß dieses Fürsten wegen der
Art, wie man seinem Gesetze ausweichen
könne, ist nicht minder merkwürdig, als das
Gesetz selbst. „Die Particuliere, sagt er,
„welche kaiserliche Zierrathen unter dem Vor-
„wande mir ein Geschenk damit machen zu
„wollen, verfertigen lassen, sollen mit dem To-
„de bestraft werden.„ (**)

 Diese

(*) Lib. XI. Tit. 9. Nulli prorsus liceat. S.
auch die Gesetze unter den Tituln: de Murile-
gulis und de vestibus holoberis.

(**) Tom. I. p. 293-295.

Diese aus einem einzelnen Falle abgeleitete Erklärung des Ursprunges eines so allgemeinen Instituts, als die Werkhäuser an den despotischen Höfen, will mir aus verschiedenen Ursachen nicht recht einleuchten. Die Sache, deucht mir, läßt sich natürlicher aus der wesentlichen Oekonomie der persönlichen Sclaverey und den Folgen des Despotismus begreifen. In allen Ländern, wo die häusliche Sclaverey im Schwange war, selbst in den Freystaaten, hatte jeder freyer Bürger Werkstätte in seinem Hause. Dieser Gebrauch hat unter einem willkührlichen Regiment, durch den Zusammenfluß verschiedener dieser Verfassung eigenthümlichen Mittel, sich nach und nach dergestalt modificiren müssen, daß die geschicktern Arbeiter endlich dem Publico, hiernächst den Großen und Reichen, und zuletzt so gar den Fürsten selbst mangeln mußten. Fügen Sie noch hinzu, daß es in dem Charakter des Despoten ist, thörichter Weise dahin zu streben, von seinem Unterthanen ganz unabhängig zu seyn, und besonders keines freyen Menschen zu bedürfen.

Betrachtungen, welche mit diesen Ideen in genauer Verbindung stehen, und gleichsam nur eine einzige Maße mit ihnen ausmachen, scheinen mir das Räthsel von dem großen Ansehen, worinn so viele Jahrhunderte durch die Verschnittenen in China gestanden, und die ungeheure Anzahl, wozu sie daselbst angewachsen, so ziemlich zu erklären.

Der

Der Despot, sagte ich, will ganz unabhängig seyn: er will aber nicht nur über alles Gewalt, er will auch zu allem eine Art von Recht haben. Je ähnlicher die Unterwürfigkeit, die man ihm bezeigt, einer Pflicht sieht, je angenehmer ist sie ihm, und der ärgste Sklave ist ihm der würdigste Mann. Den Anfang dieser Sinnesart bemerken wir schon in den ersten römischen Imperatoren, welche nach dem Ausdruck eines neuern Schriftstellers, „entweder aus Trägheit eine Wahl zu treffen, oder aus der Gewohnheit sich leiten zu lassen, oder aus dem Zutrauen, welches sich eine von Tag zu Tage fortgesetzte Niederträchtigkeit erwirbt, oder um ihre Gewalt nicht Leuten, die sie zu fürchten Ursache hatten, anzuvertrauen, oder aus dem heimlichen Stolz, den ein Despot empfindet, seine Sklaven anbeten zu machen, fast immer ihre Minister aus ihren Freygelassenen erwählten.„ Bald nachher gelangten an eben diesem römischen Hofe die Verschnittenen zur höchsten Gunst, und einer fast unumschränkten Gewalt: es wäre auch der Natur der Dinge zuwider, wenn ein Despot diese Gattung Halbmenschen nicht allen übrigen vorziehen sollte. So gar den edlen, muthigen und weisen Cyrus läßt Xenophon alle seine Hofbedienungen an Verschnittene geben, und ihn eine lange Rede zum Lobe dieser Elenden, und zur Vertheidigung der Fürsten, welche denselben ihr ganzes Vertrauen und die ansehnlichsten Ehrenstellen ertheilen, halten.

Unter wie vielerley, minder oder mehr, ungeheuren Gestalten, dieser Gebrauch von je her in den südlichen Ländern geherrscht, ist in den dahin gehörigen Geschichten und Beschreibungen nachzusehen. Was die Chineser betrift, da dieselben äußerst eifersüchtig sind, und viele Beyschläferinnen halten, auch die Castration bey ihnen nicht, wie in der Türkey und in Persien, durch göttliche und menschliche Gesetze untersaget ist, und die Väter kein Bedenken tragen, ihre Kinder nicht nur zu Sklaven zu verkaufen, sondern sogar häufig zu ermorden: so ist kein Wunder, daß die Menge der Entmannten unter ihnen sehr groß ward. Als nun die vornehmsten Verschnittenen des Pallastes unter einigen wollüstigen, trägen und schwachsinnigen Kaisern zu den höchsten Ehrenstellen gelangten, so suchten sie, mit gutem Grunde, immer mehr Bedienungen in die Hände ihres Gleichen zu bringen, bis endlich alle obrigkeitliche Personen lauter Verschnittene waren. Eine solche Revolution machte sich in China, wo die Verschnittenen in großer Menge und lauter Einheimische waren, eben so leicht, als sie in etwa einem andern despotischen Staate Asiens, wo man diese Elenden mit großen Kosten, und in weit geringerer Menge, aus fremden Ländern herholet, unmöglich gewesen seyn würde. Und nachdem das Chinesische Reich nun einmal ein Raub dieser Sclaven geworden; so war es nachher so leicht nicht, ihnen ihre Beute abzujagen. Was sie nach ihrem

Tode

Tode zurückließen, erbte allemal der Kaiser, und er hatte nicht zu befürchten, daß es einem von ihnen jemals einfallen möchte, selbst Kaiser seyn zu wollen. Weil aber alles seine Grenzen hat, so brachten diese Leute, durch ihren unbegreiflichen Uebermuth, und ihre schrankenlose Ausschweifungen es doch endlich dahin, daß sie zweymal aus den Gerichtshöfen verbannt wurden; aber beydemal drangen sie auch wieder hinein, und sezten sich vester als jemals, so daß die Reichen selbst anfiengen, ihre Kinder entmannen zu lassen, um ihnen den Weg zu Bedienungen zu öffnen. Zwar haben die Tartaren Mandhuis, nach ihrer Eroberung von China im Jahr 1644, alle verschnittene Mandarinen zum drittenmal abgesezt; aber Chung-tchi, Stifter der gegenwärtigen Dynastie, behielt deren dennoch 6000 für seinen Hof; und wahrscheinlicher Weise werden nach und nach die alten Mißbräuche wieder Raum gewinnen, und die Verschnittenen sich aufs neue zu einer allgemeinen Herrschaft emporschwingen.

Es bleiben mir, die Aegyptier betreffend, noch zween sehr interessante Gegenstände, ihre Religion und ihre Staatsverfassung abzuhandeln, übrig: in meinem nächsten Briefe werde ich Sie davon unterhalten, und, nachdem ich mich schließlich noch einiger kritischen und revisorischen Anmerkungen entlediget, Sie mit des Hrn. v. P*** Werk selbst allein lassen.

Ich bin rc.



IV.

Beyträge zur Geschichte der Menschheit, aus den Annalen der Teutschen.

Beschluß des ersten Abschnitts.

VI.

Von der Armuth und dem Reichthum in dem alten Teutschland.

Die alten Germanier hatten also Land-Eigenthum — das war schon damals, wie noch bis auf den heutigen Tag, die natürliche und vornehmste Grundlage ihrer allgemeinen und weit ausgebreiteten Viehzucht. Beydes, Land-Eigenthum und Viehzucht, waren schon in dem alten Teutschland die natürlichen Quellen der nothdürftigen Nahrung und des Unterhalts. Das sind nun, wie ich hoffe, für unsre Leser ausgemachte Wahrheiten, historisch erwiesene Sätze.

Aber daß alles Eigenthum, und überhaupt das Vermögen der alten Teutschen, Wehr und Waffen ausgenommen, einzig und allein in Ländereyen und Vieh bestanden habe — dies ist ein neuer Umstand, der in der Geschichte

schichte der Menschheit eine eigene Periode macht, und die damalige Verfassung von der jetzigen und dem Zustand vieler andern Nationen gar sehr unterscheidet. Dieser Umstand ist das wahre untrügliche Kennzeichen der Barbarey, in so fern wir darunter die zwoote Stufe in dem Alter der Menschheit verstehen. Diese Verfassung macht die eigentliche bestimmte Grenzscheide zwischen dem alten und neuern Teutschland, und dauerte auch unter den Teutschen nur so lange, bis sie anfiengen, durch die Bekanntschaft, den Umgang, den Handel, und ihre vielfältige Kriege mit den Römern verfeinert zu werden. Die Sache verdient dahero allerdings eine genauere Untersuchung und weitere Aufklärung.

Wir verstehen unter des **Menschen Vermögen und Eigenthum** alles dasjenige, was er für seine Bedürfnisse in ausschließendem Besitze hat, und womit er die nöthige Nahrung und seinen Unterhalt sich mittel- oder unmittelbarer Weise verschaffen kann. Der Erdboden ist dem Menschen vom Schöpfer zum Wohnsitze bestimmt, und darum also eingerichtet worden, daß die ganze auf demselben befindliche Natur zu des Menschen Nahrung und Unterhalt dienen soll. So bald sich einmal die Menschheit aus dem thierischen Zustande der Wildheit heraus gewunden, und eine Stufe höher geschwungen hat, und Eigenthum die Grundlage ihrer Gesellschaft geworden ist, so muß

muß derjenige, den damit weder Glück noch Geburt versehen hat, von den Eigenthümern seine Nahrung erhalten. Dies geschieht auf verschiedene Weise, und vornemlich auf eine unterscheidende Art im Stand der Barbarey, und wieder anders, wenn die Kultur einmal eingetreten ist. Doch davon in den folgenden Abtheilungen unserer Beyträge.

Die Eigenthümer hingegen leben von ihrem Vermögen und Eigenthum; aber dieses kann wieder verschieden und vornemlich doppelter Art seyn; und der würkliche Erfolg in der Geschichte sowol, als die weitere Entwicklung ihrer Phänomenen aus ihren Ursachen wird lehren, ob auch die Verschiedenheit des Eigenthums und insbesondere, ob die Einzigheit der einen und der Zuwachs der andern Gattung desselben wieder für die natürlichen und eigenthümlichen Folgen der Barbarey und Kultur zu halten sind.

Das Vermögen und Eigenthum besteht nemlich entweder in Ländereyen und Viehheerden, womit Ackerbau und Viehzucht getrieben, und aus diesen beyden natürlichen Quellen für die nothdürftigen Bedürfnisse Nahrung und Unterhalt unmittelbar gezogen wird; oder auch in etwas anderm, und mit einem Wort alles zu sagen, in Geld, als dem Maasstabe aller übrigen brauchbaren Dinge, womit aus dem Eigenthum der ersten Gattung alles Nothdürftige käuflich erhalten werden kann.

Was

Was der Mensch mit seinem Vermögen und Eigenthum irgend bewürken, und dabey für Absichten haben und erreichen mag, darinn sind beyde Arten desselben einander vollkommen gleich. Der Unterschied besteht blos in ihrer innerlichen Beschaffenheit, und der Art, wie sie behandelt und erhalten werden müssen. Miswachs und die übrigen Landplagen bey der einen: Diebstahl und Räuberey derer, die dafür gestraft und nicht gestraft werden, bey der andern Gattung, heben die Gefahren des Verlusts auf beyden Seiten gegen einander auf, und stellen zwischen beyderley Eigenthümern, in dem Maas der Sicherheit ihres Vermögens, die Gleichheit wieder her.

In dem alten Germanien gab es nur die eine Gattung von Vermögen und Eigenthum, und dieses war blos Länderey und Vieh, und von der andern wußten unsere älteste Vorfahren weder Namen noch Gebrauch — ganz und gar nichts. Auf diesem Mangel und der Unbekanntschaft des Geldes beruht die Wahrheit vieler Umstände, die ich in den folgenden Abschnitten von dem innern Nationalzustand des teutschen Alterthums anzuführen gedenke. Man erlaube mir also über diesen merkwürdigen Umstand eine desto vollständigere Ausführung, um nichts außen zu lassen, was irgend zur Ueberzeugung des Lesers dienen könnte.

Das Zeugniß des römischen Geschichtschreibers sezt zwar schon die Sache ziemlich außer

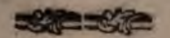
Zwei-

neurenden Kreis ihrer Bedürfnisse gehöret, verfertiget wird. Nach vielem Forschen glaubt der Hr. v. P*** die Quelle dieses Gebrauchs in dem Geiste oder Zweck eines Justinianischen Gesetzes gefunden zu haben.

„Die Kaiser von Constantinopel (schreibt „unser Verf.) nachdem sie ihren Unterthanen „verboten hatten, purpurne Kleider zu tragen, „achteten dieses Gesetz für so wichtig, daß je„dermann in die Unmöglichkeit gesezt werden „müsse, es zu überschreiten. In dieser Absicht „verboten sie ferner, im ganzen Umfange ihres „Reichs purpurne Zeuge zu verfertigen, wo„nächst ihnen selbst dann kein andres Mittel „übrig blieb, sich dergleichen zu verschaffen, „als eigne Arbeiter dafür in ihrem Pallaste „zu halten. Man etablirte also im Pallast „Färber und Dintenmacher zu Unterzeichnung „der Diplomen, Patente und Rescripte: denn „diese Dinte war auch purpurfarben, und wir „haben noch das Gesetz, dem zufolge es einem „jeden Particulier untersagt ist, sie zu machen „und zu gebrauchen.„

„Da endlich die Schwachheit und Unruhe „dieser Fürsten in gleichen Grade mit ihrer Ti„ranney immer höher stieg; so bildeten sie sich „ein, ihre Sicherheit erfordere, daß alle kai„serliche Zierrathen gleichfals im Pallast zu „Constantinopel verfertiget würden; und da „nun zur Verfertigung dieser Zierrathen eine

„Menge



„Menge verschiedener Gattungen von Arbei-
„tern gehörte, so setzte man am Hofe, außer
„den Färbern, auch Goldarbeiter, Demant-
„schneider, Weber, Schuster, Gürtler, Satt-
„ler, u. s. w. nieder.„

Hier sind die eigentlichen Worte des von
dem Kaiser Justinian gegebenen Gesetzes:

„Was zum königlichen Staat gehört, muß
„von den Hofarbeitern an meinem Hofe selbst
„gemacht; und nicht hie und da in Werkstät-
„ten verfertiget werden.„

„Ornamenta enim regia intra aulam meam
„fieri a palatinis artificibus debent, non pas-
„sim in privatis domibus aut officinis pa-
„rari.„ (*)

Die Besorgniß dieses Fürsten wegen der
Art, wie man seinem Gesetze ausweichen
könne, ist nicht minder merkwürdig, als das
Gesetz selbst. „Die Particuliere, sagt er,
„welche kaiserliche Zierrathen unter dem Vor-
„wande mir ein Geschenk damit machen zu
„wollen, verfertigen lassen, sollen mit dem To-
„de bestraft werden.„ (**)

 Diese

(*) Lib. XI. Tit. 9. Nulli prorsus liceat. S. auch die Gesetze unter den Tituln: de Murilegulis und de vestibus holoberis.

(**) Tom. I. p. 293-295.



IV.

Beyträge zur Geschichte der Menschheit,

aus

den Annalen der Teutschen.

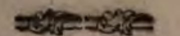
Beschluß des ersten Abschnitts.

VI.

Von der Armuth und dem Reichthum in dem alten Teutschland.

Die alten Germanier hatten also Land-Eigenthum — das war schon damals, wie noch bis auf den heutigen Tag, die natürliche und vornehmste Grundlage ihrer allgemeinen und weit ausgebreiteten Viehzucht. Beydes, Land-Eigenthum und Viehzucht, waren schon in dem alten Teutschland die natürlichen Quellen der nothdürftigen Nahrung und des Unterhalts. Das sind nun, wie ich hoffe, für unsre Leser ausgemachte Wahrheiten, historisch erwiesene Sätze.

Aber daß alles Eigenthum, und überhaupt das Vermögen der alten Teutschen, Wehr und Waffen ausgenommen, einzig und allein in Ländereyen und Vieh bestanden habe — dies ist ein neuer Umstand, der in der Geschichte



schichte der Menschheit eine eigene Periode macht, und die damalige Verfassung von der jetzigen und dem Zustand vieler andern Nationen gar sehr unterscheidet. Dieser Umstand ist das wahre untrügliche Kennzeichen der Barbarey, in so fern wir darunter die zwoote Stufe in dem Alter der Menschheit verstehen. Diese Verfassung macht die eigentliche bestimmte Grenzscheide zwischen dem alten und neuern Teutschland, und dauerte auch unter den Teutschen nur so lange, bis sie anfiengen, durch die Bekanntschaft, den Umgang, den Handel, und ihre vielfältige Kriege mit den Römern verfeinert zu werden. Die Sache verdient dahero allerdings eine genauere Untersuchung und weitere Aufklärung.

Wir verstehen unter des **Menschen Vermögen und Eigenthum** alles dasjenige, was er für seine Bedürfnisse in ausschließendem Besitze hat, und womit er die nöthige Nahrung und seinen Unterhalt sich mittel- oder unmittelbarer Weise verschaffen kann. Der Erdboden ist dem Menschen vom Schöpfer zum Wohnsitze bestimmt, und darum also eingerichtet worden, daß die ganze auf demselben befindliche Natur zu des Menschen Nahrung und Unterhalt dienen soll. So bald sich einmal die Menschheit aus dem thierischen Zustande der Wildheit heraus gewunden, und eine Stufe höher geschwungen hat, und Eigenthum die Grundlage ihrer Gesellschaft geworden ist, so

muß

muß derjenige, den damit weder Glück noch Geburt versehen hat, von den Eigenthümern seine Nahrung erhalten. Dies geschieht auf verschiedene Weise, und vornemlich auf eine unterscheidende Art im Stand der Barbarey, und wieder anders, wenn die Kultur einmal eingetreten ist. Doch davon in den folgenden Abtheilungen unserer Beyträge.

Die Eigenthümer hingegen leben von ihrem Vermögen und Eigenthum; aber dieses kann wieder verschieden und vornemlich doppelter Art seyn; und der würkliche Erfolg in der Geschichte sowol, als die weitere Entwicklung ihrer Phänomenen aus ihren Ursachen wird lehren, ob auch die Verschiedenheit des Eigenthums und insbesondere, ob die Einzigheit der einen und der Zuwachs der andern Gattung desselben wieder für die natürlichen und eigenthümlichen Folgen der Barbarey und Kultur zu halten sind.

Das Vermögen und Eigenthum besteht nemlich entweder in Ländereyen und Viehheerden, womit Ackerbau und Viehzucht getrieben, und aus diesen beyden natürlichen Quellen für die nothdürftigen Bedürfnisse Nahrung und Unterhalt unmittelbar gezogen wird; oder auch in etwas anderm, und mit einem Wort alles zu sagen, in Geld, als dem Maasstabe aller übrigen brauchbaren Dinge, womit aus dem Eigenthum der ersten Gattung alles *Nothdürftige* käuflich erhalten werden kann.

Was

Was der Mensch mit seinem Vermögen und Eigenthum irgend bewürken, und dabey für Absichten haben und erreichen mag, darinn sind beyde Arten desselben einander vollkommen gleich. Der Unterschied besteht blos in ihrer innerlichen Beschaffenheit, und der Art, wie sie behandelt und erhalten werden müssen. Miswachs und die übrigen Landplagen bey der einen: Diebstahl und Räuberey derer, die dafür gestraft und nicht gestraft werden, bey der andern Gattung, heben die Gefahren des Verlusts auf beyden Seiten gegen einander auf, und stellen zwischen beyderley Eigenthümern, in dem Maas der Sicherheit ihres Vermögens, die Gleichheit wieder her.

In dem alten Germanien gab es nur die eine Gattung von Vermögen und Eigenthum, und dieses war blos Länderey und Vieh, und von der andern wußten unsere älteste Vorfahren weder Namen noch Gebrauch — ganz und gar nichts. Auf diesem Mangel und der Unbekanntschaft des Geldes beruht die Wahrheit vieler Umstände, die ich in den folgenden Abschnitten von dem innern Nationalzustand des teutschen Alterthums anzuführen gedenke. Man erlaube mir also über diesen merkwürdigen Umstand eine desto vollständigere Ausführung, um nichts außen zu lassen, was irgend zur Ueberzeugung des Lesers dienen könnte.

Das Zeugniß des römischen Geschichtschreibers sezt zwar schon die Sache ziemlich außer

Zwei-

Zweifel. Er sagt für das erste, daß der alten Teutschen liebstes und einziges Vermögen in Vieh bestanden habe (*), und in so ferne muß das Land-Eigenthum blos als die Grundlage und das Mittel zu einer zahlreichen Viehzucht angesehen worden seyn.

Damit stimmen für das Zweyte seine übrigen Bemerkungen an der altteutschen Verfassung vollkommen überein, daß nicht nur in dem Innern des Landes noch zu seinen Zeiten nach der einfältigen Weise der Alten aller wechselseitige Verkehr, durch den Tausch (**), sondern auch alle einseitige Prästationen in nichts anderm, als den natürlichen rohen Produkten ihres Eigenthums, — in Feldfrüchten und Vieh geschehen seyn. Zu dergleichen gehören alle damalige Strafen, oder eigentlicher zu reden, Bußen und Entschädigungen derer, denen auf irgend eine Art Schaden zugefügt worden war a), der Sold für die nach altteutscher Manier gedungenen Soldaten b); die Geschenke, so an die Heerführer gemacht zu werden pflegten

(*) Cap. 5. (armentorum et pecorum) „numero gaudent. Eaeque solae et gratissimae opes sunt.„

(**) „interiores simplicius et antiquius permutatione mercium vtuntur.„

a) Cap. XII. XXI. b) Cap. XIV.

ten c); das gewöhnliche Brautgeschenk bey dem Antritt des Ehestandes d); die Abgabe von den gepachteten Ländereyen e); überall, wo der alte Römer und der neue Teutsche eine gewiße Summe Geldes vermuthet, und sich bedungen haben würde, vertrat dessen Stelle bey den alten Teutschen ein gewisses Maas oder eine Anzahl natürlicher Produkte aus dem Feldbau und der Viehzucht.

Um dahero diese ganz fremde unerwartete Landesart desto glaubhafter zu machen, so merkte Tacitus endlich für das Dritte ausdrücklich an, „daß zwar einige nächstgelegene angrenzende „teutsche Völkerschaften den Gebrauch des Gel„des erst neuerlich von den Römern gelernt (*), „sonsten aber, und die Germanier überhaupt, „weder Gold noch Silber hätten, oder doch „wenigstens nicht so gierig und zu gleichem „Endzwecke, als andere Nationen, darnach „zu streben gewohnt wären.„ (**)

Der

c) Cap. XV. d) Cap. XVIII. e) Cap. XXV.

(*) Cap. XV. „Iam et pecuniam accipere docuimus.„ Cap. V. „quamquam proximi ob vsum commerciorum aurum et argentum in pretio habent, formasque quasdam nostrae pecuniae agnoscunt atque eligunt.„

(**) Cap. V. Aurum et argentum propitii an irati Dii negauerint, dubito. Nec tamen adfirmauerim, nullam Germaniae venam argentum aurum-

da sie angefangen haben den Gebrauch des Geldes kennen zu lernen, und sich desselben in ihrem wechselseitigen Verkehr zu bedienen, so wird man finden, daß das Geld, so zu sagen, aus den ersten Keimen ihrer Kultur hervorgesprossen ist, und die Wahrheit meiner zum Grund der Hypothese gelegten Säze wird also durch die Geschichte erprobt werden. Mit Recht kann man also das Daseyn und den Gebrauch des Geldes unter einer Nation für das untrügliche Kennzeichen ihrer Kultur halten, und auf deren Rechnung sind meistentheils alle die guten und schlimmen Würkungen zu schreiben, die man öfters für die Folgen des Geldes hält, oder doch wenigstens deren Ursach man mit dem Geld, dessen Element sie ist, zu benennen und auszudrücken pflegt.

Germanien selbst kann hierinn zum augenscheinlichen Beyspiel dienen. Tacitus lernte dieses Land gerade um die Zeit kennen, da darinn die erste Kultur hervorzukeimen anfieng. Die Teutschen wurden durch die Bekanntschaft und den Umgang mit den Römern nach und nach verfeinert. Auf der römischen Grenze, also unter denen längst derselben hingelegnen teutschen Völkerschaften, müssen die ersten deutlichen Spuren der teutschen Kultur sichtbar geworden seyn. Die Erzählungen des römischen Geschichtsschreibers von den innern Landschaften Germaniens sind auch sehr verschieden

bekanntschaft des Geldes ganz und gar nichts zu thun: und für das Zweyte war dieser verständige Römer, und Geschichtschreiber von so viel Ueberlegung, in seinen Urtheilen nicht so übereilt, daß er hätte Germanien ein natürliches Produkt des Landes absprechen sollen, dessen Daseyn zu bezweiflen, oder zu behaupten, erst vorhero ganze Schichten der Erde hätten müssen durchwühlt und durchforscht worden seyn. Eine Arbeit, woran damalen die erste Hand zu legen, eine Unternehmung war, wozu in Germanien noch niemand die Entschließung gefasset hatte.

Es bleibt also nach den angeführten und so genau bestimmten Zeugnissen des römischen Geschichtschreibers zuverläßig wahr und ausgemacht, daß die alten Germanier von Gold und Silber, als eigentlichem Geld und dessen Gebrauch, ganz und gar nichts gewußt haben.

So fremd und sonderbar vielen noch heutiges Tages dieser Umstand in der altteutschen Verfassung scheinen möchte; so natürlich und nothwendig kommt er mir vor, da ich das Gegentheil, und den Gebrauch des Geldes unter unsern Vorfahren sowohl, als allen übrigen Völkern, die ihnen je ähnlich gewesen sind, oder noch seyn möchten, für ganz und gar unmöglich halte. Bey Erprobung wichtiger, historischer Wahrheiten, die auf der Aussage eines *einzigen Zeugen* beruhen, wenn gleich

gegen dessen Glaubwürdigkeit nicht viel zu erinnern ist, scheint doch der Beweis von der Unmöglichkeit des Gegentheils noch von vielem Gewicht zu seyn. Ich will dahero obigen Satz mit aller gehörigen Schärfe beweißen.

Gold und Silber ist zwar ein rohes Produkt der Natur; aber da es nicht für die natürlichen Bedürfnisse, zu des Menschen Nahrung und Unterhalt dienet, so müssen dafür erst neue verfeinerte Bedürfnisse entstanden, und diese rohe Metallen durch die Kunst darnach zubereitet seyn, wenn sie einen würklichen Werth erhalten sollen. Betrachten wir aber vollends Gold und Silber als Geld, so ist dieses blos ein **Werk** der Gesellschaft; und, nicht zu gedenken, daß es vornemlich in einem bürgerlichen System unter dem Vorschub und der Aufsicht einer ordentlichen Obrigkeit in gehöriger Fortdauer bestehen kann, so muß doch vorher erst einiger Anlaß und Endzweck vorhanden seyn, ehe die Gesellschaft darauf verfallen kann, ein dergleichen Werk hervorzubringen, und den Gebrauch des Geldes unter sich einzuführen. Mit einem Wort, das Geld, wie alle andere dergleichen Dinge, müssen von einigem Gebrauch und erst darinn unentbehrlich geworden seyn, ehe sie ihr Daseyn und ihren Fortgang erhalten können.

Folgende an einander gekettete Reihe von *Bestimmungen* in dem Nationalzustand eines

Volks wird uns endlich auf ein Verhältniß, auf ein neuentstandenes Bedürfniß führen, darinn das Geld von vieler Bequemlichkeit seyn, entstehen und unentbehrlich werden kann.

Wenn eine Nation in ihren Begriffen aufgeklärt, und in ihren Empfindungen und Sitten verfeinert wird, so entstehen in ihr, über die natürlichen, neue Bedürfnisse, und die ganze rohe für sie aufgeschlossene Natur reicht mit ihrem ganzen Reichthum nicht mehr zu, diese Bedürfnisse neuentstandener Art zu befriedigen. Sie erfodern also eine zwoote neue Schöpfung von Dingen, die nunmehr zu des verfeinerten Lebens Nahrung und Unterhalt nicht wohl entbehrlich sind: oder vielmehr, für den umgeschaffenen, mit neuen Bedürfnissen umlagerten Menschen, muß auch die ganze für ihn nun roh daliegende Natur umgeschaffen werden, damit beyde, der Mensch und die Natur, ihr gehöriges Verhältniß gegen einander behalten können. Diese neue Schöpfung ist das Werk der Kunst und Industrie. Alle diese neugeschaffene Dinge, deren nun eine verfeinerte Nation bedürftig ist, und deren Werth großentheils in dem darauf verwandten Maas von Zeit, Kunst und Arbeit besteht, sind zuerst das Eigenthum ihres Schöpfers, aus dessen Händen sie entstanden sind. Die erste nothwendige Folge von dieser großen Veränderung, die solchergestalt mit der Menschheit und der Gesellschaft vorgeht, ist

eine neue Art von Eigenthum und Eigenthumsherrn, die die vorigen Eigenthümer der natürlichen Nahrungsmittel und ihrer Quellen in eben dem Maas und in gleicher Bedeutung, ihrer neugemachten Bedürfnisse wegen, nunmehro sich eben so unterwürfig machen, als sie ihnen dagegen, ihrer natürlichen Bedürfnisse wegen, vorher unterwürfig gewesen waren, und noch sind. Diese wechselseitigen Bedürfnisse des gegenseitigen Eigenthums machen also einen unaufhörlichen Tausch und Verkehr nothwendig: aber die einfältige und alte Art des wechselsweisen Verkehrs und Tausches, der in dem vorigen Zustand nicht so häufig, nicht so mannichfaltig, und also um so viel leichter war, ist nunmehr, der Mannichfaltigkeit der Dinge, und der aufgehäuften Menge wegen, mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß er beynahe unmöglich länger beybehalten werden kann. Die natürlichen Bedürfnisse des rohen Menschen schränken sich auf das geringe Maas der Nothdurft ein: die neugemachten Bedürfnisse des verfeinerten Menschen haben nach seiner Begierde und ihrer Möglichkeit keine Schranken. Die natürlichen Nahrungs- und Unterhaltungsmittel fließen aus den beyden Quellen des Feldbaues und der Viehzucht, und haben noch eher ein bestimmtes Maas, als die Werke der Kunst und Industrie, die der schöpferische Geist des Menschen und dessen geschickte Hand nun ins Unendliche vervielfältiget. Unmög-

lich kann immer das Eigenthum der Natur mit dem Eigenthum der Kunst so genau ausgeglichen werden, daß beyde Eigenthümer mit dem wechselseitigen Tausch zufrieden seyn könnten. Sie sind also, und mit ihnen ist die ganze Gesellschaft, eine ganze Nation in einer Lage, darinn sie eines allgemeinen **Maasstabs**, eines Maasstocks von beyderley Arten des Eigenthums, und aller unter ihnen brauchbaren und einen Werth habenden Dinge, **bedarf**: und nun ist die Entstehung des Gelds möglich, desselben Gebrauch unentbehrlich, und wird auch nicht lang unbekannt und unbenuzt bleiben, weil eben dieser nothwendig gewordene Maasstab aller Güter und Arten des Eigenthums nichts anders als das Geld selbsten ist.

Aber diese wesentlichen Bestimmungen in dem Zustand einer Nation, unter welchen einzig und allein das Geld entstehen, und sein Gebrauch bekannt und gewöhnlich werden kann, sind gerade eben dieselben, die wir unter dem allgemeinen Wort, **Kultur**, begreifen, und so ist diese für das eigentliche und einzige Element des Geldes anzusehen, außer welchem dies Produkt der Gesellschaft eben so wenig entstehen kann, als das Phänomen des Schalls in luftleerem Raum.

Man vergleiche nun diese Schlußkette der Reflexion mit den Erfahrungen aller Nationen in *allen Zeitaltern*, und mit dem Zeitpunkt,

 da

da sie angefangen haben den Gebrauch des Geldes kennen zu lernen, und sich desselben in ihrem wechselseitigen Verkehr zu bedienen, so wird man finden, daß das Geld, so zu sagen, aus den ersten Keimen ihrer Kultur hervorgesprossen ist, und die Wahrheit meiner zum Grund der Hypothese gelegten Sätze wird also durch die Geschichte erprobt werden. Mit Recht kann man also das Daseyn und den Gebrauch des Geldes unter einer Nation für das untrügliche Kennzeichen ihrer Kultur halten, und auf deren Rechnung sind meistentheils alle die guten und schlimmen Würkungen zu schreiben, die man öfters für die Folgen des Geldes hält, oder doch wenigstens deren Ursach man mit dem Geld, dessen Element sie ist, zu benennen und auszudrücken pflegt.

Germanien selbst kann hierinn zum augenscheinlichen Beyspiel dienen. Tacitus lernte dieses Land gerade um die Zeit kennen, da darinn die erste Kultur hervorzukeimen anfieng. Die Teutschen wurden durch die Bekanntschaft und den Umgang mit den Römern nach und nach verfeinert. Auf der römischen Grenze, also unter denen längst derselben hingelegnen teutschen Völkerschaften, müssen die ersten deutlichen Spuren der teutschen Kultur sichtbar geworden seyn. Die Erzählungen des römischen Geschichtsschreibers von den innern Landschaften Germaniens sind auch sehr verschieden

schieden von denen, die er von den Umständen dieser an der römischen Grenze gelegenen Völkerschaften macht. Unter diesen fand er ausser den natürlichen, eine Menge anderer Bedürfnisse, und die Begierde nach tausenderley Kleinigkeiten und andern mannichfaltigen Dingen, die nicht die rohe Natur in ihrem Schoos hatte, daraus sie sich hätten damit versorgen können. Unter diesen Teutschen fand er überall von den Produkten und Werken der Kunst und Industrie, die ihnen die gewinnsüchtigen Römer in Menge bekannt machten, und die sie von denselben begierig kauften. Unter diesen sich dergestalt so sehr unähnlich gewordenen Teutschen fand er auch den althergebrachten sonst gewöhnlichen Verkehr durch den wechselsweisen Tausch der Waaren ganz abgeschaft, und, um der Erleichterung des beständigen Handels willen, Geld, und vornehmlich römische Silbermünze im Gang. (*)

(*) Cap. V. „proximi ob *usum commerciorum* aurum et argentum in praetio habent, formasque quasdam nostrae pecuniae agnoscunt, atque eligunt. — Pecuniam probant veterem, et diu notam, Serratos Bigatosque. Argentum quoque magis, quam aurum sequuntur, nulla affectione animi; sed quia numerus argentorum *facilior* usui est *promiscua* et *vilia* mercantibus. Man vergleiche damit Cap. XXIII. Cap. XVII.

Ich finde mit diesem römischen Handel auf der teutschen Grenze nichts ähnlichers in der Geschichte, das zur Erläuterung dienen und angeführt zu werden verdiente, als den Handel der Europäer auf den amerikanischen und andern weit entlegenen Küsten, deren Bewohner durch sie so viele neue Bedürfnisse, so viele tausenderley künstlich- verarbeitete Dinge und um derentwillen den Gebrauch des Geldes kennen lernen, und in demselben Masse verfeinert zu werden pflegen.

Aber wie sollte die Bekanntschaft und der Gebrauch des Geldes in dem innern unkultivierten Teutschland möglich gewesen seyn?

Befriedigung des Hungers, Durstes und der Blöße — dieß sind die natürlichen unvermeidlichen Bedürfnisse des rohen Sohnes der Natur: und außer denen, kennt er, nebst der Begattung, andere so wenig als das Thier. Die unangenehme Empfindung davon spornt ihn an, sich dagegen mit dem im Schooße der Natur für ihn daliegenden Reichthum zu versorgen.

Pflanzen und Thiere, deren Fleisch, und die Früchte der Erde — dies sind die natürlichen Nahrungs- und Unterhaltsmittel, deren der Mensch, in dieser Unwissenheit und Einfalt, nothdürftig für sich und die Seinigen bedarf.

Hat er daran Ueberfluß, oder leidet doch keinen Mangel, so drückt ihn weiter keine *natürliche* Noth: er kann sich begatten; des Tages

ges sich mit Arbeit beschäftigen, des Nachts seine Ruhe genießen, und von vielen Tausend unserer Bedürfnisse, unserer Wünsche, unserer ausgekünstelten Noth und Plagen fehlt ihm so gar der Begriff von ihrer Möglichkeit. Er genießt freylich nicht die reine Wollust des ganzen Glücks, das für den Mensch von aufgeklärtem Verstande und verfeinerter Empfindung bestimmt ist: seine ganze Thätigkeit grenzt ziemlich nahe an das Leben des Thieres. Doch ist er nicht schlimmer daran als das Thier.

In diesem noth- und mangellosen Zustand befindet sich der Eigenthümer von Ländereyen und Viehheerden, so wohl als der andere, der dergleichen Eigenthum nicht hat, den aber der Eigenthümer aus seinem Ueberfluß, seiner eigenen Vortheile wegen, mit dem Nothdürftigen versorgen muß.

Bey dem Gefühl so weniger, und dem Mangel so vieler tausend anderer Bedürfnisse: bey einem allgemeinen aus der reichen Quelle der Natur hervorströmenden Ueberfluße des Nothdürftigen kann diese Einfalt und Unwissenheit nicht anders als die Genügsamkeit zur Seite haben.

Lasset nun einen solchen, aus Unwissenheit und Einfalt seines Zeitalters, genügsamen, rohen Sohn der Natur Centner schwere Lasten von gediegenen Gold und Silber in den Eingeweiden

Ich finde mit diesem römischen Handel auf der teutschen Grenze nichts ähnlichers in der Geschichte, das zur Erläuterung dienen und angeführt zu werden verdiente, als den Handel der Europäer auf den amerikanischen und andern weit entlegenen Küsten, deren Bewohner durch sie so viele neue Bedürfnisse, so viele tausenderley künstlich-verarbeitete Dinge und um derentwillen den Gebrauch des Geldes kennen lernen, und in demselben Masse verfeinert zu werden pflegen.

Aber wie sollte die Bekanntschaft und der Gebrauch des Geldes in dem innern unkultivierten Teutschland möglich gewesen seyn?

Befriedigung des Hungers, Dursts und der Blöße — dieß sind die natürlichen unvermeidlichen Bedürfnisse des rohen Sohnes der Natur: und außer denen, kennt er, nebst der Begattung, andere so wenig als das Thier. Die unangenehme Empfindung davon spornt ihn an, sich dagegen mit dem im Schooße der Natur für ihn daliegenden Reichthum zu versorgen.

Pflanzen und Thiere, deren Fleisch, und die Früchte der Erde — dies sind die natürlichen Nahrungs- und Unterhaltsmittel, deren der Mensch, in dieser Unwissenheit und Einfalt, nothdürftig für sich und die Seinigen bedarf.

Hat er daran Ueberfluß, oder leidet doch keinen Mangel, so drückt ihn weiter keine natürliche Noth: er kann sich begatten; des Ta-

ges sich mit Arbeit beschäftigen, des Nachts seine Ruhe genießen, und von vielen Tausend unserer Bedürfnisse, unserer Wünsche, unserer ausgekünstelten Noth und Plagen fehlt ihm so gar der Begriff von ihrer Möglichkeit. Er genießt freylich nicht die reine Wollust des ganzen Glücks, das für den Mensch von aufgeklärtem Verstande und verfeinerter Empfindung bestimmt ist: seine ganze Thätigkeit grenzt ziemlich nahe an das Leben des Thieres. Doch ist er nicht schlimmer daran als das Thier.

In diesem noth- und mangellosen Zustand befindet sich der Eigenthümer von Ländereyen und Viehheerden, so wohl als der andere, der dergleichen Eigenthum nicht hat, den aber der Eigenthümer aus seinem Ueberfluß, seiner eigenen Vortheile wegen, mit dem Nothdürftigen versorgen muß.

Bey dem Gefühl so weniger, und dem Mangel so vieler tausend anderer Bedürfnisse: bey einem allgemeinen aus der reichen Quelle der Natur hervorströmenden Ueberfluße des Nothdürftigen kann diese Einfalt und Unwissenheit nicht anders als die Genügsamkeit zur Seite haben.

Lasset nun einen solchen, aus Unwissenheit und Einfalt seines Zeitalters, genügsamen, rohen Sohn der Natur Centner schwere Lasten von gediegenen Gold und Silber in den Eingeweiden

weiden der Erde finden: gebt ihm Millionen gemünztes Geld in die Hände, da sie ihm zur Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse nicht dienen können, und er von den andern verfeinerter Art durchaus keine hat; so wird er auch alle diese Schätze für unnütz halten, und keinen Gebrauch davon zu machen wissen. Er wird in unsern Augen weiser und größer, als die grösten Könige der Erde seyn, und diese Schätze — verachten. Er wird mit dergleichen, für ihn namen- und werthlosen Dingen wie das Kind mit den ausgeworfenen Muscheln am Ufer des Meeres spielen, sie aufheben, ansehen und — wieder wegwerfen.

Aber die Bestimmungen, die wir demjenigen Zustand geben, worinn der Gebrauch des Geldes so unmöglich ist, sind ebendieselben, die wir alle zusammen unter dem allgemeinen Wort Barbarey, verstehen, und auf diese Art scheint der Mangel und die gänzliche Unbekanntschaft des Geldes von der Barbarey eine eben so natürlich nothwendige Folge zu seyn, als — im gegenseitigen Fall, der Gebrauch und Werth desselben von der Kultur.

Die Erfahrung aller Zeiten und Völker wird auch hier die Wahrheit dieser allgemeinen Grundsätze bestätigen. In welchem Zustande treffen die Europäer die in den entlegenen Welttheilen umher zerstreuten Wilde oder Barbaren an, die sie aus mitleidigem

Triebe des Christenthums, und aus noch viel heißerem Triebe der gierigsten Gewinnsucht zu Proselyten in der Religion und der Kultur zu machen, und den Gebrauch des Geldes zu lehren, mit so viel Eyfer bemüht sind? und wie viel Aehnliches hat dieser Völker Einfalt und Unwissenheit mit dem armseeligen Zustand der alten Teutschen in dem Innern Germaniens, wie ihn uns der römische Geschichtschreiber geschildert hat!

Dieser soll uns abermal zum Beyspiel aus der Geschichte dienen, damit die Leser sehen, wie sehr ich mir es zum Gesetz gemacht, die Menschheit in jeder Gestalt ihrer merkwürdigsten Verwandlungen, nicht nach möglichen Idealen und Hirngespinsten, sondern würklich nach dem Leben in ihren Hauptzügen zu zeichnen, und sie, so zu sagen, unmittelbar von der Natur, wie sie uns die Geschichte darstellt, abzukopiren.

Nahrung, Kleidung, Wohnung und **Hausrath** war bey den alten Teutschen, sie mochten nun reich oder arm gewesen seyn, meist gerade so beschaffen, als es die Nothdurft des Lebens erfoderte; Industrie und Kunst hatten wenig Antheil daran; und das um so viel weniger, weil sie erst von den Römern in neuern Zeiten Kultur erhielten, und außer Rom, der ganze Norden bis an die römische Grenze herab — in roher Barbarey tief begraben lag.

Sie aßen Fleisch, Obst, Milch, Käse, und überhaupt die groben nahrhaften Speisen von ihrem Feldbau und ihrer Viehzucht, und tranken dazu Wasser und ihr einheimisches Bier, jenes gegen den Durst, dieses zum Wohlleben, um, ihren rohen Begriffen und Sitten nach, frölich zu seyn und sich berauschen zu können (*). Blos auf der römischen Grenze gewöhnten sie sich nach und nach auch an den Wein (**). Uebrigens aßen sie, um den Hunger zu stillen, und nicht mit Leckerbissen den Gaumen zu kützeln (***).

Ihre Kleidungen können schon darum nicht anders als nothdürftig eingerichtet gewesen seyn, weil die Pachter ihren Gutsherrn statt der gewöhnlichen Abgabe von Früchten oder Vieh auch dergleichen Kleidungsstücke, als gleich vielgeltende Dinge, zu liefern hatten (†). Sie bestanden aus Linnen und Thierhäuten, und dienten meist zur Bedeckung der Blöße, so weit es die Schamhaftigkeit oder die Kälte zur höchsten Nothdurft erforderte (††).

Durch

(*) Cap. XXII. XXIII. Adversus sitim non eadem temperantia. —

(**) Proximi ripae et vinum mercantur.

(***) Cibi simplices — sine apparatu, sine blandimentis expellunt famem.

(†) Cap. XXV. Frumenti modum Dominus, aut pecoris, aut *vestis*, ut Colono injungit.„

(††) Cap. XVII.

Durch ganz Teutschland waren damals weder Städte noch Dörfer, sondern einzelne umherliegende Höfe, und auf diesen Wohnsitzen der LandEigenthümer weder prächtige Palläste noch ordentliche zur Bequemlichkeit eingerichtete Häuser. Sie wohnten also meist in hölzernen von rohen Stämmen errichteten Baraken. Nicht einmal an Kalk und Ziegel reichte der alten teutschen Verständnis im Bauen (*). Ihre Wohnungen waren im eigentlichen Verstand nichts weiter als eine nothdürftige Schutzwehr, ein Bollwerk gegen Schnee und Regen, Sturm und Wetter, um darhinter einen trockenen Aufenthalt zu haben. Hie und da beschmierten sie zwar die Wände mit einem glänzenden Leimen, der in dem Auge des Römers ihnen ein so gutes Ansehen gab, daß er sie mit den gemalten Häusern zu Rom in einige Vergleichung stellte (**). Doch scheint dieser Umstand, wenn auch die Einbildung des Geschichtsschreibers noch so wenig Antheil daran hat, weder viel Geschmack noch Baukunst zu verrathen.

Man

(*) Cap. XVI. „Ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus, materia ad omnia utuntur informi: et citra speciem aut delectationem.

(**) Quaedam loca diligentius illinunt, terra ita pura ac splendente, ut picturam ac lineamenta colorum imitetur.„

weiden der Erde finden: gebt ihm Millionen gemünztes Geld in die Hände, da sie ihm zur Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse nicht dienen können, und er von den andern verfeinerter Art durchaus keine hat; so wird er auch alle diese Schätze für unnütz halten, und keinen Gebrauch davon zu machen wissen. Er wird in unsern Augen weiser und größer, als die größten Könige der Erde seyn, und diese Schätze — verachten. Er wird mit dergleichen, für ihn namen- und werthlosen Dingen wie das Kind mit den ausgeworfenen Muscheln am Ufer des Meeres spielen, sie aufheben, ansehen und — wieder wegwerfen.

Aber die Bestimmungen, die wir demjenigen Zustand geben, worinn der Gebrauch des Geldes so unmöglich ist, sind ebendieselben, die wir alle zusammen unter dem allgemeinen Wort **Barbarey**, verstehen, und auf diese Art scheint der Mangel und die gänzliche Unbekanntschaft des Geldes von der Barbarey eine eben so natürlich nothwendige Folge zu seyn, als — im gegenseitigen Fall, der Gebrauch und Werth desselben von der Kultur.

Die Erfahrung aller Zeiten und Völker wird auch hier die Wahrheit dieser allgemeinen Grundsätze bestätigen. In welchem Zustande treffen die Europäer die in den entlegenen Welttheilen umher zerstreuten *Wilde oder* Barbaren an, die sie aus mitleidigem

Triebe des Christenthums, und aus noch viel heißerem Triebe der gierigsten Gewinnsucht zu Proselyten in der Religion und der Kultur zu machen, und den Gebrauch des Geldes zu lehren, mit so viel Eyfer bemüht sind? und wie viel Aehnliches hat dieser Völker Einfalt und Unwissenheit mit dem armseeligen Zustand der alten Teutschen in dem Innern Germaniens, wie ihn uns der römische Geschichtschreiber geschildert hat!

Dieser soll uns abermal zum Beyspiel aus der Geschichte dienen, damit die Leser sehen, wie sehr ich mir es zum Gesetz gemacht, die Menschheit in jeder Gestalt ihrer merkwürdigsten Verwandlungen, nicht nach möglichen Idealen und Hirngespinsten, sondern würklich nach dem Leben in ihren Hauptzügen zu zeichnen, und sie, so zu sagen, unmittelbar von der Natur, wie sie uns die Geschichte darstellt, abzukopiren.

Nahrung, Kleidung, Wohnung und **Hausrath** war bey den alten Teutschen, sie mochten nun reich oder arm gewesen seyn, meist gerade so beschaffen, als es die Nothdurft des Lebens erfoderte; Industrie und Kunst hatten wenig Antheil daran; und das um so viel weniger, weil sie erst von den Römern in neuern Zeiten Kultur erhielten, und außer Rom, der ganze Norden bis an die römische Grenze herab — in roher Barbarey tief begraben lag.

Sie aßen Fleisch, Obst, Milch, Käse, und überhaupt die groben nahrhaften Speisen von ihrem Feldbau und ihrer Viehzucht, und tranken dazu Wasser und ihr einheimisches Bier, jenes gegen den Durst, dieses zum Wohlleben, um, ihren rohen Begriffen und Sitten nach, frölich zu seyn und sich berauschen zu können (*). Blos auf der römischen Grenze gewöhnten sie sich nach und nach auch an den Wein (**). Uebrigens aßen sie, um den Hunger zu stillen, und nicht mit Leckerbissen den Gaumen zu kützeln (***).

Ihre Kleidungen können schon darum nicht anders als nothdürftig eingerichtet gewesen seyn, weil die Pachter ihren Gutsherrn statt der gewöhnlichen Abgabe von Früchten oder Vieh auch dergleichen Kleidungsstücke, als gleich vielgeltende Dinge, zu liefern hatten (†). Sie bestanden aus Linnen und Thierhäuten, und dienten meist zur Bedeckung der Blöße, so weit es die Schamhaftigkeit oder die Kälte zur höchsten Nothdurft erforderte (††).

Durch

(*) Cap. XXII. XXIII. Adversus sitim non eadem temperantia. —

(**) Proximi ripae et vinum mercantur.

(***) Cibi simplices — sine apparatu, sine blandimentis expellunt famem.

(†) Cap. XXV. Frumenti modum Dominus, aut pecoris, aut *vestis*, ut Colono injungit.,,

(††) Cap. XVII.

Durch ganz Teutschland waren damals weder Städte noch Dörfer, sondern einzelne umherliegende Höfe, und auf diesen Wohnsitzen der LandEigenthümer weder prächtige Palläste noch ordentliche zur Bequemlichkeit eingerichtete Häuser. Sie wohnten also meist in hölzernen von rohen Stämmen errichteten Baraken. Nicht einmal an Kalk und Ziegel reichte der alten teutschen Verständnis im Bauen (*). Ihre Wohnungen waren im eigentlichen Verstand nichts weiter als eine nothdürftige Schutzwehr, ein Bollwerk gegen Schnee und Regen, Sturm und Wetter, um darhinter einen trockenen Aufenthalt zu haben. Hie und da beschmierten sie zwar die Wände mit einem glänzenden Leimen, der in dem Auge des Römers ihnen ein so gutes Ansehen gab, daß er sie mit den gemalten Häusern zu Rom in einige Vergleichung stellte (**). Doch scheint dieser Umstand, wenn auch die Einbildung des Geschichtsschreibers noch so wenig Antheil daran hat, weder viel Geschmack noch Baukunst zu verrathen.

Man

(*) Cap. XVI. „Ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus, materia ad omnia utuntur informi: et citra speciem aut delectationem.

(**) Quaedam loca diligentius illinunt, terra ita pura ac splendente, ut picturam ac lineamenta colorum imitetur.„

Man mache endlich hieraus selbst den natürlichen Schluß auf ihren übrigen Hausrath, und wie dürftig, grob und ohne allen Geschmack, bey einem so gänzlichen Mangel von Kultur und Gefühl des Schönen, er gewesen seyn muß. Blos auf der römischen Grenze zeigten sich die ersten Spuren von verfeinerten Bedürfnissen, da die römische Kaufleute daselbst viele tausenderley Kleinigkeiten, welche Kunst und Industrie bey ihnen hervorgebracht hatten, an diejenigen Teutschen zu verkaufen pflegten (*), die sich von der altteutschen Manier und Lebensart allmählig zu entfernen anfiengen.

Wer diese bisher angeführten Umstände des alten Germaniens etwas genau überlegt, der, dächt' ich, müßte vollkommen überzeugt werden, daß darinn alles zusammenträfe, was man irgend unter dem Wort Barbarey verstehen, und unter einem solchen Zustand begreifen kann, und daß eben darum der Teutschen Unbekanntschaft des Geldes um so viel mehr Glauben verdiene, da sie gerade in denen Umständen gewesen sind, worinn Geld und der Gebrauch des Geldes beynahe unmöglich ist.

Wie weit dieser Satz von einem nothwendigen Widerspruch zwischen dem Zustand der Barbarey und dem Gebrauch des Geldes, und hingegen — zwischen dem Zustand der Kultur und

(*) Cap. V.

und einem gänzlichen Mangel des Geldes — unter meinen Lesern Beyfall finden werde, weis ich nicht: aber daß Tacitus schon mit mir einerley Meynung gewesen, und der Teutschen Unwissenheit, in Ansehung des Geldes, für eine nothwendige Folge aus dem Mangel aller Kultur gehalten habe, getraue ich mir aus einer kleinen Anmerkung, die seiner Feder, so zu sagen, blos entschlüpft zu seyn scheint, sicher zu behaupten.

Tacitus war ein Mann von vieler Ueberlegung, durchdringendem Scharfsinn und aufgeklärtem Verstande. Schon die Art zeigt es, wie er über fremde Sitten und Gewohnheiten und Verfassungen zu reflektiren, und sie mit den Einheimischen zu vergleichen gewohnt war. Blos sein Ausdruck scheint oft nicht deutlich, nicht genau, nicht bestimmt genug zu seyn. War es vielleicht Furcht, nichts Beleidigendes gegen die öffentliche Verfassung von sich blicken zu lassen, oder blos nur seine Manier, sich also auszudrücken — genug, er will in manchen Stellen blos von **Denkern** seines gleichen gelesen, und von seinen Lesern in seinen Reflexionen oft mehr errathen als gelesen seyn. Aus dieser Vermuthung wenigstens habe ich mir schon öfters meine Ungeschicklichkeit entschuldigt, wenn ich hie und da in der Lektüre seiner Schriften auf Stellen gekommen bin, die ich unerklärt und unverstanden überhüpfen mußte. Doch unter diese gehört meines Erachtens folgende nicht, von der ich jetzo reden will.

Tacitus, indem er des Umstandes gedenket, daß den alten Teutschen der Gebrauch des Geldes gänzlich unbekannt gewesen sey; kleidet die Erzählung davon zugleich in ein Urtheil ein, und sagt, „daß er nicht wisse, ob ihnen die „Götter das Gold und Silber als Geld, aus „Zorn oder aus Mitleiden, bisher verweigert „hätten.„ (*)

Wer aber dieser Stelle nur etwas nachdenkt, wird einsehen, daß das Geld, an und für sich betrachtet weder als eine Strafe noch als eine Gabe der mitleidigen oder der erzürnten Götter zu halten sey. Doch sind es die klaren und deutlichen Worte dieses römischen Geschichtschreibers. Da sie also nicht ohne Bedeutung seyn können, und sein Urtheil nothwendig gleich viel gute und schlimme Folgen des Geldes auf die Gesellschaft voraussetzet, um derentwillen es eben so unentschieden und zweydeutig blieb: so kömmt alles auf eine nähere Untersuchung von den Folgen und Würkungen des Geldes auf den Wohlstand oder die Ungemächlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens an.

Aber welche schlimme oder gute Folgen, wodurch auf eine ganze Nation Schaden und Vortheile gebracht werden, kann wohl das Geld, an und für sich betrachtet, haben? Man vermehre immerhin unter einer Nation das Vermö-

(*) Argentum et aurum propitii an irati Dii negauerint, dubito.

Vermögen und Eigenthum mit Geld, und die Gesellschaft wird darum eben so wenig glücklicher seyn, als sie darum unglücklicher ist, daß gar kein Geld bey ihr bekannt ist, und alles Eigenthum einzig und allein in Ländereyen und Vieh besteht.

Hält man hingegen das Geld für das untrügliche Kennzeichen der Kultur, und will man, eben ihrer so engen Verknüpfung wegen, diese unter jenem verstehen, und nun die Folgen und Würkungen der Kultur auf das gesellschaftliche Leben — unmittelbar dem Gelde zuschreiben; so bekömmt nun freylich das Daseyn oder der Mangel des Geldes, wegen dem nothwendig daraus ersichtlichen und wesentlich damit verknüpften Nationalzustand von Kultur und Barbarey, auf einmal eine ganz andere Wendung. Der eine Zustand sowohl, als der andere, das Geld mit der Kultur und die Barbarey ohne den Gebrauch des Geldes — jeder von beyden hat so viel Gutes und Böses zu seiner unmittelbaren und beynahe unvermeidlichen Begleitung und Folge, daß — Tacitus, in Vergleichung des verfeinerten Roms, die Barbarey des alten Germaniens — und ein jeder Biedermann heutzutage, in Vergleichung des alten rohen Teutschlands, die Kultur der heutigen neuen Welt — ob der eine sowohl, als der andere Zustand, für eine Gabe oder für eine Strafe des mitleidigen oder erzürnten *Himmels* zu halten sey — beyde aus

einem und eben demselben Grunde gleich unentschieden lassen müssen.

Diese gleiche Unentschlossenheit des heutigen Menschenfreunds in dem Urtheil über die jetzige Kultur, und des römischen Geschichtschreibers in dem seinigen über den damaligen Mangel des Geldes in dem alten Germanien, läßt also bey beyden gleiche Prämissen zu einer und eben derselben Schlußfolge nach aller Wahrscheinlichkeit vermuthen; und wenn dieses seine Richtigkeit hat, so muß Tacitus bey der angeführten gänzlichen Unwissenheit des Geldes unter den alten Teutschen vornemlich den Zustand ihrer Barbarey im Sinne gehabt, sie mit der römischen Kultur verglichen, und also in Ansehung des Geldes und seines Gebrauchs unter einer Nation mit mir gerade einerley Meynung gehabt haben.

Der Römer verhielt sich zu dem damaligen Germanier ohngefehr so, wie sich jetzo der neue zu dem alten Teutschen verhält.

Der eine fühlt bey sich alle die Vortheile der Kultur, die durch alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens in so reichem Maaße strömen, und hat Mitleiden mit dem halbnackenden Barbaren, daß er ihrer gänzlich entbehren und in ihm die Menschheit ihres eigenthümlichen Glanzes beraubt, so nahe bis an die Grenze der Thierheit herabgewürdiget seyn muß. Doch, zeigt sich hingegen wieder der

Barbar

ler einzelnen Glieder zu einem einzigen wohlgeordneten System durch das Band der bürgerlichen Gesellschaft — kurz, alle Vortheile fehlen, die davon die mittel- und unmittelbaren Folgen sind, und die der Mensch als Bürger und als Theilhaber der gemeinen öffentlichen Wohlfahrt zu genießen hat.

So legte Tacitus Rom mit seiner ganzen Verfeinerung auf die eine, und — Teutschland mit seiner rohen Barbarey auf die andere Wagschaale, das Gute und Böse von beyden im Durchschnitt genommen, und — keines wollte zu einem entscheidenden Ausschlag das Uebergewicht geben: Germanien schien ihm seiner Barbarey wegen eben so wenig mit dem Fluche der Götter gebrandmarkt, als Rom seiner Kultur wegen mit ihrem ganzen Seegen überströmt und bezeichnet zu seyn.

Die Zeitalter und die darinn lebenden Völker sind mancherley Abwechselungen unterworfen, und jede derselben hat ihre eigenthümlichen Ursachen, die also untereinander unendlich verschieden sind. Aber die jedesmaligen Stufen der Menschheit, darauf sie entweder fortrücken, oder zurücksinken, sind unter allen Nationen und in allen Zeitaltern, einander gleich. So wahr ist noch heutiges Tages — nach einem Zeitraum von mehr als tausend Jahren — das Urtheil des Tacitus, daß in Vergleichung des alten Germaniens auch der neue Teutsche, und jeder unpartheyische Patriot der

Menschheit — im Fall alles zufällige Uebel unter dem Monde auf die Rechnung der Götter geschrieben werden sollte — eben so zweifelhaft bleiben müßte, ob das Geld und mit ihm alle jetzige Kultur, die fast auf das höchste getrieben zu seyn scheint, — für eine Strafe des erzürnten oder für eine Gabe des mitleidigen Himmels zu halten, und also, ob Germanien, zu seinem Glück oder Unglück, aus seiner rohen Einfalt und Unwissenheit gezogen, und von dem Gebrauch des Geldes unterrichtet worden sey.

Ich habe in dieser bisherigen Gegeneinanderstellung der rohen und verfeinerten Welt — des alten Rom's und des alten Germanien's — des alten und neuen Teutschlands — mit Fleiß aller der guten und schlimmen Würkungen und Folgen nicht gedacht, so Barbarey und Kultur auf die öffentliche Verfassung der Gesellschaft haben können und zu haben pflegen.

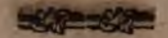
Meine Absicht war nicht, diese Materie zu erschöpfen, indem ich davon noch im folgenden Abschnitte zu handeln habe: sie war vielmehr, blos meinen Lesern auf eine überzeugende Art darzuthun, daß Gold und Silber, und überhaupt das Geld, unter dem Eigenthum der alten Germanier, weder würklich noch möglich gewesen sey.

Das Vermögen und Eigenthum der alten Teutschen bestand also einzig und allein in

und endlich das schrecklichste Uebel, das Menschen begegnen, und unter Menschen gehört werden kann — der jammervolle Nothstand derer, die kein Eigenthum haben, und Alters-Gebrechen-Krankheit oder anderer unvermögenden Umstände wegen nichts erwerben können, und nun — oft ganz und gar hülflos gelassen, ihr zwischen dem äusserlichen Mangel und dem innerlichen Schmerz abgekümmertes Leben, nun vollends bis auf den letzten Tropfen allmählig auf das jämmerlichste ausdünsten müssen — —

Dies sind Erfahrungen und Phänomene, bald mehr bald weniger selten, aber doch immer für den Menschenfreund von der traurigsten Art — aus dem alten Rom, — aus dem neuen Teutschland — und aus jeder andern verfeinerten Welt.

Das meiste und besonders den empfindlichsten Theil von allem diesem Uebel hat eine rohe unkultivirte Nation nicht, die einen Erdstrich bewohnt, worauf sie sich mit mäßiger Arbeit einen Ueberfluß des Nothdürftigen verschaffen kann. Der Reichthum steht auf dieser Stufe der Menschheit mit dem Armuth in einem ganz andern und sehr verschiedenen Verhältnis; und der Eigenthümer unter Barbaren fühlt schon bey einem geringeren Maas ungleich mehr seinen Ueberfluß, als daß er damit gegen diejenigen, so dessen bedürftig sind, so kärglich geizen sollte, wie der kultivirte



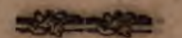
Bis an den Anfang der Bevölkerung dieses zwischen dem Rhein und der Elbe, von der Donau bis an die NordSee gelegenen Erdstrichs, so von seinen Einwohnern Teutschland genannt wurde, reichen in der Geschichte zuverläßige Nachrichten und Urkunden nicht.

Ob also Germanien ruckweise, mit einer Familie nach der andern, oder auf einmal, durch Einwanderung eines irgend woher fortgestoßenen ganzen Volks, bevölkert worden sey, läßt sich durch keine Muthmaßung, vielweniger mit Gewißheit entscheiden.

Hingegen desto zuverläßiger ist es, weil es nicht wohl anders seyn kann, daß schon in den ältesten Zeiten auch unter den Teutschen, die Suevische Bundesverfassung, davon wir schon gehandelt haben, ausgenommen, daß schon in den ältesten Zeiten das Land-Eigenthum ungleich vertheilt, und also auch unter den alten Germaniern arme, wohlhabende und reiche Leute gewesen sind.

Glück und Unglücksfälle, Gewaltthätigkeiten, wagliche Unternehmungen, üble oder gute Wirthschaft und die natürlichen Veränderungen in den begüterten Familien — sind von jeher die gewöhnlichen Ursachen von den Veränderungen in dem Eigenthum gewesen, wodurch Reichthum oder Armuth in den Familien von Geschlechte zu Geschlecht fortgepflanzt worden ist.

Tacitus



und endlich das schrecklichste Uebel, das Menschen begegnen, und unter Menschen gehört werden kann — der jammervolle Nothstand derer, die kein Eigenthum haben, und Alters-Gebrechen-Krankheit oder anderer unvermögenden Umstände wegen nichts erwerben können, und nun — oft ganz und gar hülflos gelassen, ihr zwischen dem äußerlichen Mangel und dem innerlichen Schmerz abgekümmertes Leben, nun vollends bis auf den letzten Tropfen allmählig auf das jämmerlichste ausdünsten müssen — —

Dies sind Erfahrungen und Phänomene, bald mehr bald weniger selten, aber doch immer für den Menschenfreund von der traurigsten Art — aus dem alten Rom, — aus dem neuen Teutschland — und aus jeder andern verfeinerten Welt.

Das meiste und besonders den empfindlichsten Theil von allem diesem Uebel hat eine rohe unkultivirte Nation nicht, die einen Erdstrich bewohnt, worauf sie sich mit mäßiger Arbeit einen Ueberfluß des Nothdürftigen verschaffen kann. Der Reichthum steht auf dieser Stufe der Menschheit mit dem Armuth in einem ganz andern und sehr verschiedenen Verhältnis; und der Eigenthümer unter Barbaren fühlt schon bey einem geringeren Maas ungleich mehr seinen Ueberfluß, als daß er damit gegen diejenigen, so dessen bedürftig sind, so kärglich geizen sollte, wie der kultivirte



Reiche mit seinem Eigenthum zu geizen pflegt, das ihm in jedem Maaße zu dem gränzenlosen Umfang seiner verfeinerten Bedürfnisse immer kein zureichendes Verhältniß zu haben scheint.

Aber wenn gleich das unter der Last der Kultur niedergedruckte Armuth sich in den vormaligen Stand der rohen Einfalt und Unwissenheit zurückseufzen möchte, um desto eher für einem so grundlosen Elend, darein es oft zu versinken Gefahr läuft, gesichert zu seyn: so segnet sich hingegen desto mehr der Reiche in dem Genuß der durch die Kultur umgeschaffenen Natur und aller der mannigfaltigen Vergnügungen, deren die Menschheit dadurch fähig gemacht wird.

Doch selbst der Weise und warme Freund der Menschheit muß diese von der einen Seite glücklich scheinende rohe Einfalt der Barbarey in Ansehung aller der beträchtlichen Vortheile, deren sie gänzlich entbehrt, würklich bedauren. Unmöglich kann er gleichgültig seyn bey einem so gänzlichen Mangel an — Aufklärung des Verstandes, — an Ausbildung und Erhöhung der menschlichen Kräfte, — an der so nothdürftigen Veredlung der Menschheit selbst, ohne welche sie immer mit der Thierheit dahin schlummert. In solchem Zustande fehlt gänzlich das Gefühl des Schönen, die Verfeinerung des sinnlichen Vergnügens, das ganze Glück des höhern reinen Vergnügens der *Seele*, die ganze vortheilhafte Verkettung aller

ler

ler einzelnen Glieder zu einem einzigen wohlgeordneten System durch das Band der bürgerlichen Gesellschaft — kurz, alle Vortheile fehlen, die davon die mittel- und unmittelbaren Folgen sind, und die der Mensch als Bürger und als Theilhaber der gemeinen öffentlichen Wohlfahrt zu genießen hat.

So legte Tacitus Rom mit seiner ganzen Verfeinerung auf die eine, und — Teutschland mit seiner rohen Barbarey auf die andere Wagschaale, das Gute und Böse von beyden im Durchschnitt genommen, und — keines wollte zu einem entscheidenden Ausschlag das Uebergewicht geben: Germanien schien ihm seiner Barbarey wegen eben so wenig mit dem Fluche der Götter gebrandmarkt, als Rom seiner Kultur wegen mit ihrem ganzen Seegen überströmt und bezeichnet zu seyn.

Die Zeitalter und die darinn lebenden Völker sind mancherley Abwechselungen unterworfen, und jede derselben hat ihre eigenthümlichen Ursachen, die also untereinander unendlich verschieden sind. Aber die jedesmaligen Stufen der Menschheit, darauf sie entweder fortrücken, oder zurücksinken, sind unter allen Nationen und in allen Zeitaltern, einander gleich. So wahr ist noch heutiges Tages — nach einem Zeitraum von mehr als tausend Jahren — das Urtheil des Tacitus, daß in Vergleichung des alten Germaniens auch der neue Teutsche, und jeder unpartheyische Patriot der

Menschheit — im Fall alles zufällige Uebel unter dem Monde auf die Rechnung der Götter geschrieben werden sollte — eben so zweifelhaft bleiben müßte, ob das Geld und mit ihm alle jetzige Kultur, die fast auf das höchste getrieben zu seyn scheint, — für eine Strafe des erzürnten oder für eine Gabe des mitleidigen Himmels zu halten, und also, ob Germanien, zu seinem Glück oder Unglück, aus seiner rohen Einfalt und Unwissenheit gezogen, und von dem Gebrauch des Geldes unterrichtet worden sey.

Ich habe in dieser bisherigen Gegeneinanderstellung der rohen und verfeinerten Welt — des alten Rom's und des alten Germanien's — des alten und neuen Teutschlands — mit Fleiß aller der guten und schlimmen Würkungen und Folgen nicht gedacht, so Barbarey und Kultur auf die öffentliche Verfassung der Gesellschaft haben können und zu haben pflegen.

Meine Absicht war nicht, diese Materie zu erschöpfen, indem ich davon noch im folgenden Abschnitte zu handeln habe: sie war vielmehr, blos meinen Lesern auf eine überzeugende Art darzuthun, daß Gold und Silber, und überhaupt das Geld, unter dem Eigenthum der alten Germanier, weder würklich noch möglich gewesen sey.

Das Vermögen und Eigenthum der alten Teutschen bestand also einzig und allein in



Länderenen und Vieh; so wie ihnen über die rohen Bedürfnisse der Natur alle übrigen meist unbekannt waren, und sie also zu ihrer nothdürftigen Nahrung und Unterhalt blos die aus dem Feldbau und der Viehzucht selbst gezogenen Produkten der Natur nöthig hatten.

Von dem Eigenthum her, in Beziehung auf die natürlichen Bedürfnisse und das Nothdürftige, sind Armuth und Reichthum diese zwoo allgewaltigen Zauberkräfte aller der mannichfaltigen Verwandlungen, so durch sie mit der Menschheit in der Gesellschaft vorgehen, unter das menschliche Geschlecht gekommen.

Wer von Eigenthum ein geringeres Maas hat, als seine Nothdurft erfodert, der ist arm: und bey welchem es das Maas der natürlichen Bedürfnisse übersteigt, der hat Reichthum. — Großer Umfang von Länderenen und zahlreiche Viehheerden: reicher Ertrag von weitläufigem Feldbau und der Viehzucht, woraus ein Ueberfluß an dem Nothdürftigen nothwendig entstehen mußte, — darinn bestand der alten Teutschen Reichthum: und hingegen wohlhabend oder arm war unter ihnen derjenige, der so viel oder so wenig oder gar kein Landeigenthum und Vieh hatte, aus dessen reinem Ertrag er sich und die Seinigen mit dem Nothdürftigen zu versehen oder nicht zu versehen vermögend war.



Bis an den Anfang der Bevölkerung dieses zwischen dem Rhein und der Elbe, von der Donau bis an die NordSee gelegenen Erdstrichs, so von seinen Einwohnern Teutschland genannt wurde, reichen in der Geschichte zuverläßige Nachrichten und Urkunden nicht.

Ob also Germanien ruckweise, mit einer Familie nach der andern, oder auf einmal, durch Einwanderung eines irgend woher fortgestoßenen ganzen Volks, bevölkert worden sey, läßt sich durch keine Muthmaßung, vielweniger mit Gewißheit entscheiden.

Hingegen desto zuverläßiger ist es, weil es nicht wohl anders seyn kann, daß schon in den ältesten Zeiten auch unter den Teutschen, die Suevische Bundesverfassung, davon wir schon gehandelt haben, ausgenommen, daß schon in den ältesten Zeiten das Land-Eigenthum ungleich vertheilt, und also auch unter den alten Germaniern arme, wohlhabende und reiche Leute gewesen sind.

Glück und Unglücksfälle, Gewaltthätigkeiten, wagliche Unternehmungen, üble oder gute Wirthschaft und die natürlichen Veränderungen in den begüterten Familien — sind von jeher die gewöhnlichen Ursachen von den Veränderungen in dem Eigenthum gewesen, wodurch Reichthum oder Armuth in den Familien von Geschlechte zu Geschlecht fortgepflanzt worden ist.

Tacitus



Tacitus erzählt, daß in dem alten Germanien, bey den Begräbnissen, kein Unterschied (wie in Rom zwischen Reichen und Armen) gemacht worden a); daß Herrn und Gesinde gewesen b); daß die Kinder von beyden mit einander gleich roh erzogen worden seyen c); daß bey dem Ehestand das andere Geschlecht die verlohrne Keuschheit und jungfräuliche Ehre nicht habe mit Reichthum ersetzen können d); daß die Reichsten sich in der Kleidung von den andern in etwas unterschieden hätten e), und daß man zahlreiche Viehheerden für den vorzüglichsten Reichthum gehalten habe f).

Diese angeführten Umstände lassen an der historischen Gewisheit einer ohnehin ganz gewöhnlichen Sache, deren Gegentheil jedem aufmerksamen Beobachter der Menschheit um so viel unglaublicher vorkommen dürfte, gar keinen Zweifel übrig: und so wäre denn endlich vollends erwiesen, was ich als einen Grundsatz zu dem folgenden System, das ich von der ganzen Verfassung des alten Germaniens aufzuführen gedenke, zur historischen Gewisheit gebracht haben wollte, — daß das Vermögen und Eigenthum einzig und allein in Ländereyen und Vieh bestanden habe; daß dieses natürliche Eigenthum gar ungleich unter der Nation ausgetheilt

a) Cap. 27. b) Cap. 25. c) Cap. 20.
d) Cap. 19. e) Cap. 17. f) Cap. 5.

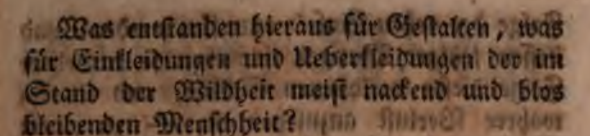
getheilt gewesen, und — von der ungleichen Austheilung her, in dem Mangel und Ueberflus dieser einzigen Art von Eigenthum, der alten Germanier Reichthum und Armuth zu setzen sey.

Hier öfnet sich nun ein weites Feld, voll von den würdigsten Gegenständen, die eine sorgfältige Bestimmung, genaue Untersuchung und vollständige Ausführung verdienen. Hier sind Aufklärungen in dem Umkreis der menschlichen Erkänntnisse möglich, daraus Wahrheiten und Grundsätze abgezogen werden können, die zu den interessantesten der **denkenden** Welt gehören; und die doch blos zu wissen nicht ganz ohne Nutzen sind, wenn sie auch gleich von dem **handelnden** Theil derselben nicht immer so beherziget und befolget werden sollten, als sie es würklich verdienen.

Die Stufe der Menschheit, worauf das alte Germanien stand, ist nun so ziemlich genau und deutlich bestimmt, und die Grundlage ausgezeichnet, worauf das ganze System des damaligen Hauswesens der einzeln Familien so wohl, als der öffentlichen Verfassung der ganzen Völkerschaften mochte aufgetragen, und in einander gefügt gewesen seyn.

Was entstanden also hieraus für natürliche Folgen und Würkungen auf alle die großen und kleinen, nothwendigen und zufälligen, beträchtlichen und minder beträchtlichen Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens?

Was



Was entstanden hieraus für Gestalten, was für Einkleidungen und Ueberkleidungen der im Stand der Wildheit meist nackend und blos bleibenden Menschheit?

Was für National-Begriffe und Vorurtheile hatten die alten Teutschen, welche Begriffe und Empfindungen von Ehre und Schande, Ruhm und Verdienste?

Was war das bestimmte Maas vom Guten in ihrer Nationalverfassung, und worinn bestand das Nationalübel, das die Menschheit entehrte und zu Boden drückte?

Dies sind lauter wichtige Fragen, die sich jedem denkenden Leser von selbsten zudringen, und als Probleme seinem eigenem Scharfsinn überlassen werden müssen, so weit ich sie nicht, oder doch wenigstens nicht zu seiner Befriedigung zu lösen im Stande bin.

Wir müssen hierinn den gesunden Menschenverstand, so fern er durch die Philosophie aufgeklärt, und die Wahrheiten und Schlüsse nach ihrer natürlichen Ordnung, wie sie auseinander folgen, an einander zu ketten im Stand ist, zum Anführer nehmen, aber die Geschichte zugleich zur Begleitung haben, und sie nicht einen Schritt von der Hand lassen.

Daß wir doch das Gute, das wir in der alten Verfassung Germaniens als eine natürliche

Folge

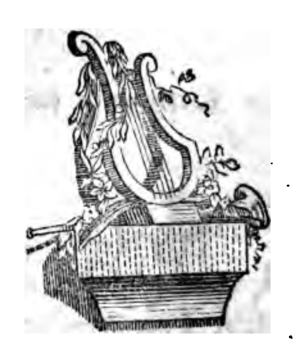
Folge der rohen Einfalt antreffen werden, und dessen jetziger Mangel eine eben so natürliche Folge dieser verlohrnen Einfalt, und als ein wahrer Verlust anzusehen ist, — zu einem Meisterstück unserer heutigen Kultur machen, und hingegen einmal aufhören möchten, uns mit Vorzügen und Vorurtheilen zu brüsten, die doch nichts mehr als übrig gebliebene Auswüchse der vorigen Barbarey sind; und die man im Lichte der Wahrheit mit eben so viel Recht verkennen muß, als sie für ein aufgeklärtes Jahrhundert widersprechend und unverantwortlich sind!

Die Fortsetzung folgt.



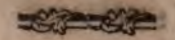
Der Teutsche Merkur.

Des Sechsten Bandes
Zweytes Stück.



May 1774.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hoffmann.



Nachtgedanken.

Senk' dich, o Gram mit deinen Phantasien
Tief in dieß Herz hinab, das seine Schmerzen liebt;
Dich ruft der Trauerton von meinen Melodien
Jezt, da mich stille Nacht umgiebt.

O flieh' mich nicht! dich lieb' ich wie die Tugend,
Mein treuer Freund; stets warst du meiner Seele werth;
Du bild'test mein Gefühl, Gefährte meiner Jugend;
Dich lieben hast du mich gelehrt.

Oft, wenn im Rausch zu spät bereuter Freuden,
In halbgeträumter Lust ich Stunden weggelacht,
Dann reichst du mir die Hand, mit deinen süssen Leiden,
Und meiner bessern Seele Macht. —

Willkommne Nacht! Vertraute meiner Klagen,
Dein Auge weint mit mir im blassen Mondenlicht?
O laß aus voller Brust dir meinen Kummer sagen;
Das Kind der Freude stöhrt uns nicht.



I.

Poesien.

Zwey Fragmente aus dem Gedichte Psyche, oder allegorische Geschichte der Seele (*).

I.

(Diese Geschichte ist eine von den Erzählungen, womit der junge Mag (**), Alkahol, die schöne Aspasia beym Mondschein zu unterhalten pflegte; (S. Teutsch. Merkur 2. Band S. 120.). Alkahol fängt sie mit einem Ge-

(*) Zwey andre Fragmente dieses zertrümmerten Gedichtes befinden sich, das eine in der Vorrede zu Musarion, und das andre als ein Anhang zu den Grazien.

(**) Eine Art von Abbés bey den alten Persern.

mähldе der goldnen Zeit an, welches schon vor einigen Jahren einen Platz in dem ersten Buche der Grazien erhalten hat.

Nachdem er mit dieser etwas weitläuftigen Beschreibung fertig ist, fährt die Erzählung also fort:)

Hier kömmt, mit Recht, ein unaufhaltbar Gähnen
Die aufmerksame Freundin an:
Sie weist dem jungen Mann die schönste Reyh' von Zähnen, -
Im schönsten Mund, der je sich aufgethan;
„Und Psyche — gähnt Sie aus — war damals schon gebohren?„
Sie zupfen mich zu rechter Zeit, Madam,
(Spricht Alkahol) ein wenig bey den Ohren.
Ich weiß nicht, wie ich da ins Declamieren kam —
Und Psyche — dacht ichs nicht! der Faden ist verlohren.
Wir müssen schon zurük! — In dieser goldnen Zeit
Wovon die Rede war — die Wendung, ich gestehe
Ist etwas brüsk, — allein, der Umweg war zu weit!
Das Beste scheint, wenn ich zur Sache gehe.

In jenen goldnen Tagen dann,
(Wo, gilt uns gleich) lebt' eine junge Dirne,

Das angenehmste Ding, das man
Mit einem Schäferstab und Rosen um die Stirne
Sich denken mag. Ihr Ursprung, unbekannt;
Es ward davon verschiedentlich gesprochen:
Doch weil man sie an einer Hecke fand,
Gab der gemeine Wahn, von ihrem Reiz bestochen,
Ihr Ginnistan (*) zum Vaterland;
Denn ihre Wärterin gestand,
Die Windeln hätten nach Ambrosia gerochen.
Wie dem auch war, genug, daß selbst aus
Leda's Ey
Nichts lieblichers als Psyche ausgekrochen.
Sie schien beym ersten Blick die reizendste Copey
Von einem Urbild aus dem Lande der Ideen;
Ganz Seele, ganz Gefühl, oft bis zur Schwärmerey,
Und dann, die Wahrheit zu gestehen,
Geneigt, im Rausch der süssen Raserey,
Den ersten jungen Faun für Amorn anzusehen,
Auch ihren Neigungen nicht immer sehr getreu;
Gefällig sonst und bildsam, leicht zu leiten,
(Oft nur zu leicht) wiewohl, zu andern Zeiten,

 Von

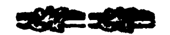
(*) So nennen die Perser ein phantasiertes Land der Genien von beyderley Geschlechte, oder, ungefehr eben das was wir das Feenland nennen.

Voll Eigensinn; von Launen selten frey,
Und sinnreich dann, aus einer Kinderey
Sich Stoff zur Lust — oft auch zur Unlust — zu
bereiten;
Der Ruhe hold, wiewohl nie ruhig; arbeitscheu,
Doch unermüdet zum Vergnügen;
Leichtgläubig allem, was ihr neu
Und unbegreiflich schien, und, wenn ihr Herz dabey
Gewann, ein wenig rasch sich selber zu betrügen,
(Zwar ohne daß das gute Herz dabey
An Arges dachte) — frank und frey
Von Arglist und von Schadenfreude;
Der Schwermuth herzlich gram, so wie der
Gleißnerey;
Und kurz, ein gutes Kind, das seine Augenweide
An fremdem Glücke sah, und wenn sie selbst der
Freude
Sich überließ, in ihrer Phantasey
Ringsum sich her was athmet' glücklich machte,
Fest überzeugt, und sehr vergnügt dabey,
Daß eine Welt, in der ihr alles lachte,
Die Beste aller Welten sey;
So war sie, da sie aus den Händen
Der Mutter Isis kam; noch ungebildet zwar,

Doch

einander die Wage halten. Seine Anschläge auf das Vermögen des Demokritus waren nicht von gestern her. Er hatte darauf gezählt, daß sein Verwandter, nach einer so langen Abwesenheit, gar nicht wiederkommen würde; und auf diese Voraussetzung hatte er sich die Mühe gegeben, einen Plan zu machen, den die Wiederkunft des Philosophen auf eine sehr unangenehme Art vereitelte. Thrasyllus, dessen Einbildung schon daran gewöhnt war, konnte sich nun nicht so leicht gewöhnen anders zu denken. Er betrachtete also den Demokritus als einen Räuber der ihm das Seinige vorenthielt. Aber, unglücklicherweise hatte der Räuber die Gesetze auf seiner Seite. Der arme Thrasyllus durchsuchte alle Winkel in seinem Kopfe, ein Mittel gegen diesen ungünstigen Umstand zu finden; und suchte lange vergebens.

Endlich glaubte er in der Lebensart des Philosophen einen Grund auf den er bauen könnte, gefunden zu haben. Die Abderiten waren schon vorbereitet, dachte Thrasyllus; denn daß Demokritus ein Narr sey, war zu Abdera eine ausgemachte Sache. Es kam nur noch darauf an, dem großen Rath legaliter darzuthun, daß seine Narrheit von derjenigen Art sey, welche den damit behafteten unfähig macht sein eigner Herr zu seyn. Dies hatte nun einige Schwierigkeiten. Mit seinem eignen Verstande würde Thrasyllus schwerlich



Von Zephyrn und von Amorinen,
Und Charitinnen, Arm an Arm,
Die neue Venus zu bedienen!
Wem würde nicht der Kopf von solchen Bildern warm?
Auch sieht sie schon den hellen Himmel offen,
Sieht jeden Gott verliebt in Amors Glück,
Und Eyfersucht in jeder Göttin Blick;
Schwimmt um und um in Glanz und Wohlgerüchen,
Und Harmonie, und nahmenloser Lust, —
Und wird zulezt an Amors Brust
Von Schlummer unvermerkt erschlichen.

Vermuthlich denken Sie, daß Amor — „Ich? woher,
„Ich bitte, nehmen Sie, daß ich bey dieser Stelle
„Was denken soll? Ich denke nichts, mein Herr!„
Ich meynte doch, erwiedert er,
Die Ursach wäre ziemlich helle;
Von Amorn ließe sich schon seinem Nahmen nach
Ein wenig Hinterlist vermuthen.
Dient ihm sein schwächster Pfeil statt aller Zauberruthen,

Wer

Wer dächte, daß es ihm am Willen nur gebrach?
Auch öfnet er sich Psychens Schlafgemach,
Und schleicht hinzu, und sieht. Kann Venus
schöner liegen?
Wie sanft sie ruht! Wie schmeichelhaft
Die leichten Träume sich auf ihrem Busen wiegen!
Und, was, aus eyfersücht'gen Taft,
Sein irrend Auge niederziehet, —
O! Titon hätte sich zum Jüngling dran vergaft!
Wie hätte Vater Zevs vor diesem Fuß gekniet,
Der, halbversteckt, nur desto mehr verführt!
Und Amor, der aus Liebe sie entführt,
Und Amor sah's und wurde nicht gerührt?
Nichts scheint vom Glaublichen sich weiter zu ent-
fernen;
Ich geb' es zu, Madam. — Allein, wir werden bald
zween Amorn unterscheiden lernen;
Halbbrüder zwar, allein an Herkunft und Gestalt
Und Neigung wahre Gegenfüßer.
Der eine findt den Mund unendlich süßer,
Der reizend küßt, als den, der göttlich spricht;
Und ihn versucht die Weiseste der Musen,
Vielleicht durch einen schönen Busen,
Doch sicherlich durch ihre Weisheit nicht.



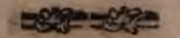
Nachtgedanken.

Senk' dich, o Gram mit deinen Phantasien
Tief in dieß Herz hinab, das seine Schmerzen liebt;
Dich ruft der Trauerton von meinen Melodien
Jezt, da mich stille Nacht umgiebt.

O flieh' mich nicht! dich lieb' ich wie die Tugend,
Mein treuer Freund; stets warst du meiner Seele werth;
Du bild'test mein Gefühl, Gefährte meiner Jugend;
Dich lieben hast du mich gelehrt.

Oft, wenn im Rausch zu spät bereuter Freuden,
In halbgeträumter Lust ich Stunden weggelacht,
Dann reichst du mir die Hand, mit deinen süssen Leiden,
Und meiner bessern Seele Macht. —

Willkommne Nacht! Vertraute meiner Klagen,
Dein Auge weint mit mir im blassen Mondenlicht?
O laß aus voller Brust dir meinen Kummer sagen;
Das Kind der Freude stöhrt uns nicht.



II.

Fortsetzung der Abderiten.

14.

Es giebt eine Art von Menschen, die man viele Jahre lang kennen und beobachten kan, ohne mit sich selbst einig zu werden, ob man sie in die Classe der schwachen oder der bösen Leute setzen soll. Kaum haben sie einen Streich gemacht, dessen kein Mensch von einiger Ueberlegung fähig zu seyn scheint, so überraschen sie uns durch eine so wohl ausgedachte Bosheit, daß wir, mit allem guten Willen von ihrem Herzen das Beste zu denken, uns in der Unmöglichkeit befinden, die Schuld auf ihren Kopf zu legen. Gestern nahmen wir es für ausgemacht an, daß Herr Quidam so schwach von Verstande sey, daß es Sünde wäre, ihm seine Ungereimtheiten zu Verbrechen zu machen; heute überführt uns der Augenschein, daß der Mann zu übelthätig ist, um ein blosser Dummkopf zu seyn; wir sehen keinen Ausweg, ihn von der Schuld eines bösen Willens frey zusprechen. Aber kaum haben wir hierüber unsre Parthey genommen, so sagt oder thut er etwas, das uns wieder in unsre vorige Hypothese zurückwirft, oder wenigstens in eine der unangenehmsten Seelenlagen, in die Verlegenheit setzt, nicht zu wissen, *was wir* von dem Manne denken, oder —

wenn

wenn unser Unstern will, daß wir mit ihm zu thun haben müssen — was wir mit ihn anfangen wollen.

Die geheime Geschichte von Agra sagt, daß Schah-Baham sich einsmals mit einem seiner Omrahs in diesem Falle befunden habe. Der Omrah wurde beschuldiget, daß er Ungerechtigkeiten ausgeübt habe.

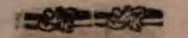
So soll er gehangen werden, sagte Schah-Baham.

„Aber, Sire, (sagte man) der arme Kurli, ist ein so schwacher Kopf, daß noch die Frage ist, ob er den Unterschied zwischen Recht und Link deutlich genug einsieht, um zu wissen, wenn er eine Ungerechtigkeit begeht oder nicht.„

Wenn dies ist (sagte Schah-Baham) so schickt ihn ins Narrenhospital!

„Gleichwohl, Sire, da er Verstands genug hat, einem Wagen mit Heu auszuweichen, und bey einem Pfeiler, an dem er sich den Kopf zerschellen könnte, vorbey zu gehen, weil er wohl merkt, daß der Pfeiler nicht bey ihm vorbeygehen würde —„

Merkt er das? rief der Sultan; beym *Barte des Propheten!* so sagt mir nichts weiter



von ihm. Morgen soll man sehen, ob Justiz in Agra ist.

„Indessen giebt es Leute, die Eur. Majestät versichern werden, daß der Omrah, — seine Dummheit ausgenommen, die ihn zuweilen boshaft macht — der ehrlichste Mann von der Welt ist.„

„Um Vergebung (fiel ein Andrer von den Anwesenden Höflingen ein) gerade das Gegentheil! Kurli hat alles was noch gut an ihm ist, seiner Dummheit zu danken. Er würde zehnmal schlimmer seyn, als er ist, wenn er Verstand genug hätte, um zu wissen wie er es anfangen soll.„

Wißt ihr auch, meine Freunde, daß in allem, was ihr mir da sagt, kein Menschenverstand ist? versezte Schah-Baham. Vergleicht euch mit euch selbst, wenn ich bitten darf! Kurli, spricht dieser, ist ein böser Mann weil er dumm ist — Nein, spricht Jener, er ist dumm weil er boshaft ist — Gefehlt, spricht der dritte; er würde ein schlimmer Mann seyn, wenn er nicht so dumm wäre — der Henker mag aus diesem Galimathias klug werden! Da entscheide mir einmal jemand, was ich mit ihm anfangen soll! denn entweder ist er zu boshaft fürs Narrenspital, oder zu dumm für den Galgen. Dies ist es eben, sagte die Sultanin Darejan; Kurli ist zu dumm, um sehr boshaft zu seyn; und doch würde Kurli noch

weni-

weniger boshaft seyn, als er ist, wenn er weniger dumm wäre. Der Henker hohle den räthselhaften Kerl, rief Schah-Baham. Da sitzen wir und zerbrechen uns die Köpfe, um ausfindig zu machen, ob er ein Esel oder ein Schurke sey; und am Ende werdet ihr sehen, daß er beydes ist. — Alles wohl überlegt — wißt ihr was ich thun will? — Ich will ihn lauffen lassen! Seine Bosheit und seine Dummheit werden einander schon die Wage halten; Er wird, in so fern er nur kein **Omrah ist**, weder durch diese noch jene grossen Schaden thun. Die Welt ist weit; laß ihn lauffen, Itimaddulet; aber vorher soll er kommen, und sich bey der Sultanin bedanken! Nur noch vor drey Minuten wollt ich ihm keine Feige um seinen Hals gegeben haben!„

Man hat lange nicht ausfindig machen können, warum Schah-Baham den Beynahmen des **Weisen** in den Geschichtbüchern von Hindoustan führt. Aber nach dieser Entscheidung kan es keine Frage mehr seyn. Alle sieben Weisen aus Griechenland hätten den Knoten nicht so gut auflösen können, als ihn Schah-Baham zerhieb.

Der Rathsherr Thrasyllus hatte das Unglück, einer von diesen, zum Glück der Welt, nicht so gar gewöhnlichen Menschen zu seyn, in deren Kopf und Herzen Dummheit und *Bosheit*, nach dem Ausdruck des Sultans,

einan-

einander die Wage halten. Seine Anschläge auf das Vermögen des Demokritus waren nicht von gestern her. Er hatte darauf gezählt, daß sein Verwandter, nach einer so langen Abwesenheit, gar nicht wiederkommen würde; und auf diese Vorausetzung hatte er sich die Mühe gegeben, einen Plan zu machen, den die Wiederkunft des Philosophen auf eine sehr unangenehme Art vereitelte. Thrasyllus, dessen Einbildung schon daran gewöhnt war, konnte sich nun nicht so leicht gewöhnen anders zu denken. Er betrachtete also den Demokritus als einen Räuber der ihm das Seinige vorenthielt. Aber, unglücklicherweise hatte der Räuber die Gesetze auf seiner Seite. Der arme Thrasyllus durchsuchte alle Winkel in seinem Kopfe, ein Mittel gegen diesen ungünstigen Umstand zu finden; und suchte lange vergebens.

Endlich glaubte er in der Lebensart des Philosophen einen Grund auf den er bauen könnte, gefunden zu haben. Die Abderiten waren schon vorbereitet, dachte Thrasyllus; denn daß Demokritus ein Narr sey, war zu Abdera eine ausgemachte Sache. Es kam nur noch darauf an, dem großen Rath legaliter darzuthun, daß seine Narrheit von derjenigen Art sey, welche den damit behafteten unfähig macht sein eigner Herr zu seyn. Dies hatte nun einige Schwierigkeiten. Mit seinem eignen Verstande würde Thrasyllus schwerlich

durchgekommen seyn! Aber in solchen Fällen finden seines gleichen für ihr Geld immer einen Spitzbuben, der ihnen seinen Kopf leyht; und dann ist es soviel als ob sie selbst einen hätten.

Es gab damals zu Abdera eine Art von Leuten, die sich von der Kunst nährten, schlimme Händel so zu rechte zu machen, daß sie wie gut aussahen. Sie gebrauchten dazu nur zween Hauptkunstgriffe: entweder sie verfälschten das Factum, oder sie verdrehten das Gesetz. Weil diese Lebensart sehr einträglich war, so legten sich nach und nach eine so große Menge von müßigen Leuten darauf, daß die Pfuscher zuletzt die Meister verdrangen. Die Profeßion verlohr dadurch von ihrem Ansehen. Mann nannte diejenigen, die sich damit abgaben, Sykophanten, weil die Meisten so arme Schelme waren, daß sie für eine Feige alles sagten was man wollte. Indessen, da die Sykophanten wenigstens den zwanzigsten Theil der Einwohner von Abdera ausmachten, und die Leute gleichwohl nicht bloß von Feigen leben konnten: so reichten die gewöhnlichen Gelegenheiten, wobey die Rechtshändel zu entstehen pflegen, nicht mehr zu. Die Vorfahren der Sykophanten hatten gewartet, bis man sie um ihren Beystand ansprach. Aber bey dieser Methode hätten die neuern Sykophanten hungern oder graben müssen! denn zu betteln war in Abdera nicht erlaubt; welches (im Vorbeygehen zu sagen) das einzige

war,

war, was die Fremden an der Abderitischen Policey zu loben fanden. Nun waren die Sykophanten zum Graben zu faul; folglich blieb den Meisten kein ander Mittel übrig, als die Händel, die sie führen wollten, selbst zu machen. Weil die Abderiten Leute von sehr hitziger Gemüthsart und von geringer Besonnenheit waren, so fehlt' es dazu nie an Gelegenheit. Jede Kleinigkeit gab also einen Handel; jeder Abderite hatte seinen Sykophanten; und so wurde wieder eine Art von Gleichgewicht hergestellt, wodurch sich die Profeßion um so mehr in Ansehen erhielt, weil die Nacheiferung große Talenten entwickelte. Abdera gewann dadurch den Ruhm, daß die Kunst Facta zu verfälschen und Gesetze zu verdrehen in Athen selbst nicht so hoch gebracht worden sey, und dieser Ruhm wurde in der Folge dem Staat einträglich. Denn wer einen ungewöhnlich schlimmen Handel von einiger Wichtigkeit hatte, verschrieb sich einen Abderitischen Sykophanten; und es müßte nicht natürlich zu gegangen seyn, wenn der Sykophant eher von einem solchen Clienten abgelassen hätte, bis nichts mehr an ihm zu saugen übrig war. Doch dies war noch nicht der größte Vortheil, den die Abderiten von ihren Sykophanten zogen. Was diese Leute in ihren Augen am vorzüglichsten machte, war die Bequemlichkeit, eine jede Schelmerey ausführen zu können, ohne sich selbst dabey bemühen zu müssen, oder sich mit der Justiz ab-

zuwerfen. Man brauchte die Sache nur einem Sykophanten zu übergeben, so konnte man, gewöhnlicher weise des Ausgangs wegen ruhig seyn. Ich sage gewöhnlicher Weise; denn freylich gab es mit unter auch Fälle, wo der Sykophant, nachdem er sich erst von seinem Clienten wohl hatte bezahlen lassen, gleichwohl heimlich dem Gegentheil zu seinem Rechte verhalf; aber dies geschah auch niemals, als wenn dieser wenigstens zween Drittel mehr gab als der Client. Uebrigens konnte man nichts Erbaulichers sehen als das gute Vernehmen, worinn zu Abdera die Sykophanten mit dem Magistratspersonen stunden. Die einzigen die sich übel bey dieser Eintracht befanden waren die Clienten. Bey allen andern Unternehmungen, so gefährlich und gewagt sie auch immer seyn mögen, bleibt doch wenigstens eine Möglichkeit, mit ganzer Haut davon zu kommen. Aber ein Abderitischer Client war immer gewiß um sein Geld zu kommen, er mochte seinen Handel gewinnen oder verliehren. Nun rechteten zwar die Abderiten darum weder mehr noch weniger; allein ihre Justiz kam dabey in einen Ruf, gegen welchen nur Abderiten gleichgültig seyn konnten. Denn es wurde zu einem Sprüchwort in Griechenlande, demjenigen, dem man das Aergste an den Hals wünschen wollte, einen Proceß in Abdera zu wünschen.

Aber, bey nahe hätten wir über den *Sykophanten* vergessen, daß die Rede von den Ab-

sichten des Rathsherrn Thrasyllus auf das Vermögen unsers Philosophen, und von den Mitteln war, wodurch er seinen vorhabenden Raub unter dem Schutze der Gesetze zu begehen versuchte. Um den geneigten Leser mit keiner langweiligen Umständlichkeit aufzuhalten, begnügen wir uns zu sagen, daß Thrasyllus die Sache seinem Sykophanten auftrug. Es war einer von den geschicktesten in ganz Abdera; ein Mann, der die gemeinen Kunstgriffe seiner Mitbrüder verachtete, und stolz darauf war, daß er, seit dem er sein edles Handwerk trieb, ein Paar Hundert schlimme Händel gewonnen hatte, ohne jemals eine einzige directe Lüge zu sagen. Er steifte sich auf lauter unläugbare Facta; aber seine Stärke lag in der Zusammensetzung und im Helldunkeln. Demokritus hätte in keine bessern Hände fallen können; und wir bedauren nur, daß wir, weil die Acten des ganzen Processes längst von Mäusen gefressen worden, ausser Stande sind, jungen neuangehenden Sykophanten zum Besten, die Rede vollständig mitzutheilen, worinnen dieser Meister in der Kunst dem großen Rathe zu Abdera bewies: daß Demokritus seines Vermögens entsezt werden müsse. Alles, was von dieser Rede übrig geblieben, ist ein kleines Fragment, welches uns merkwürdig genug scheint, um, zur Probe, wie diese Herren eine Sache zu wenden pflegten, ein paar Blätter in dieser Geschichte einzunehmen.

wir lieber die Folgen eines so grossen Uebels erwarten, als das einzige Mittel vorkehren, wodurch wir es verhüten könnten? Zu unserm Glücke geben die Gesetze dieses Mittel an die Hand. Es ist einfach; es ist rechtmäßig; es ist unfehlbar. Ein dunkles Kämmerchen, Hochweise Väter, ein dunkles Kämmerchen! So sind wir auf einmal außer Gefahr, und Demokritus mag rasen so viel ihm beliebt.„

„Aber, sagen seine Freunde; — denn so weit ist es schon mit uns gekommen, daß ein Mann, den wir alle für unsinnig halten, Freunde unter uns hat; — Aber, sagen sie, wo sind die Beweise, daß seine Narrheit schon zu jenem Grade gestiegen ist, den die Gesetze zu einem dunkeln Kämmerchen erfodern? — Wahrhaftig! wenn wir, nach Allem was wir schon wissen, noch Beweise fodern, so wird er glühende Kohlen für Goldstücke ansehen, oder die Sonne am Mittag mit einer Laterne suchen müssen, wenn wir überzeugt werden sollen. Hat er nicht behauptet, daß die Liebesgöttin in Aethiopien schwarz sey? Hat er unsre Weiber nicht bereden wollen, nackend zu gehen, wie die Weiber der Gymnosophisten? Versicherte er nicht neulich in einer großen Gesellschaft, die Sonne stehe still, die Erde überwälze sich dreyhundert und fünf und sechzigmal des Jahrs durch den Zodiacus, und die Ursache, warum wir nicht ins Leere hinausfallen, sey, weil mitten in der Erde ein großer Magnet liege, der

uns,

uns, gleich eben so viel Feilspänen, anziehe, wiewohl wir nicht von Eisen sind? Doch, ich will es gerne zugeben, daß dies alles Kleinigkeiten sind. Man kann närrische Dinge reden, und kluge thun. Wollte Latona, daß der Philosoph sich in diesem Falle befände! Aber (mir ist leid, daß ich es sagen muß) seine Handlungen setzen einen so ungewöhnlichen Grad von Wahnwitz voraus, daß alle Niesewurz in der Welt zu wenig seyn würde, das Gehirn zu reinigen, worinn sie ausgeheckt werden. Um die Gedult des erlauchten Senats nicht zu ermüden, will ich aus unzählichen Beyspielen nur zwey anführen, deren Gewißheit gerichtlich erwiesen werden könnte, falls sie, ihrer Unglaublichkeit wegen, in Zweifel gezogen werden sollten.„

„Vor einiger Zeit wurden unserm Philosophen Feigen vorgesezt, die, wie es ihn däuchte, einen ganz besondern Honiggeschmack hatten. Die Sache schien ihm von Wichtigkeit zu seyn. Er stund vom Tische auf, gieng in den Garten, ließ sich den Baum zeigen, von welchem die Feigen gelesen worden waren, untersuchte den Baum von unten bis oben, ließ ihn bis an die Wurzeln aufgraben, erforschte die Erde, worinn er stund, und, wie ich nicht zweifle, auch die Constellation, in der er gepflanzt worden war. Kurz, er zerbrach sich etliche Tage lang den Kopf darüber, wie und welchergestalt die Atomen sich mit einander vergleichen müßten,

wenn eine Feige nach Honig schmecken sollte. Er ersann eine Hypothese, verwarf sie wieder, fand eine andre, dann die dritte und vierte, und verwarf alle wieder, weil ihm keine scharfsinnig und gelehrt genug zu seyn schien. Die Sache lag ihm so sehr am Herzen, daß er Schlaf und Essensluft darüber verlohr. Endlich erbarmte sich seine Köchin über ihn. Herr, sagte die Köchin, wenn Sie nicht so gelehrt wären, so hätte ihnen wohl längst einfallen müssen, warum die Feigen nach Honig schmeckten. — Und warum denn? fragte Demokritus. — Ich legte sie, um sie frischer zu erhalten, in einen Topf, worinn Honig gewesen war, sagte die Köchin; dies ist das ganze Geheimniß, und da ist weiter nichts zu untersuchen, dächt' ich. — Du bist ein dummes Thier, rief der mondsüchtige Philosoph. Eine feine Erklärung, die du mir da giebst! Für Geschöpfe deines gleichen mag sie vielleicht gut genug seyn; aber meynst du, daß wir andern uns mit so einfältigen Erklärungen befriedigen lassen? Gesezt, die Sache verhielte sich, wie du sagst; was geht das mich an? Dein Honigtopf soll mich warlich nicht abhalten, nachzuforschen, wie die nemliche Naturbegebenheit auch ohne Honigtopf erfolgen könnte. Und so fuhr der weise Mann fort, der Vernunft und seiner Köchin zu Troz, eine Ursache, die nicht tiefer als in einem Honigtopfe lag, in dem unergründlichen Brunnen, worinn seinem Vorgeben nach die Wahrheit verborgen liegt,



zu suchen; bis eine andre Grille, die seiner Phantasie in den Wurf kam, ihn zu andern vielleicht noch ungereimteren Nachforschungen verleitete. „

„Doch, so lächerlich diese Anekdote ist, so ist doch nichts mit der Probe von Klugheit zu vergleichen, die er ablegte, als im abgewichenem Jahre die Oliven in Thrazien und allen angrenzenden Gegenden mißgerathen waren. Demokritus hatte das Jahr zuvor (ich weiß nicht, ob durch Punktation oder andre magische Künste) herausgebracht, daß die Oliven, die damals sehr wohlfeil waren, im folgenden Jahre gänzlich fehlen würden. Ein solches Vorwissen würde hinlänglich seyn, das Glück eines vernünftigen Mannes auf seine ganze Lebenszeit zu machen. Auch hatte es anfangs das Ansehen, als ob Demokritus diese Gelegenheit nicht entwischen lassen wollte; denn er kaufte alles Oel im ganzen Lande zusammen. Ein Jahr darauf stieg der Preis des Oels, theils des Mißwachses wegen, theils weil aller Vorrath in des Demokritus Händen war, viermal so hoch als es ihn gekostet hatte. Nun gebe ich allen Leuten, welche wissen, daß Viere viermal mehr als Eins sind, zu errathen, was Demokritus that? — können Sie Sich vorstellen, daß der Mann unsinnig genug war, seinen Verkäuffern ihr Oel, um den nehmlichen Preiß, wie er es von ihnen erhandelt



hatte, zurück zu geben? (*) Wir wissen auch, wie weit die Grosmuth bey einem Menschen, der seiner Sinne mächtig ist, gehen kann. Aber diese That lag soweit außer den Grenzen der Glaubwürdigkeit, daß die Leute, die dabey gewannen, selbst die Köpfe schüttelten, und gegen den Verstand des Mannes, der einen Hauffen Gold für einen Hauffen Nußschaalen ansah, Zweifel bekamen, die, zum Unglück für seine Erben, nur zu wohl gegründet waren.„

So weit geht das Fragment; und wenn man von einem so kleinen Theile auf das Ganze schließen könnte, so hätte der Sykophant aller-

(*) Wie ungleich sich doch das nehmliche Factum erzählen läßt! Von eben dieser That, die unser Sykophant für den vollständigsten Beweis eines verrückten Gehirnes hält, spricht Plinius als von einer höchstedeln und der Philosophie Ehre machenden Handlung. Demokritus war viel zu gutherzig, um sich auf Unkosten Andrer, die nicht so viel entbehren konnten wie er, bereichern zu wollen. Ihre ängstliche Unruhe und Verzweiflung einen so großen Gewinst verfehlt zu haben, rührte ihn; er gab ihnen ihr Oel, oder das daraus erlößte Geld zurück, und begnügte sich, den Abderiten gezeigt zu haben, daß es nur von ihm abhange, Reichthümer zu erwerben, wenn er es für der Mühe werth hielte. In diesem Lichte sieht Plinius die Sache an; und in der That muß man ein Abderite, ein Sykophant, und ein Schurke zugleich seyn, *um so wie* unser Sykophant davon zu sprechen.



So bald die Tafel aufgehoben war, schritt Thrasyllus zum Werke. Er nahm den Arzt auf die Seite, und bemühte sich (unter Bezeugung eines großen Antheils, den er an dem unglücklichen Zustande seines Verwandten nehme) ihn zu überzeugen, daß die Zerrüttung seines Gehirns eine so kundbare und ausgemachte Sache sey, daß nichts, als die Pflicht allen Formalitäten der Gesetze genug zu thun, den Senat bewogen habe, eine Thatsache, woran niemand zweifle, noch zum Ueberfluß durch den Ausspruch eines auswärtigen Arztes bestätigen zu lassen. „Da man Sie aber gleichwohl in „die Mühe gesezt hat, eine Reise zu uns zu „thun, die Sie vermuthlich ohne diese Veran„lassung nicht unternommen haben würden: „so ist nichts billiger, als daß derjenige, den „die Sache am nächsten angeht, Sie wegen „des Verlustes, den Sie durch Versäumung „ihrer Geschäffte dabey erleiden, in etwas schad„los halte. Nehmen Sie diese Kleinigkeit „als ein Unterpfand einer Dankbarkeit an, „von welcher ich Ihnen stärkere Beweise zu „geben hoffe —„

Ein ziemlich runder Beutel, den Thrasyllus bey diesen Worten dem Arzt in die Hand drückte, brachte diesen aus der Zerstreuung zurück, womit er die Rede des Rathsherrn angehört hatte. „Was wollen „Sie, daß ich mit diesem Beutel machen soll? fragte Hippokrates mit einem Pflegma, das den Abderiten völlig aus der Fassung sezte —

Thrasyllus entfärbte sich ein wenig, da er hörte, daß man Ernst aus der Sache machen wollte. Aber die Mehrheit der Stimmen fiel dem Archon bey. Man schickte unverzüglich einen Deputierten mit einem Einladungsschreiben (*) an den Arzt ab, und brachte den Rest der Seßion damit zu, sich über die Ehrenbezeugungen zu berathschlagen, womit man ihn empfangen wollte.

„Dies war doch so abderitisch nicht „ — werden die Aerzte denken, die sich vielleicht unter unsern Lesern befinden. Aber wann sagten wir denn, daß die Abderiten, so lang ihre Republik gestanden, gar nichts gethan hätten, was auch einem vernünftigen Volke anständig seyn würde? Indessen lag doch der wahre Grund, warum sie dem Hippokrates so viel Ehre erweisen wollten, keinesweges in der Hochachtung, die sie für ihn empfanden, sondern lediglich in der Eitelkeit, für Leute gehalten zu werden, die einen grossen Mann zu schätzen wüßten; und merkten wir nicht schon bey einer andern

(*) Es befindet sich noch etwas unter dieser Rubrik in den Ausgaben der Werke des Hippokrates; es ist aber ohne allen Zweifel untergeschoben, und die Arbeit irgend eines schaalen Gräculus späterer Zeiten; so wie die ganze Erzählung von der Zusammenkunft dieses Arztes mit dem Demokritus, in einem der unächten Briefe, die den Namen des ersten führen.

dern Gelegenheit an, daß sie von jeher ausserordentliche Liebhaber von Feyerlichkeiten gewesen?

Die Abgeordneten hatten Befehl, dem Hippokrates nichts weiter zu sagen, als daß der Senat von Abdera seiner Gegenwart und seines Ausspruchs in einer sehr wichtigen Angelegenheit vonnöthen habe; und Hippokrates konnte sich mit aller seiner Philosophie nicht einbilden, was für eine wichtige Sache dies seyn könnte. Denn wozu (dacht' er) haben sie nöthig, ein Geheimniß daraus zu machen? Der Senat von Abdera kann doch schwerlich mit einer Krankheit befallen seyn, die man nicht gerne kund werden läßt?

Indessen entschloß er sich um so williger zu dieser Reise, da er schon lange gewünscht hatte, unsern Philosophen persönlich kennen zu lernen. Aber wie groß war sein Erstaunen, da ihm — nachdem er mit grossem Gepränge eingeholt und vor den versammelten Rath geführt worden war, — von dem regierenden Archon in einer wohlgesezten Rede zu wissen gemacht wurde: daß man ihn bloß darum nach Abdera berufen habe, um die Wahnsinnigkeit ihres Mitbürgers Demokritus zu untersuchen, und gutächtlich zu berichten, ob ihm noch geholfen werden könne, oder ob es nicht schon so weit mit ihm gekommen sey, daß man ihn ohne Bedenken für bürgerlich todt erklären könne? —

Thrasyllus hatte geheime Absichten auf unsern Aesculap. Seine Tafel war niedlich, sein Wein verführerisch, und zum Ueberfluß ließ er Milesische Tänzerinnen kommen. Aber Hippokrates aß wenig, trank Wasser, und hatte in Aspasiens Hause weit schönere Tänzerinnen gesehen. Es wollte alles nichts verfangen. Dem weisen Manne begegnete etwas, das ihm vielleicht in vielen Jahren nicht begegnet war; er hatte Langeweile, und es schien ihm nicht der Mühe werth, es den Abderiten zu verbergen. Die Abderiten bemerkten also, ohne großen Aufwand von Beobachtungskraft, was er ihnen deutlich genug sehen ließ; und natürlicherweise waren die Glossen, so sie darüber machten, nicht zu seinem Vortheil. Er soll sehr gelehrt seyn, flisterten sie einander zu. Schade, daß er nicht mehr Welt hat! – Was ich gewiß weiß, ist dies, daß mir der Einfall nie kommen wird, ihm zu Liebe krank zu werden, sagte die schöne Thryallis.

Thrasyllus machte inzwischen Betrachtungen von einerandern Art. So ein großer Mann dieser Hippokrates seyn mag, dacht' er, so muß er doch seine schwache Seite haben. Aus den Ehrenbezeugungen, womit ihn der Senat überhäufte, schien er sich nicht viel zu machen. Das Vergnügen liebt er auch nicht. Aber ich wette, daß ihm ein Beutel voll neuer *funkelnder* Dariken diese sauertöpfische Mine *vertreiben soll!*

So bald die Tafel aufgehoben war, schritt Thrasyllus zum Werke. Er nahm den Arzt auf die Seite, und bemühte sich (unter Bezeugung eines großen Antheils, den er an dem unglücklichen Zustande seines Verwandten nehme) ihn zu überzeugen, daß die Zerrüttung seines Gehirns eine so kundbare und ausgemachte Sache sey, daß nichts, als die Pflicht allen Formalitäten der Gesetze genug zu thun, den Senat bewogen habe, eine Thatsache, woran niemand zweifle, noch zum Ueberfluß durch den Ausspruch eines auswärtigen Arztes bestätigen zu lassen. „Da man Sie aber gleichwohl in „die Mühe gesezt hat, eine Reise zu uns zu „thun, die Sie vermuthlich ohne diese Veran„lassung nicht unternommen haben würden: „so ist nichts billiger, als daß derjenige, den „die Sache am nächsten angeht, Sie wegen „des Verlustes, den Sie durch Versäumung „ihrer Geschäfte dabey erleiden, in etwas schad„los halte. Nehmen Sie diese Kleinigkeit „als ein Unterpfand einer Dankbarkeit an, „von welcher ich Ihnen stärkere Beweise zu „geben hoffe —„

Ein ziemlich runder Beutel, den Thrasyllus bey diesen Worten dem Arzt in die Hand drückte, brachte diesen aus der Zerstreuung zurück, womit er die Rede des Rathsherrn angehört hatte. „Was wollen „Sie, daß ich mit diesem Beutel machen soll? fragte Hippokrates mit einem Pflegma, das den Abderiten völlig aus der Fassung sezte —

Sie wollten ihn vermuthlich ihrem Haushofmeister geben. — Sind Ihnen solche Zerstreuungen gewöhnlich? Wenn dies wäre, so wollt' ich Ihnen rathen, ihrem Arzte davon zu sagen — Aber Sie erinnerten mich vorhin an die Ursach, warum ich hier bin. Ich danke Ihnen dafür. Mein Aufenthalt kann nur sehr kurz seyn; und ich darf den Besuch nicht länger aufschieben, den ich, wie Sie wissen, dem Demokritus schuldig bin.„ Mit diesen Worten machte der Aesculap seine Verbeugung und verschwand.

Der Rathmann hatte in seinem Leben nie so dumm ausgesehen, als in diesem Augenblick. — Wie hätte sich aber auch ein Abderitischer Rathsherr einfallen lassen sollen, daß so etwas begegnen könnte? Dies sind doch keine Zufälle, auf die man sich gefaßt hält!

Hippokrates traf, wie die Geschichte sagt, unsern Naturforscher bey der Zergliederung verschiedener Thiere an, deren innerlichen Bau und animalische Oekonomie er untersuchen wollte, um vielleicht auf die Ursachen gewisser Verschiedenheiten in ihren Eigenschaften und Neigungen zu kommen. Diese Beschäftigung bot ihnen reichen Stoff zu einer Unterredung an, welche den Demokritus nicht lang über die Person des Fremden ungewiß ließ. Ihr gegenseitiges Vergnügen über eine so unvermuthete Zusammenkunft war der Größe ihres beyderseitigen Werthes gleich, aber auf Demokrits Seite um so viel lebhafter, je länger er in sei-

ner Abgeschiedenheit von der Welt des Umgangs mit einem Wesen seiner Art hatte entbehren müssen.

Es giebt eine Art von Sterblichen, die sich Kosmopoliten nennen, und die, ohne Verabredung, ohne Ordenszeichen, ohne Loge zu halten, und ohne durch Endschwüre gefesselt zu seyn, eine Art von Brüderschaft ausmachen, welche fester zusammenhängt als irgend ein andrer Orden in der Welt, sogar Jesuiten und Freymaurer nicht ausgenommen. Zween Kosmopoliten kommen, der eine von Osten, der andre von Westen, sehen einander zum erstenmale, und sind Freunde; — nicht vermög' einer geheimen Sympathie, die vielleicht nur in Romanen zu finden ist; — nicht weil beschworne Pflichten sie dazu verbinden — sondern, weil sie Kosmopoliten sind. In jedem andern Orden giebt es auch falsche oder wenigstens unwürdige Brüder; in dem Orden der Kosmopoliten giebt es keine; weil ein Kosmopolit, vermöge seiner Natur und Art, weder ein Dummkopf, noch ein Gecke, noch ein Schurke seyn kan. So wenig dies manchen, die den Werth der Wörter nicht nach dem innern Gehalt schätzen, gesagt scheinen mag; so ist es doch in der That kein geringer Vorzug der Kosmopoliten vor allen andern Gesellschaften, Gemeinheiten, Innungen, Orden und Brüderschaften in der Welt. Denn wo ist eine von allen diesen welche sich rühmen könnte, daß sich niemals ein

Ehrsüchtiger, kein Neidischer, kein Geitziger, kein Wucherer, kein Verläumder, kein Prahler, kein Heuchler, kein Zweyzüngiger, kein heimlicher Ankläger, kein Undankbarer, kein Kuppler, kein Schmeichler, kein Schmarotzer, kein Sklave, kein Mensch ohne Kopf oder ohne Herz, kein Pedant, kein Mückensäuger, kein Verfolger, kein falscher Prophet, kein Bonze, kein Gaukler, kein Plusmacher und kein Hofnarr in ihrem Mittel befunden habe? Die Kosmopoliten sind die einzigen die sich dessen rühmen können. Ihre Gesellschaft hat nicht vonnöthen, durch geheimnisvolle Ceremonien und abschreckende Gebräuche, wie ehmals die Egyptischen Priester, oder durch ein procul este Profani, die Unreinen von sich auszuschließen. Diese schließen sich selbst aus, und man kann eben so wenig ein Kosmopolit scheinen wenn man es nicht ist, als man sich ohne Talent für einen guten Sänger oder Geiger ausgeben kann. Der Betrug würde an den Tag kommen, so bald man sich hören lassen müßte. Die Art, wie die Kosmopoliten denken, ihre Grundsätze, ihre Gesinnungen, ihre Sprache, ihr Phlegma, ihre Wärme, sogar ihre Launen, Schwachheiten und Fehler, lassen sich unmöglich nachmachen, weil sie für alle; die nicht zu ihrem Orden gehören, ein wahres Geheimniß sind; nicht ein Geheimniß, das von der Verschwiegenheit der Mitglieder, oder von ihrer Vorsichtigkeit, nicht behorcht zu werden, abhängt; sondern ein Geheimniß, auf welches

die

die Natur selbst ihren Schleyer gedeckt hat. Denn die Kosmopoliten könnten es ohne Bedenken bey Trompeten-Schall durch die ganze Welt auskündigen lassen; sie dürften sicher darauf rechnen, daß ausser ihnen selbst kein Mensch etwas davon begreifen würde. Bey dieser Bewandniß der Sache ist nichts natürlicher, als das innige Einverständniß, und das gegenseitige Zutrauen, das sich unter zween Kosmopoliten sogleich in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft festsetzt. Pylades und Orestes waren, nach einer zwanzigjährigen Dauer ihrer durch alle Arten von Prüfungen und Opfern bewährten Freundschaft, nicht mehr Freunde, als es jene von dem Augenblick an, da sie einander erkennen, sind. Ihre Freundschaft hat nicht vonnöthen durch die Zeit zur Reife gebracht zu werden; sie bedarf keiner Prüfungen; sie gründet sich auf das nothwendigste aller Naturgesetze, auf die Nothwendigkeit uns selbst in demjenigen zu lieben, der uns am ähnlichsten ist.

Demokritus und Hippokrates gehörten beyde zu dieser wunderbaren und seltnen Art von Menschen. Sie waren also schon lang, wiewohl unbekannter Weise, die vertrautesten Freunde gewesen; und ihre Zusammenkunft glich vielmehr dem Wiedersehen nach einer langen Trennung als einer neuangehenden Verbindung. Ihre Gespräche, nach welchen der Leser vielleicht begierig ist, waren vermuthlich

Ehrsüchtiger, kein Neidischer, kein Geitziger, kein Wucherer, kein Verläumder, kein Prahler, kein Heuchler, kein Zweyzüngiger, kein heimlicher Ankläger, kein Undankbarer, kein Kuppler, kein Schmeichler, kein Schmarotzer, kein Sklave, kein Mensch ohne Kopf oder ohne Herz, kein Pedant, kein Mückensäuger, kein Verfolger, kein falscher Prophet, kein Bonze, kein Gaukler, kein Plusmacher und kein Hofnarr in ihrem Mittel befunden habe? Die Kosmopoliten sind die einzigen die sich dessen rühmen können. Ihre Gesellschaft hat nicht vonnöthen, durch geheimnisvolle Ceremonien und abschreckende Gebräuche, wie ehmals die Egyptischen Priester, oder durch ein procul este Profani, die Unreinen von sich auszuschließen. Diese schließen sich selbst aus, und man kann eben so wenig ein Kosmopolit scheinen wenn man es nicht ist, als man sich ohne Talent für einen guten Sänger oder Geiger ausgeben kann. Der Betrug würde an den Tag kommen, so bald man sich hören lassen müßte. Die Art, wie die Kosmopoliten denken, ihre Grundsätze, ihre Gesinnungen, ihre Sprache, ihr Phlegma, ihre Wärme, sogar ihre Launen, Schwachheiten und Fehler, lassen sich unmöglich nachmachen, weil sie für alle; die nicht zu ihrem Orden gehören, ein wahres Geheimniß sind; nicht ein Geheimniß, das von der Verschwiegenheit der Mitglieder, oder von ihrer Vorsichtigkeit, nicht behorcht zu werden, abhängt; sondern ein Geheimniß, auf welches

die

die Natur selbst ihren Schleyer gedeckt hat. Denn die Kosmopoliten könnten es ohne Bedenken bey Trompeten-Schall durch die ganze Welt auskündigen lassen; sie dürften sicher darauf rechnen, daß ausser ihnen selbst kein Mensch etwas davon begreifen würde. Bey dieser Bewandniß der Sache ist nichts natürlicher, als das innige Einverständniß, und das gegenseitige Zutrauen, das sich unter zweyen Kosmopoliten sogleich in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft festsetzt. Pylades und Orestes waren, nach einer zwanzigjährigen Dauer ihrer durch alle Arten von Prüfungen und Opfern bewährten Freundschaft, nicht mehr Freunde, als es jene von dem Augenblick an, da sie einander erkennen, sind. Ihre Freundschaft hat nicht vonnöthen durch die Zeit zur Reife gebracht zu werden; sie bedarf keiner Prüfungen; sie gründet sich auf das nothwendigste aller Naturgesetze, auf die Nothwendigkeit uns selbst in demjenigen zu lieben, der uns am ähnlichsten ist.

Demokritus und Hippokrates gehörten beyde zu dieser wunderbaren und seltnen Art von Menschen. Sie waren also schon lang, wiewohl unbekannter Weise, die vertrautesten Freunde gewesen; und ihre Zusammenkunft glich vielmehr dem Wiedersehen nach einer langen Trennung als einer neuangehenden Verbindung. Ihre Gespräche, nach welchen der Leser vielleicht begierig ist, waren vermuth-

lich interessant genug um der Mittheilung werth zu seyn. Aber sie würden uns zu weit von den Abderiten entfernen, die der eigentliche Gegenstand dieser Geschichte sind. Alles was wir davon zu sagen haben, ist: daß unsre Kosmopoliten den ganzen Abend und den größten Theil der Nacht in einer Unterredung zubrachten, wobey ihnen die Zeit sehr kurz wurde; und daß sie ihrer Gegenfüßler, der Abderiten, und ihres Senats, und der Ursache, warum sie den Hippokrates hatten kommen lassen, so gänzlich darüber vergaßen, als ob niemals so ein Ort und solche Leute in der Welt gewesen wären.

Erst des folgenden Morgens, da sie, nach einem leichten Schlaf von wenigen Stunden, wieder zusammen kamen, um auf einer an die Gärten des Demokritus gränzenden Anhöhe der Morgenluft zu genießen, erinnerte der Anblick der unter ihnen im Sonnenglanz liegenden Stadt, den Hippokrates, daß er in Abdera Geschäfte habe. Kannst du wohl errathen, sagte er zu seinem Freunde, zu welchem Ende mich die Abderiten eingeladen haben? — Die Abderiten haben dich eingeladen? rief Demokritus. Ich hörte doch, diese Zeit her, von keiner Seuche, die unter ihnen wüthe! Es ist zwar eine gewisse Erbkrankheit, mit der sie alle samt und sonders, bis auf sehr wenige, von alten Zeiten her behaftet sind; aber — „*Getroffen*, getroffen, guter Demokritus!

dies

dies ist die Sache!„ — Du scherzest, erwiederte Demokritus; die Abderiten sollten zum Gefühle, wo es ihnen fehlt, gekommen seyn? Ich kenne sie zu gut. Darinn liegt eben ihre Krankheit, daß sie dies nicht fühlen. — „Indessen, sagte der Andre, ist nichts gewisser, als daß ich izt nicht in Abdera wäre, wenn die Abderiten nicht von dem nemlichen Uebel, wovon du sprichst, geplagt würden. Die armen Leute!„ — Ach! nun versteh ich dich, versezte der Philosoph — Deine Berufung konnte eine Würkung ihrer Krankheit seyn, ohne daß sie es wußten. Laß doch sehen? — Ha! da haben wirs! Ich wette alles in der Welt, sie haben dich kommen lassen, um dem ehrlichen Demokritus so viel Aderlässen und Nieſewurz zu verordnen, als er vonnöthen haben möchte, um ihresgleichen zu werden! Nicht wahr? — „Du kennst deine Leute vortreflich, wie ich sehe, Demokritus; und in der That, man muß so an ihre Narrheit gewöhnt seyn wie du, um so kaltblütig davon zu sprechen. — Als ob es nicht allenthalben Abderiten gäbe, sagte der Philosoph. — Aber Abderiten in diesem Grade! rief jener; vergieb mir, wenn ich von deinem Vaterlande nicht mit so viel Nachsicht urtheilen kann, als du. Aber, versichre dich, sie sollen mich nicht umsonst zu sich berufen haben!

Die Zeit kam heran, wo der Aesculap dem Senat von Abdera seinen Bericht erstatten

 sollte.

sollte. Er kam, trat mitten unter die versammelten Väter, und sprach mit einer Wohlredenheit, die alle Anwesenden in Erstaunen sezte: „Friede sey mit Abdera! Edle, Veste, Fürsichtige und Weise, liebe Herren und Abderiten! Gestern lobte ich Sie wegen Ihrer Fürsorge für das Gehirn Ihres Mitbürgers Demokritus; und heute rathe ich Ihnen wohlmeynend, diese Fürsorge auf ihre ganze Stadt und Republik zu erstrecken. Gesund an Leib und Seele zu seyn, ist das höchste Gut, das Sie Sich selbst, Ihren Kindern und Ihren Bürgern verschaffen können; und dies würklich zu thun, ist die erste Ihrer obrigkeitlichen Pflichten. So kurz mein Aufenthalt unter Ihnen ist, so ist er doch schon lang genug, um mich zu überzeugen, daß sich die Abderiten nicht so wohl befinden, als es zu wünschen wäre. Ich bin zwar zu Cos gebohren, und wohne bald zu Athen, bald zu Larissa, bald anderswo; izt zu Abdera, morgen vielleicht auf dem Wege nach Byzanz. Aber ich bin weder ein Coer noch ein Athenienser, weder ein Larisser noch Abderite; ich bin ein Arzt. So lang es Kranke auf dem Erdboden giebt, ist meine Pflicht, so viel Gesunde zu machen als ich kann. Die gefährlichsten Kranken sind die, die nicht wissen, daß sie krank sind; und dies ist, wie ich finde, der Fall der Abderiten. Das Uebel liegt für meine Kunst zu tief; aber was ich thun kann, um die Heilung vorzubereiten, *ist dies!* Senden Sie, mit dem ersten guten

Winde,

Winde, sechs große Schiffe nach Anticyra; meinethalben können sie mit welcherley Waaren es den Abderiten beliebt, dahin befrachtet werden; aber zu Anticyra lassen Sie alle sechs Schiffe so viel Nießewurz laden, als sie tragen können ohne zu sinken. Man kann zwar auch Nießewurz aus Galatien haben, die etwas wohlfeiler ist; aber die Nießewurz von Anticyra ist die beste. Wenn die Schiffe angekommen seyn werden, so lassen Sie das gesamte Volk auf Ihrem großen Markte versammeln; stellen Sie, mit Ihrer ganzen Priesterschaft an der Spitze, einen feyerlichen Umgang zu allen Tempeln in Abdera an, und bitten Sie die Götter, daß sie dem Senat und dem Volke zu Abdera geben möchten, was dem Senat und dem Volke zu Abdera fehlt; dann kehren Sie auf den Markt zurück, und theilen den sämtlichen Vorrath von Niesewurz, auf gemeiner Stadt Unkosten, unter alle Bürger aus; auf jeden Kopf sieben Pfund; nicht zu vergessen, daß den Rathsherren, welche (ausserdem was sie für sich selbst gebrauchen) noch für so viel andre Verstand haben müssen, eine doppelte Portion gereicht werde! Die Portionen sind stark, ich gesteh es; aber eingewurzelte Uebel sind hartnäckig, und können nur durch anhaltenden Gebrauch der Arzney geheilt werden. Wenn Sie nun dieses Vorbereitungsmittel, nach der Vorschrift, die ich Ihnen geben will, durch die erforderliche Zeit gebraucht haben werden: dann überlasse ich Sie einem

andern

andern Ärzte; denn, wie ich sagte, die Krankheit der Abderiten liegt zu tief für meine Kunst. Ich kenne funfzig Meilen rings um Abdera nur einen einzigen Mann, der ihnen von Grund aus helfen könnte, wenn sie sich geduldig und folgsam in seine Kur begeben wollten. Der Mann nennt sich Demokritus, des Damasippus Sohn. Stoßen Sie Sich nicht an dem Umstande, daß er zu Abdera gebohren ist; er ist darum kein Abderite, dies können Sie mir auf mein Wort glauben; oder wenn Sie mir nicht glauben wollen, so fragen Sie den Apollo zu Delphi. Es ist ein gutherziger Mann, der sich ein Vergnügen daraus machen wird, Ihnen seine Dienste zu leisten. Und hiermit, meine Herren und Bürger von Abdera, empfehl ich Sie und Ihre Stadt den Göttern. Verachten Sie meinen Rath nicht, weil ich ihn umsonst gebe; es ist der Beste, den ich jemals einem Kranken der sich für gesund hielt gegeben habe!„

Als Hippokrates dies gesagt hatte, machte er dem Senat eine höfliche Verbeugung, und gieng seines Weges.

Niemals — sagt der Geschichtschreiber Hekatäus, ein desto glaubwürdigerer Zeuge, weil er selbst ein Abderite war (*) — Niemals hat

(*) Zum Unglück sind alle seine Werke verlohren gegangen. v. Recherches sur Hecatée de Millet *Tom. IX. des Mem. de Litterat.*

hat man zweyhundert Menschen alle zugleich, in einer so sonderbaren Attitüde gesehen, als diejenige des Senats von Abdera in diesem Augenblicke war; es müßten nur die zweyhundert Phönizier seyn, welche Perseus, durch den Anblick des Kopfs der Medusa, auf einmal in eben soviel Statuen verwandelte, als ihm ihr Anführer Phineus seine geliebte und theuer erworbene Andromeda mit Gewalt wieder abjagen wollte (*). In der That hatten sie alle möglichen Ursachen von der Welt, auf etliche Minuten versteinert zu werden. Beschreiben zu wollen was in ihren Seelen vorgieng, würde vergebliche Mühe seyn. Nichts gieng in ihnen vor; ihre Seelen waren so versteinert als ihre Leiber. Mit dummem sprachlosem Erstaunen sahen sie alle nach der Thüre, durch welche der Aesculap sich zurückgezogen hatte: und auf jedem Gesichte drückte sich zugleich die angestrengte Bemühung und das gänzliche Unvermögen aus, etwas von dieser Begebenheit zu begreiffen. Endlich schienen sie nach und nach, einige früher, einige später, wieder zu sich selbst zu kommen. Sie sahen einander mit großen Augen an; funfzig Mäuler öfneten sich zugleich zu der nehmlichen Frage, und fielen wieder zu, weil sie sich aufgethan hatten, eh sie wußten was sie fragen wollten. Zum Henker, meine Herren, rief endlich der Zunft-

(*) *Ovid. Metamor*. L. V. v. 218.

zeigte sich, daß die Herren — nicht wußten, was nun zu thun war.

Der Mann steht in großem Ansehen beym Könige von Macedonien, — fuhr der Archon fort — er wird im ganzen Griechenlande wie ein zweiter Aesculap verehrt! — Wir könnten uns leicht in böse Händel verwickeln, wenn wir einer wiewohl gerechten Empfindlichkeit Gehör geben wollten. Bey allem dem liegt mir die Ehre von Abdera —

Ohne Unterbrechung, Herr Archon; fiel ihm der Zunftmeister Pfrieme ein; die Ehre und Freyheit von Abdera kann Niemanden näher am Herzen liegen, als mir selbst. Aber, alles wohl überlegt, seh' ich warlich nicht, was die Ehre der Stadt mit dieser Begebenheit zu thun haben kann. Dieser Harpokrates oder Hippokritus, wie er sich nennt, ist ein Arzt; und ich habe mein Tage gehört, daß ein Arzt die ganze Welt für ein grosses Siechhaus, und alle Menschen für seine Kranken ansieht. Ein jeder spricht und handelt wie ers versteht; und was einer wünscht, das glaubt er gerne. Hippokritus möcht es, denk' ich, wohl leiden, wenn wir alle krank wären, damit er desto mehr zu heilen hätte. Nun denkt er, wenn ich sie nur erst dahin bringen kann, daß sie meine Arzneyen einnehmen, dann sollen sie mir krank genug werden. Ich heiße nicht Meister Pfrieme, *wenn dies nicht* das ganze Geheimniß ist.

Mein

Mein Seele! getroffen, rief der kleine dicke Rathsherr; weder mehr noch weniger! der Kerl ist so närrisch nicht! — Ich wette, wenn er kann, so hängt er uns alle mögliche Flüsse und Fieber an den Hals, blos damit er den Spaß habe, uns für unser Geld wieder gesund zu machen! Ha, ha, ha! Aber vierzehn Pfund Nießewurz auf jeden Rathsherrn! rief einer von den Aeltesten, dessen Gehirn, nach seiner Mine zu urtheilen, schon völlig ausgetrocknet seyn mochte. Bey allen Fröschen der Latona, dies ist zu arg! Man muß beynahe auf den Argwohn kommen, daß etwas mehr hierunter stecke!

Vierzehn Pfund Nießewurz auf jeden Rathsherrn! wiederholte Meister Pfrieme, und lachte aus vollem Halse —

Und für jeden Zunftmeister, sezte Smilax mit einem bedeutenden Ton hinzu.

Das bitt ich mir aus, rief Meister Pfrieme; er sagte kein Wort von Zunftmeistern —

Aber das versteht sich doch wohl von selbst, versezte jener; Rathsherren und Zunftmeister, Zunftmeister und Rathsherren; ich sehe nicht, warum die Herren Zunftmeister hierinn was besonders haben sollten.

Wie, was? rief Meister Pfrieme, mit grossem Eifer; Ihr seht nicht, was die Zunftmeister vor den Rathsherren besonders haben? — Meine Herren, Sie haben es gehört! — Herr

Stadtschreiber, ich bitt' es zum Protocoll zu nehmen —

Die Zunftmeister stunden alle mit großem Gemurmel von ihren Sitzen auf.

Sagt' ich nicht, rief der alte hypochondrische Rathsmeister, daß etwas mehr hinter der Sache stecke? Ein geheimer Anschlag gegen die Aristokratie — Aber die Herren haben sich ein wenig zu früh verrathen.

Gegen die Aristokratie? schrie Pfrieme mit verdoppelter Stimme; gegen welche Aristokratie? Zum Henker, Herr Rathsmeister, seit wenn ist Abdera eine Aristokratie? Sind wir Zunftmeister etwan nur an die Wand hingemahlt? Stellen wir nicht das Volk vor? Haben wir nicht seine Rechte und Freyheiten zu vertreten? — Herr Stadtschreiber, zum Protocoll, daß ich gegen alles Widrige protestiere, und dem löblichen Zunftmeisterthum sowohl als gemeiner Stadt Abdera —

Protestirt! protestirt! schrien die Zunftmeister alle zusammen.

Reprotestirt! reprotestirt! schrien die Rathsherren.

Der Lerm nahm überhand. Meine Herren, rief der regierende Archon, so laut er konnte, was für ein Schwindel hat Sie überfallen? Ich bitte, bedenken Sie, wer Sie sind, und wo Sie sind! Was werden die Eyerweiber und Obsthändlerinnen, da unten, von uns denken, wenn sie uns wie die Zahnbrecher schreyen hören?

Aber

Aber die Stimme der Weisheit verlohr sich ungehört in dem betäubenden Getöse. Niemand hörte sein eigen Wort.

Zu gutem Glück war es, seit undenklichen Zeiten, in Abdera gebräuchlich, auf den Punkt zwölf Uhr durch die ganze Stadt zu Mittag zu essen; und, vermöge der Rathsordnung, mußte, so wie eine Stunde abgelauffen war, eine Art von Herold vor die Rathsstube treten, und die Stunde ausruffen.

Gnädige Herren, rief der Herold mit der Stimme des Homerischen Stentors, die zwölfte Stunde ist vorbey!

„Stille; der Stundenruffer!„ — Was rief er? — „Zwölfe, meine Herren, zwölfe!„ — Schon zwölfe? — Schon vorbey? — So ist es hohe Zeit —

Der größte Theil der gnädigen Herren war zu Gaste gebeten. Das glückliche Wort Zwölfe versezte sie also auf einmal in eine Reihe angenehmer Vorstellungen, die mit dem Gegenstand ihres Zankes nicht in der mindesten Verbindung stunden. Schneller als die Figuren in einem Guckkasten sich verwandeln, stund eine große Tafel, mit einer Menge niedlicher Schüsseln bedeckt, vor ihrer Stirne; ihre Nasen weideten sich zum voraus an Düften von bester Vorbedeutung; ihre Ohren hörten das Geklapper der Teller; ihre Zunge kostete schon die leckerhaften Brühen, in deren Erfindung die Abderitischen Köche mit einander wetteiferten; kurz, das unwesentliche Gastmal beschäftigte



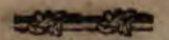
tigte alle Kräfte ihrer Seelen; und auf einmal war die Ruhe des Abderitischen Staats wieder hergestellt.

„Wo werden Sie heute speisen?" — Bey Polyphontens — „Dahin bin ich auch geladen." — Ich erfreue mich über die Ehre Ihrer Gesellschaft — „Sehr viele Ehre für mich! — Was werden wir diesen Abend für eine Komödie haben? — Die Andromeda des Euripides — Also ein Trauerspiel! — O! mein Lieblingsstück! — Und eine Musik! Unter uns, der Nomophylax hat etliche Chöre selbst gesezt; Sie werden Wunder hören!„ — Unter so sanften Gesprächen erhuben sich die Väter von Abdera, in eilfertigem aber friedsamem Gewimmel, vom Rathhause, zu großer Verwunderung der Eyerweiber und Obsthändlerinnen, welche kurz zuvor die Wände der Rathsstube von ächtem Thrazischem Geschrey wiederhallen gehört hatten.

Alles dies hatte man dir zu danken, wohlthätiger Stundenruffer! Ohne deine glückliche Dazwischenkunft würde, wahrscheinlicherweise, der Zank der Rathsherren und Zunftmeister, gleich dem Zorn des Achilles, so lächerlich auch seine Veranlassung war, in ein Feuer ausgebrochen seyn, dessen schnellverbreitete Gewalt die schrecklichste Zerrüttung, wo nicht gar den Umsturz der Republik Abdera hätte verursachen können. Wenn jemals ein Abderite mit einer *öffentlichen* Ehrensäule belohnt zu werden *verdient hätte*, so war es gewiß dieser Stundenruffer!

ruffer! Zwar muß man gestehen, der große Dienst, den er in diesem Augenblicke seiner Vaterstadt leistete, verliert seine ganze Verdienstlichkeit durch den einzigen Umstand, daß er nur zufälligerweise nützlich wurde; denn der ehrliche Mann dachte, da er zur gesezten Zeit maschinenmäsig Zwölfe rief, an nichts weniger, als an die unabsehbaren Uebel, die er dadurch von dem gemeinen Wesen abwendete. Aber niemals hatte sich ein Abderite auf andre Weise um sein Vaterland verdient gemacht. Wenn es sich zutrug, daß sie etwas verrichteten, das durch irgend einen glücklichen Zufall der Stadt nützlich wurde, so dankten sie den Göttern dafür; denn sie fühlten wohl, daß sie als bloße Werkzeuge oder gelegenheitliche Ursachen mitgewürkt hatten. Indessen ließen sie sich doch das Verdienst des Zufalls, so gut bezahlen, als ob es ihr eigenes gewesen wäre; oder richtiger zu reden, eben weil sie sich keines eignen Verdiensts dabey bewußt waren, liessen sie sich das Gute, was der Zufall unter ihrem Namen that, auf eben den Fuß bezahlen, wie ein Mauleseltreiber den täglichen Verdienst seines Esels einzieht. Es versteht sich, daß die Rede hier bloß von Archonten, Rathsherren und Zunftmeistern ist. Denn der ehrliche Stundenruffer mochte sich Verdienste um die Republik machen, so viel oder so wenig er wollte; er bekam seine sechs Pfennige des Tags in guter abderitischer Münze, und — Gott befohlen!

Die Fortsetzung folgt.



III.

Der Freund des schönen Geschlechts.

Aus dem Englischen.

Fast immer haben Schriftsteller zu viel Gutes oder zu viel Böses von dem weiblichen Geschlechte gesagt. Der Eine, der Macht der Schönheit unterthan, betrachtet sie als die Herrscherinnen der Welt, als das Meisterstück der Natur; indeß sie der Andere, der mehr Sonderling und Gesellschaftshasser ist, für eben so viel Pandoren hält, denen er alle Uebel des menschlichen Geschlechts mit Vergnügen aufbürdet. Jeder spricht von dem andern Geschlechte nach der Neigung seines Herzens, und der Lasterhafteste mahlt uns meistens ihr Bild am schwärzesten.

Was für Widersprüche sich auch in den verschiedenen Meinungen zeigen mögen, welche Männer von dem schönen Geschlechte hegen, so ist doch allzeit das lebhafte Interesse, mit welchem sie es betrachten, die gewisse Quelle davon. Alles, was diesen schöneren Theil der Menschheit betrift, muß uns intereßiren: ihr ganzes Wesen, ihr Betragen, der Ton ihrer Stimme, die geringste ihrer Bewegungen hat

einen großen Einfluß auf uns. Es ist eben nicht nöthig, daß man ganz unfühlbar für diesen Einfluß seyn müsse, um sie richtig beurtheilen zu können. Eine Anlage von dieser Art würde einen Mann zum Gegenstande des Mitleidens machen; und glücklicherweise trift man sehr selten ein solches Geschöpf an. Aber von unsern Leidenschaften sollten wir uns wenigstens nicht dabey hinreissen lassen; denn wer das andere Geschlecht nur durch den Schleyer einer übelgegründeten Anhänglichkeit, oder durch den schwarzen Nebel der Eifersucht beschauet, muß allzeit eine falsche Vorstellung von ihm bekommen.

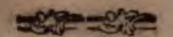
Es sind also weder enthusiastische Liebhaber, noch mißvergnügte Ehemänner, welche man über diesen wichtigen Punkt um Rath fragen sollte. Beydes sind verdächtige Richter, und man muß zu scharfsichtigern und unpartheyischern seine Zuflucht nehmen. Es giebt eine hinreichende Anzahl Männer, welche, mit sanfteren Leidenschaften gebohren, Fröhlichkeit mit Anstand, in Gegenwart von Frauenzimmern, die sie hochschätzen, zu verbinden wissen. Auf diese müssen wir unser Augenmerk richten. Jeder von ihnen bekennt, daß er an dem schönen Geschlechte glückliche Eigenschaften finde, und daß es nur wenig Mühe koste, sie, zu dessen Vortheile, zu entdecken.

Es ist gewiß, daß die Natur das schöne Geschlecht in den Stand gesezt hat, weit früher

als wir, vortheilhaft zu erscheinen. Ein junges Frauenzimmer von funfzehn Jahren denkt und spricht mit einer gewissen Eleganz, und macht oft das Vergnügen einer Gesellschaft aus, zu welcher eine junge Mannsperson von eben dem Alter noch nicht einmal den Zutritt hat. Sie gleichen den frühzeitigen Bäumen, die Blätter und Blüthen haben, da andere kaum erst die Annäherung des Frühlings fühlen. Alles entwickelt sich bey ihnen früher, und sie haben weniger als wir der Hülfe der Kunst nöthig, zu dem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, dessen sie fähig sind.

Man denke aber ja nicht, daß eben dieser Grad geringer und dem unsrigen untergeordnet sey. Viele von ihnen können sich mit uns in Ansehung des Verstandes messen, und der größte Theil übertrifft uns in Ansehung des Herzens. Es ist wahr, sie haben einige Mängel; sie führen so gut als wir den Stempel der Menschlichkeit; aber wie leicht ersezt nicht die Zahl ihrer Tugenden ihre leichten Gebrechen? Und sind es nicht größtentheils solche Fehler, davon die Schuld auf das männliche Geschlecht zurückfällt, indem die Begierde zu gefallen sie verleitet, sich nach den Meinungen der Männer zu bilden, die sie umringen?

Das größte Unglück des schönen Geschlechts, sowohl als der Großen, ist, von ihrer zartesten *Kindheit an* von einer Rotte Schmeichler belagert



lagert zu seyn, deren Vortheil ist, ihnen die Wahrheit zu verbergen. Es ist aber eine Unannehmlichkeit, welche Schönheit fast immer begleitet, einen Haufen Gecken und seichter Köpfe an sich zu ziehen. Diese geben sich alle Mühe, eine kindische Eitelkeit bey dem schönen Geschlecht zu nähren, welche sie zu ihrem eignen Vortheile zu gebrauchen suchen, und thun ihr Aeußerstes, jeden ernsthaften Gedanken von ihren Seelen zu entfernen.

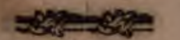
Sollte man sich nun wundern, wenn, mitten unter der Gesellschaft solcher Leute, deren geringster Fehler noch immer Muthwille ist, das schöne Geschlecht ihnen ähnlich würde? Wenn etwas uns wundern sollte, so wär es vielmehr, daß man noch immer so viele hochachtungswürdige Personen unter ihnen findet, da alles sich vereinigt, die glücklichen Anlagen in ihnen zu ersticken, welche sie von der Natur empfangen.

Das beste Mittel, der leichteste Weg das schöne Geschlecht vollkommner zu machen, würde seyn, zuvor die Männer zu bessern. Der Freund der Männer ist nothwendig auch ein Frauenzimmerfreund, weil das Intereße beyder Geschlechter so genau zusammen verknüpft ist, daß es unmöglich getrennt werden kann. Mit dieser Ueberzeugung wage ich es meinen schönen Landsmänninnen einige Bemerkungen über das, was sie sich schuldig sind,

und was die Gesellschaft von ihnen erwartet, vorzulegen. Da fast täglich Bücher erscheinen, sie zu verderben, so ist mein Zweck ihnen Gegengift zu liefern.

Hier ist mein Plan. Erst werde ich untersuchen, was für eine Art von Studium und Beschäftigung sich, nach Verhältnis des Ranges den sie unter uns haben, für sie schickt. Von dem Detail ihrer Vergnügungen, (worunter ich allen Luxus, der Beziehung auf sie hat, rechne,) werde ich zu einigen Anmerkungen über Liebe, Heyrath, und Kinder-Erziehung fortgehen, und endlich mit einer kurzen Beschreibung ihrer Tugenden schließen, welche so selten nicht sind, als uns einige Weiberfeinde gerne überreden möchten.

Meine Absicht ist, mit wenigen Worten, dem schönen Geschlechte Wahrheiten vor Augen zu stellen, welche Gewohnheit meistens von ihnen verbannt. Trugen sie zuweilen etwas bey unsre Fehler zu vermehren, so ist es ihnen auch gleichfalls vorbehalten, uns davon zu befreyen. Das schöne Geschlecht kann alles thun was es unternimmt. Welche von ihnen Größe der Seele genug haben, sich dieses Vortheils über uns zu bemächtigen, rächen sich durch eine unschätzbare Wohlthat an unserm Stolze, und machen ihre Reitze doppelt mächtig über das männliche Geschlecht.



Erstes Capitel.

Die Beziehung des schönen Geschlechts auf die Gesellschaft.

Wer das schöne Geschlecht blos als reitzende Gemählde betrachtet, die bestimmt wären die Welt zu verschönern, hat einen sehr unvollkommnen Begriff davon. Sie sind, sagt man unaufhörlich, die bezaubernden Blumen, bestimmt das Colorit der Schöpfung zu erhöhen.— Wer läugnet denn, daß sie es sind? Und doch sollte man die Schönen warnen, sich nicht durch solche süße Schmeicheleyen verführen zu laßen. Sie sollten sich hüthen, an solchen leichten und scheinbaren Vorzügen Gefallen zu finden. Es giebt ihrer, in der That, nur gar zu viele, die sich in diese engen Gränzen einschränken, und auf jedes andere Verdienst, als dem Auge zu gefallen, entsagt zu haben scheinen.

Das Weib wurde zu einem ganz anderm, weit edlerem Zwecke geschaffen, als uns blos einen fröhlichen Anblick zu gewähren. Ihre Reitze sind blos empfehlende Begleiter anderer weit intereßanterer Eigenschaften. Sie nur als schön schätzen, heißt sie erniedrigen, und sie mit ihren Porträts in eine Klaße setzen. Die, so keinen andern Reitz als ihre Schönheit haben, mögen wohl eine ganz feine Figur in einem Ruheseßel machen, oder einen Salon zu verzieren taugen. Sie sind, dem Wortverstande nach, hübsche Bilder; aber etwas mehr

als

als Schönheit müßen Frauenzimmer doch haben, wenn wir in ihrer Gesellschaft alle die Vortheile finden sollen, die wir von ihnen mit Recht erwarten können.

Die Gesellschaft vernünftiger Wesen kann sich nicht blos auf die unthätige Gegenwart einer Person, oder auf einen leblosen Umgang von Eitelkeit und Falschheit einschränken. Was kein Bestreben hat uns beßer zu machen, macht uns meistens schlimmer. Wenn Frauenzimmer, die Zierden der Gesellschaft, mit ihren persönlichen Reitzen einen gesunden Verstand und ein edles Herz vereinigten, so müßte nothwendig das Gefühl, welches wir für sie haben, manche vortrefliche Eigenschaft in uns erwecken. Wollten sie nur ihre Seelen zu grosen Gegenständen erheben, sie würden in dem männlichen Herzen jede Tugend blühen machen können.

Die Herrschaft, welche ihnen ihre Schönheit giebt, ist ihnen blos zum Besten des menschlichen Geschlechts überhaupt verliehen. Der Mann, zu edlen Handlungen gebildet, hat von Natur eine Art von Steifheit und Härte in seinem Charackter, welche zu mildern das schöne Geschlecht bestimmt ist. In ihren Sitten sowohl als in ihrer Bildung ist eine gewiße Milde, die fähig ist unsre natürliche Rauhigkeit sanfter zu machen, welche, ohne diese Temperatur, bald in thierische Wildheit ausarten würde.

Wir

Wir können sicher behaupten, daß, wenn wir ohne Gesellschaft des andern Geschlechts leben müßten, wir sehr von dem verschieden seyn würden, was wir jezt sind. Die Mühe, die wir uns geben ihre Gewogenheit zu verdienen, poliert und mildert unsre natürliche Rauhigkeit und Strenge; und ihre Fröhlichkeit hält allzeit unserm finstern Ernste das Gleichgewicht. Kurz, der Mann würde weniger glücklich, weniger vollkommen seyn, wenn er nicht mit dem andern Geschlechte umgienge.

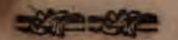
Ein Mann der unfühlbar für die Reitze ihres Umgangs seyn kann, ist selten ein Freund seines eignen Geschlechts; selten ein Freund der Menschen überhaupt. Er nährt eine Art von Unbiegsamkeit in sich, die selbst seine Tugenden gefährlich macht. Die grosen Eigenschaften Carls des Zwölften (*) würden nicht so viele Unruhen in Europa verursacht haben, wenn er die Gesellschaft der Schönen mehr geliebt hätte, welche allein fähig gewesen wäre, seinen wilden Muth zu mildern.

Wenn es aber für Männer unumgänglich nöthig ist, ihre Sitten durch die Zärtlichkeit der

(*) Er wollte die Gräfin von Königsmark nicht sehen, welche ihm Friedens-Vorschläge vom König August brachte, weil ihre Schönheit und ihr Verstand denselben vielleicht einiges Gewicht hätten geben können.

der weiblichen in einem gewißen Grade zu poliren und zu verfeinern, so haben Frauenzimmer, auf der andern Seite, nicht weniger männlichen Umgang nöthig, ihre Lebhaftigkeit in Thätigkeit zu setzen, und sie vor einem Grade der Nachläßigkeit zu bewahren, in welche sie versinken würden, wenn sie nicht das Verlangen zu gefallen belebte. Nur diesem Verlangen haben wir die Annehmlichkeiten ihres Gesichts, die Grazie ihrer Bewegungen, und die Süßigkeit ihrer Stimme zu danken. Sie mögen sprechen, lächeln oder sich bewegen, so geschieht es mit der geheimen Absicht, sich liebenswürdig zu machen; woraus man die Folge ableiten kann, daß es blos die Männer sind, welche, in gewissem Betracht, den Frauenzimmern Reiz geben, und ohne welche sie in Unthätigkeit und Vernachläßigung ihrer selbst fallen würden. Ueberdieß würde auch leicht ihr Verstand, mit einer Menge nichtswürdiger Kleinigkeiten angefüllt, in Unwissenheit verderben, wenn Männer ihn nicht zu erhabenern Gegenständen erweckten, und ihm Schwung und Kraft gäben.

So müssen sich beyde Geschlechter einander wechselsweis poliren. Den männlichen Muth muß weibliche Sanftheit mildern, und diese muß wiederum Kraft und Leben vom männlichen Muthe hohlen. Die männlichen Ideen schattiren sich sanfter in dem Umgange mit dem *schönen* Geschlechte, indeß dieses in dem Umgange



gange mit jenem den, ihm eignen, zu großen Leichtsinn ablegt. Ihre verschiedenen Eigenschaften halten einander völlig die Wage; und aus dieser glücklichen Mischung entsteht jene Harmonie, welche beyde feiner und vollkommner macht.

Den Unterschied zwischen beyder Verstande kann man mit dem Unterschiede verschiedener Stimmen vergleichen, welcher eher ein angenehmes Concert, als einen widrigen Mißlaut macht. Ist der Verstand der Männer etwas stärker, so war er bestimmt, das Glück derjenigen stärker zu sichern, die von feinerer Zusammensetzung sind; nie aber war ein Geschlecht gemacht, das andere zu unterdrücken. Ihre so genaue Verknüpfung mit einander macht ihre Vortheile gegenseitig, und jener lächerliche Rangstreit ist eine Art von Beleidigung der Natur, und kömmt allzeit von einem Mangel der Dankbarkeit für ihre Geschenke her.

Wir sind zu Freunden des schönen Geschlechts gebohren; nicht zu seinen Nebenbuhlern; am allerwenigsten aber zu seinen Tyrannen. Sie zur Sklaverey erniedrigen, heißt einen ganz falschen Gebrauch von der Stärke machen, welche uns gegeben wurde sie zu beschützen; heißt, der menschlichen Gesellschaft ihren größten Reiz rauben. Sie muß geschmacklos werden, wenn wir denjenigen Theil der Schöpfung davon ausschließen wollen, der am fähigsten ist sie zu beleben.

Die

Die Bewohner der Morgenländer haben die Erfahrung davon gemacht, indem sie aus Vorurtheil von ihrer Schwäche und aus Trieb einer nicht viel besser als thierischen Leidenschaft, das weibliche Geschlecht als gefährliche Gesellschafter betrachteten, vor denen sie sich sorgfältig hüten müßten. Sie beluden sie mit Ketten, um keine von ihnen zu bekommen, und glaubten, sie zu ausschweifend geliebt zu haben, gebe ihnen ein Recht sie zu tyrannisiren.

Aber meistens wurden diese despotischen Herren die Opfer ihrer eyfersüchtigen Tyranney. In völlige Unthätigkeit versunken, und einsam mitten unter der Schaar ihrer schönen Sklavinnen, ist ihnen jedes feinere Gefühl fremd. Diese feineren Gefühle, und die Delicatesse welche daraus entspringt, findet man nur in freyen Staaten; beyde fliehen eine Gesellschaft, der es an allen Quellen für sie mangelt. Dieß Volk sucht sich dafür durch eine grobe Wollust zu entschädigen, die aber nichts mehr thut, als ihre Sinnen berauschen und ihr Herz unfühlbar machen.

Weit entfernt von dieser Barbarey hat unsere Nation nie dem andern Geschlechte die ihm schuldigen Opfer versagt, ja vielleicht ihm grösere, als sie sollte, gebracht.

Von den Franzosen muß man ein gleiches sagen. Die alten Gallier erwiesen dem schönen Geschlechte

Geschlechte überaus viel Ehre, ja, sie errichteten sogar einen Rath von Weibern, worinnen die wichtigsten Geschäfte des Staats entschieden wurden. An die Stelle dieses glänzenden Vorrechts trat die römische Galanterie, und dieser folgte wiederum eine andere romantische, welche das schöne Geschlecht zum Richter männlicher Verdienste und Tapferkeit machte. Der Geist der alten Ritterschaft, der von den Mauren auf unsre Ahnen forterbte, kleidete auf einmal alle unsre jungen Edlen in die Livree der Damen, und machte sie, für einen einzigen Blick, in die größten Gefahren rennen. Ein Band, im Turnier gegeben, war damals ein Preis, um welchen sie alles gewagt haben würden, und der Beyfall eines hübschen Mädchens, von dem sie es erhielten, belohnte sie für alle Gefahren, Wunden, Schmerzen und Beulen, und spornte sie noch zu neuen Thaten an.

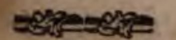
Jezt verkaufen uns die Schönen ihre Gunst nicht mehr so theuer. Grosmuth und Unverzagtheit sind nicht mehr die durchaus wesentlichen Eigenschaften, die Männer zu Lieblingen der Damen zu machen. Kleine Aufmerksamkeiten, leichte Gefälligkeiten, und knechtische Nachahmung sind hinreichend genug, uns ihrer Gunst zu empfehlen. Das schöne Geschlecht, von uns in unaufhörliche Zerstreuungen gestürzt, zu welchen die Natur es nie schuf, hat einen Geschmack an Frivolität und Muthwil-

Die Bewohner der Morgenländer haben die Erfahrung davon gemacht, indem sie aus Vorurtheil von ihrer Schwäche und aus Trieb einer nicht viel besser als thierischen Leidenschaft, das weibliche Geschlecht als gefährliche Gesellschafter betrachteten, vor denen sie sich sorgfältig hüten müßten. Sie beluden sie mit Ketten, um keine von ihnen zu bekommen, und glaubten, sie zu ausschweifend geliebt zu haben, gebe ihnen ein Recht sie zu tyrannisiren.

Aber meistens wurden diese despotischen Herren die Opfer ihrer eyfersüchtigen Tyranney. In völlige Unthätigkeit versunken, und einsam mitten unter der Schaar ihrer schönen Sklavinnen, ist ihnen jedes feinere Gefühl fremd. Diese feineren Gefühle, und die Delicatesse welche daraus entspringt, findet man nur in freyen Staaten; beyde fliehen eine Gesellschaft, der es an allen Quellen für sie mangelt. Dieß Volk sucht sich dafür durch eine grobe Wollust zu entschädigen, die aber nichts mehr thut, als ihre Sinnen berauschen und ihr Herz unfühlbar machen.

Weit entfernt von dieser Barbarey hat unsere Nation nie dem andern Geschlechte die ihm schuldigen Opfer versagt, ja vielleicht ihm grösere, als sie sollte, gebracht.

Von den Franzosen muß man ein gleiches sagen. Die alten Gallier erwiesen dem schönen Geschlechte



Geschlechte überaus viel Ehre, ja, sie errichteten sogar einen Rath von Weibern, worinnen die wichtigsten Geschäfte des Staats entschieden wurden. An die Stelle dieses glänzenden Vorrechts trat die römische Galanterie, und dieser folgte wiederum eine andere romantische, welche das schöne Geschlecht zum Richter männlicher Verdienste und Tapferkeit machte. Der Geist der alten Ritterschaft, der von den Mauren auf unsre Ahnen forterbte, kleidete auf einmal alle unsre jungen Edlen in die Livree der Damen, und machte sie, für einen einzigen Blick, in die größten Gefahren rennen. Ein Band, im Turnier gegeben, war damals ein Preis, um welchen sie alles gewagt haben würden, und der Beyfall eines hübschen Mädchens, von dem sie es erhielten, belohnte sie für alle Gefahren, Wunden, Schmerzen und Beulen, und spornte sie noch zu neuen Thaten an.

Jezt verkaufen uns die Schönen ihre Gunst nicht mehr so theuer. Grosmuth und Unverzagtheit sind nicht mehr die durchaus wesentlichen Eigenschaften, die Männer zu Lieblingen der Damen zu machen. Kleine Aufmerksamkeiten, leichte Gefälligkeiten, und knechtische Nachahmung sind hinreichend genug, uns ihrer Gunst zu empfehlen. Das schöne Geschlecht, von uns in unaufhörliche Zerstreuungen gestürzt, zu welchen die Natur es nie schuf, hat einen Geschmack an Frivolität und Muthwil-

len bekommen, und diesen zum einzigen Stempel der Höflichkeit gemacht. Es hat uns so lange zu Sklaven seiner Capricen und seiner Laune gemacht, bis wir eben diese Laune selbst annahmen. Die Weibwerdung ist allgemein, die Gränze, welche die Natur zwischen beyden Geschlechtern zog, ist überschritten, der Abstand beyder verschwunden, und das eine findet in dem andern nichts als Schwäche, welche seine eigene nur vermehrt.

Die Frauenzimmer sind eine Art lebendiger Götzen worden, deren Attitüden ihre Geweyhten kopiren; man umwölkt sie mit einem unwürdigen Weyhrauche, den sie doch theuer genug, mit ihrer Tugend, bezahlen müssen. Himmel ist in ihren Augen, und Leben und Todt in ihren Händen. Die Opern scheinen ganz den Mysterien dieser lächerlichen Vergötterung geweyht zu seyn, und wir opfern unaufhörlich dem schönen Geschlechte eine Art von Anbetung, welche es ausarten macht. Das Laster schlägt Wurzel, und aus Mangel zuvor die Herzen derer gebildet zu haben, denen wir zu gefallen wünschen, wird die Erfüllung dieses Wunsches unser Unglück, und ihre Reize gereichen uns zum Verderben.

Ich wünschte sehr, daß das schöne Geschlecht diesen betrüglichen Anbetungen, welche ihm und uns zum Nachtheile gereichen, entsagte, und aufhören wollte, der Gegenstand einer

Ver-

Vergötterung zu seyn, welche uns und sie entehrt. Sie sind geschaffen Liebe zu erwecken, und das Glück einer wohlgeordneten Gesellschaft zu machen. Da sie von der Natur für ein ruhiges Leben bestimmt sind, sollten sie sich auch nicht von dem Wirbelwinde gedankloser Mannspersonen fortreißen lassen, der sie alle Tage umsaußt. Wären ihre Gunstbezeugungen seltener, so würden sie auch würksamer seyn. Ich muß bekennen, ich würde nicht wünschen mit Leuten zu leben, die, wie die Spanier, ihre Weiber vor aller Gesellschaft verschließen; aber dieß kann ich doch auch mit Grunde behaupten, daß es dem schönen Geschlechte nicht zum Schaden gereichen würde, etwas mehr im Schatten zu leben, und sich so wenig als möglich zu zeigen, und desto vollkommner das Vergnügen zu schmecken, ihren Familien und sich selbst wiedergeschenkt zu seyn.

Zu viel Gesellschaft hat gefährliche Folgen für unsre moralische Seite, und ich möchte gern dem schönen Geschlechte rathen, dieselbe so behutsam, als eine ansteckende Luft, zu vermeiden. Aber eine mäßige und gewählte Gesellschaft zu genießen ist sowohl ihnen als uns höchst vortheilhaft. In einer Verbindung von dieser Art werden sie, statt Laster anzunehmen, Vergnügen und Tugend nützlich verbinden lernen; die Seelen der Männer werden eine Politur ohne Schwächung annehmen, und die Frauenzimmer werden, indem sie unsere Freu-

den reinigen und verfeinern, uns jene Art von Süßigkeit mittheilen, welche ihnen den Genuß von Allem, was sie wünschen, versichert.

Sie sind die Seele der Gesellschaft, und können ihr jede Form geben, die sie nur selbst wollen. Die Höfe haben sich immer nach dem Charakter der Damen verändert, die den ersten Rang davon hatten. Der Hof Ludwigs des Vierzehnten hatte den größten Theil seiner Annehmlichkeiten und seines Glanzes der Menge von Damen zu danken, die seine Zierde waren, und erreichte den höchsten Grad seines guten Tons, als Henriette von England und die Herzogin von Burgund ihn verschönerten.

Das schöne Geschlecht giebt nicht allein der Gesellschaft Leben, sondern man kann sie sogar als die erste große Haupttriebfeder betrachten, welche sie in Bewegung sezt. Es ist wahr, die Verwaltung der Geschäfte und die verschiedenen Theile der Regierung werden von Männern besorgt; aber eben diese Vertheilung dient blos, das Ansehen des schönen Geschlechts zu vermehren und zu sichern. Die Menschen fühlen allzeit den Einfluß des Herzens stärker als den Einfluß des Verstandes, und folglich mag die Gewalt liegen in wessen Hand sie will, so steht sie doch noch immer dem Gegenstande zu Dienste, den wir lieben. Ich weiß nicht, ob ich dieß nicht für eine Schwachheit halten soll; aber ist es eine, so ist es eine natürliche und allge-



allgemeine. Meistens befiehlt das schöne Geschlecht, wo die Männer regieren; und diese sind, unter allem Anschein von Macht, doch immer nur eine Art von Mittelrädern in der Regierungsmaschine, welche Trieb und Bewegung von dem andern Geschlecht erhalten.

Indessen richtet diese geheime Herrschaft des schönen Geschlechts doch keinen Schaden an, wenn es sich nur gereinigte Begriffe von der Role macht, die es unter uns spielt. Wenn sie würklich nach den größeren Scenen des Lebens lüstern sind, und die Sphäre ihrer Gedanken zu erweitern suchen, so können sie leicht fähig werden, uns nützliche Rathschläge zu geben. Sie besitzen eine gewisse Lebhaftigkeit, vermöge deren sie oft an Gegenständen etwas finden, was uns entwischet; und oft sind sie nicht weniger muthig als die Kühnsten unsers Geschlechts. Die Engländer waren nie mächtiger, als unter ihren Königinnen Elisabeth und Anna. Zwey mächtige Reiche in Europa werden noch jezt sehr glücklich durch Weiber regiert; jedermann kennt die Kaiserin von Rußland und die Kaiserin Königin von Ungarn als diese zwey berühmten Beyspiele.

Das Unglück ist, daß die Frauenzimmer ihren eignen Fähigkeiten nicht Aufmerksamkeit genug schenken. Sie schränken, ihr ganzes Leben hindurch, ihre Gedanken blos auf ihre Schönheit ein, die sie doch nicht vermehren

 können,

können, und denken nie an die Verbesserung ihres Verstandes, — eines sehr tragbaren Bodens, den sie ganz ungebauet liegen lassen. „Ihr lezter Seufzer, wie St. Evremond sagt, betrifft mehr den Verlust der Schönheit, als den Verlust des Lebens.„ Möchten sie sich doch tief ins Herz die Wahrheit prägen, daß ihre Schönheit nur im Verhältnisse, als Tugend und Wissenschaft sie begleiten, unser Opfer verdient. Die Natur hat, überhaupt genommen, nichts Reizendes hervorgebracht, was nicht zugleich heilsam wäre. Eine schöne Frucht ist selten giftig, und folglich ist eine schöne aber lasterhafte Person ein Ungeheuer der Natur.

Die Fortsetzung folgt.





IV.

Merkwürdigkeiten
der Morduanen, Kosaken, Kallmucken, u. s. w.

Frankfurt und Leipzig 1773.

Unter diesem Titel liefert man uns einen wohlgerathenen Auszug aus dem großen Werke, worinn Hr. Pallas seine, auf Befehl des Petersburgischen Hofes, nach den südlichen Gegenden des rußischen Reichs unternommene Reise beschrieben hat. Zum Glück ist dieser Beobachter noch eben zeitig genug dort angelangt, um genaue Nachrichten von den Sitten und der Religion einiger herumirrenden Horden zu sammlen, welche sich anjezt so tief in das Innerste von Asien gezogen haben, daß man sie so gut als verschwunden nennen kann.

Vor einigen Jahren hielten sich die Tongouten oder die torgötischen Kallmucken, und die Spongours vornemlich in der Gegend des Jaicks und des Wolgastroms auf. Die ersteren, als sie sich gegen das Ende des verwichenen Jahrhunderts von den chinesischen Tartaren, die der Kaiser Can hi in eigner Person anführte, sehr in die Enge getrieben sahen, brachen auf und begaben sich dorthin unter Rußischen Schutz; die andern ergriffen

eben diese Parthey erst um das Jahr 1757 nachdem sie einen eben so unglücklichen Krieg überstanden hatten. Beyde schienen in ihrem neuen Sitze ganz ruhig, und den Russen, welche sie vor der gänzlichen Zerstörung gesichert hatten, besonders zugethan zu seyn; als sie auf einmal sich einfallen ließen, in das Land der Eleuths, woher sie gekommen waren, wieder zurückzukehren, und in unsern Tagen das Schauspiel jener plötzlichen und unvermutheten Wanderungen, wovon die Gothen uns in der ältern Geschichte Beyspiele liefern, zu erneuern (*). Dieser Vorfall, worüber man in Europa

(*) Die Fortwanderung der Kallmucken, welche man im Jahr 1770 als ein großes Unglück für Rußland ansah, wo man befürchtete, sie möchten sich der in den östlichen Gegenden von Siberien befindlichen Silberminen bemächtigen, zeigt sich anjezt als eine der glücklichsten Begebenheiten für dasselbe: Denn hätten diese Kallmucken sich mit den Rebellen des Jaiks vereiniget, so würde Moscau jezt schon in ihrer Gewalt seyn. In der zwooten Ausgabe der Werke des Hrn. Rath **Müllers**, hat der Petersburger Hof alles ausstreichen lassen, was diese Fortwanderung der Kallmucken, wovon in **Pallas** Reisen, der sie lange vor ihrem Abzuge sah, die Rede ist, angeht. Der Priester **Rama**, den man beschuldiget, von allem diesem der Anstifter gewesen zu seyn, bediente sich hiezu allein des Mißvergnügens, welches seit langer Zeit in dieser Horde immer herrschender geworden war. **Peter der Erste** hatte ihre Oberhäupter als seines gleichen

Europa sehr verschiedentlich geurtheilet, hat nothwendigerweise den Hof zu Pekin beunruhigen müssen, welchem die Rebellen in der Provinz Jun-nan, woselbst die Unruhen nur dem Scheine nach beygelegt sind, ohnehin genug zu schaffen machten.

Alle diese Kallmucken sind, ihrem Ursprunge nach, Mungalen; Nomaden nach alter Sitte; zuweilen Räuber; und bey ihrer herumziehenden Lebensart doch so abergläubisch, als es die stillsitzenbleibenden Spanier nur immer seyn können. Man hat bey ihnen eine Menge kleiner küpferner Götzenbilder, Reliquien und Amulete angetroffen: sogar ernähren sie weiße Kameele, die keine weltliche Arbeiten verrichten, sondern allein zum Fortziehn derjenigen Wagen bestimmt sind, worauf die Altäre und Götter, welche auf allen Zügen ihre Horden begleiten, geladen werden. Man weiß nicht, um welche Zeit diese Völker zuerst die Religion

gleichen behandelt; nachher wollte man sie zinsbar, und endlich gar zu Sklaven machen.

Partikulierbriefe aus Ober-Asien reden von einer allgemeinen Gährung daselbst, ohne daß man genau anzugeben im Stande sey, wo sie eigentlich herrühre: indessen erwartet man ziemlich wahrscheinlich eine gewaltige Revolution daselbst. Nächstens werde ich Gelegenheit finden, mich hierüber mit mehrerem auszulassen. **Anmerkung des Recensenten.**

Die Bewohner der Morgenländer haben die Erfahrung davon gemacht, indem sie aus Vorurtheil von ihrer Schwäche und aus Trieb einer nicht viel besser als thierischen Leidenschaft, das weibliche Geschlecht als gefährliche Gesellschafter betrachteten, vor denen sie sich sorgfältig hüten müßten. Sie beluden sie mit Ketten, um keine von ihnen zu bekommen, und glaubten, sie zu ausschweifend geliebt zu haben, gebe ihnen ein Recht sie zu tyrannisiren.

Aber meistens wurden diese despotischen Herren die Opfer ihrer eyfersüchtigen Tyranney. In völlige Unthätigkeit versunken, und einsam mitten unter der Schaar ihrer schönen Sklavinnen, ist ihnen jedes feinere Gefühl fremd. Diese feineren Gefühle, und die Delicatesse welche daraus entspringt, findet man nur in freyen Staaten; beyde fliehen eine Gesellschaft, der es an allen Quellen für sie mangelt. Dieß Volk sucht sich dafür durch eine grobe Wollust zu entschädigen, die aber nichts mehr thut, als ihre Sinnen berauschen und ihr Herz unfühlbar machen.

Weit entfernt von dieser Barbarey hat unsere Nation nie dem andern Geschlechte die ihm schuldigen Opfer versagt, ja vielleicht ihm grösere, als sie sollte, gebracht.

Von den Franzosen muß man ein gleiches *sagen*. Die alten Gallier erwiesen dem schönen

Geschlechte überaus viel Ehre, ja, sie errichteten sogar einen Rath von Weibern, worinnen die wichtigsten Geschäfte des Staats entschieden wurden. An die Stelle dieses glänzenden Vorrechts trat die römische Galanterie, und dieser folgte wiederum eine andere romantische, welche das schöne Geschlecht zum Richter männlicher Verdienste und Tapferkeit machte. Der Geist der alten Ritterschaft, der von den Mauren auf unsre Ahnen forterbte, kleidete auf einmal alle unsre jungen Edlen in die Livree der Damen, und machte sie, für einen einzigen Blick, in die größten Gefahren rennen. Ein Band, im Turnier gegeben, war damals ein Preis, um welchen sie alles gewagt haben würden, und der Beyfall eines hübschen Mädchens, von dem sie es erhielten, belohnte sie für alle Gefahren, Wunden, Schmerzen und Beulen, und spornte sie noch zu neuen Thaten an.

Jezt verkaufen uns die Schönen ihre Gunst nicht mehr so theuer. Grosmuth und Unverzagtheit sind nicht mehr die durchaus wesentlichen Eigenschaften, die Männer zu Lieblingen der Damen zu machen. Kleine Aufmerksamkeiten, leichte Gefälligkeiten, und knechtische Nachahmung sind hinreichend genug, uns ihrer Gunst zu empfehlen. Das schöne Geschlecht, von uns in unaufhörliche Zerstreuungen gestürzt, zu welchen die Natur es nie schuf, hat einen Geschmack an Frivolität und Muthwil-

den reinigen und verfeinern, uns jene Art von Süßigkeit mittheilen, welche ihnen den Genuß von Allem, was sie wünschen, versichert.

Sie sind die Seele der Gesellschaft, und können ihr jede Form geben, die sie nur selbst wollen. Die Höfe haben sich immer nach dem Charakter der Damen verändert, die den ersten Rang davon hatten. Der Hof Ludwigs des Vierzehnten hatte den größten Theil seiner Annehmlichkeiten und seines Glanzes der Menge von Damen zu danken, die seine Zierde waren, und erreichte den höchsten Grad seines guten Tons, als Henriette von England und die Herzogin von Burgund ihn verschönerten.

Das schöne Geschlecht giebt nicht allein der Gesellschaft Leben, sondern man kann sie sogar als die erste große Haupttriebfeder betrachten, welche sie in Bewegung sezt. Es ist wahr, die Verwaltung der Geschäfte und die verschiedenen Theile der Regierung werden von Männern besorgt; aber eben diese Vertheilung dient blos, das Ansehen des schönen Geschlechts zu vermehren und zu sichern. Die Menschen fühlen allzeit den Einfluß des Herzens stärker als den Einfluß des Verstandes, und folglich mag die Gewalt liegen in wessen Hand sie will, so steht sie doch noch immer dem Gegenstande zu Dienste, den wir lieben. Ich weiß nicht, ob ich dieß nicht für eine Schwachheit halten soll; aber ist es eine, so ist es eine natürliche und allge-

allgemeine. Meistens befiehlt das schöne Geschlecht, wo die Männer regieren; und diese sind, unter allem Anschein von Macht, doch immer nur eine Art von Mittelrädern in der Regierungsmaschine, welche Trieb und Bewegung von dem andern Geschlecht erhalten.

Indessen richtet diese geheime Herrschaft des schönen Geschlechts doch keinen Schaden an, wenn es sich nur gereinigte Begriffe von der Role macht, die es unter uns spielt. Wenn sie würklich nach den größeren Scenen des Lebens lüstern sind, und die Sphäre ihrer Gedanken zu erweitern suchen, so können sie leicht fähig werden, uns nützliche Rathschläge zu geben. Sie besitzen eine gewisse Lebhaftigkeit, vermöge deren sie oft an Gegenständen etwas finden, was uns entwischet; und oft sind sie nicht weniger muthig als die Kühnsten unsers Geschlechts. Die Engländer waren nie mächtiger, als unter ihren Königinnen Elisabeth und Anna. Zwey mächtige Reiche in Europa werden noch jezt sehr glücklich durch Weiber regiert; jedermann kennt die Kaiserin von Rußland und die Kaiserin Königin von Ungarn als diese zwey berühmten Beyspiele.

Das Unglück ist, daß die Frauenzimmer ihren eignen Fähigkeiten nicht Aufmerksamkeit genug schenken. Sie schränken, ihr ganzes Leben hindurch, ihre Gedanken blos auf ihre Schönheit ein, die sie doch nicht vermehren

 können,

eben diese Parthey erst um das Jahr 1757 nachdem sie einen eben so unglücklichen Krieg überstanden hatten. Beyde schienen in ihrem neuen Sitze ganz ruhig, und den Russen, welche sie vor der gänzlichen Zerstörung gesichert hatten, besonders zugethan zu seyn; als sie auf einmal sich einfallen ließen, in das Land der Eleuths, woher sie gekommen waren, wieder zurückzukehren, und in unsern Tagen das Schauspiel jener plötzlichen und unvermutheten Wanderungen, wovon die Gothen uns in der ältern Geschichte Beyspiele liefern, zu erneuern (*). Dieser Vorfall, worüber man in Europa

(*) Die Fortwanderung der Kallmucken, welche man im Jahr 1770 als ein großes Unglück für Rußland ansah, wo man befürchtete, sie möchten sich der in den östlichen Gegenden von Siberien befindlichen Silberminen bemächtigen, zeigt sich anjezt als eine der glücklichsten Begebenheiten für dasselbe: Denn hätten diese Kallmucken sich mit den Rebellen des Jaiks vereiniget, so würde Moscau jezt schon in ihrer Gewalt seyn. In der zwooten Ausgabe der Werke des Hrn. Rath Müllers, hat der Petersburger Hof alles ausstreichen lassen, was diese Fortwanderung der Kallmucken, wovon in Pallas Reisen, der sie lange vor ihrem Abzuge sah, die Rede ist, angeht. Der Priester Rama, den man beschuldiget, von allem diesem der Anstifter gewesen zu seyn, bediente sich hiezu allein des Mißvergnügens, welches seit langer Zeit in dieser Horde immer herrschender geworden war. Peter der Erste hatte ihre Oberhäupter als seines gleichen

Europa sehr verschiedentlich geurtheilet, hat nothwendigerweise den Hof zu Pekin beunruhigen müssen, welchem die Rebellen in der Provinz Jun-nan, woselbst die Unruhen nur dem Scheine nach beygelegt sind, ohnehin genug zu schaffen machten.

Alle diese Kallmucken sind, ihrem Ursprunge nach, Mungalen; Nomaden nach alter Sitte; zuweilen Räuber; und bey ihrer herumziehenden Lebensart doch so abergläubisch, als es die stillsitzenbleibenden Spanier nur immer seyn können. Man hat bey ihnen eine Menge kleiner küpferner Götzenbilder, Reliquien und Amulete angetroffen: sogar ernähren sie weiße Kameele, die keine weltliche Arbeiten verrichten, sondern allein zum Fortziehn derjenigen Wagen bestimmt sind, worauf die Altäre und Götter, welche auf allen Zügen ihre Horden begleiten, geladen werden. Man weiß nicht, um welche Zeit diese Völker zuerst die Religion

M 5 des

gleichen behandelt; nachher wollte man sie zinsbar, und endlich gar zu Sklaven machen.

Partikulierbriefe aus Ober-Asien reden von einer allgemeinen Gährung daselbst, ohne daß man genau anzugeben im Stande sey, wo sie eigentlich herrühre: indessen erwartet man ziemlich wahrscheinlich eine gewaltige Revolution daselbst. Nächstens werde ich Gelegenheit finden, mich hierüber mit mehrerem auszulassen. *Anmerkung des Recensenten.*

nicht zum Strange, aber er muß zehn dafür wiedergeben; überhaupt werden dort alle Fälle durch Ersatz geschlichtet. Die Probe des glühenden Eisens, welche bey ihnen, wie bey unsern Vorfahren, den alten Teutschen, im Gebrauche ist, und die nie etwas erprobt hat, wird vermuthlich von den schwielichten Händen dieser Leute ohne große Schmerzen ausgehalten.

Von der politischen Regierungsform dieser Nomaden läßt sich lange so viel Gutes nicht sagen, als von ihrer innerlichen Polizey und ihrem bürgerlichen Regiment. Zuförderst theilen sie ihre Horden in Uluß ab, welche eine gewiße Anzahl von Familien in sich begreifen; diese Familien werden hernach wieder in Amiads, und die Amiads in Chatuns eingetheilt, die, gleich den kleinen arabischen Clans, sich immer in einer gewißen Entfernung von einander lagern. Das Letztere ist wegen der Weide für ihre Heerden unumgänglich nöthig. Wollte eine ganze Horde ihre Wohnnungen an Einem Orte aufschlagen, und so dicht an einander schließen, wie die Bürger einer Stadt ihre Häuser, so würde es ihr, noch vor Verlauf eines Monaths, an Weiden fehlen. Alle jetzt erwähnten Abtheilungen haben ihre besondere Oberhäupter, deren Gewalt in der männlichen Linie erblich ist. Denenjenigen, welche über Uluß gesetzt sind, und die ihrerseits dem Chan gehorchen müßen, so wie zur Zeit des lehnförmigen Regiments, die

vor-

vornehmern Vaßalen dem Könige oder Kaiser, legt man den Titel eines Noyons bey. Vermittelst dieser Anordnungen, welche den Mungalischen Tartaren eigen sind, genießen zwar diese Völker einer großen politischen Freyheit; aber zugleich werden sie dadurch der bürgerlichen Unterdrückung ausgesetzt: bey ihnen ist ein Mensch gänzlich dem Willen seines Noyon oder Herren unterworfen, welcher, ob er gleich nicht die Macht hat, jemanden das Leben zu nehmen, dennoch tausend andre Mittel findet, seine Untergebene zu plagen.

Es scheint wunderbar, daß das lehnförmige Regiment, welches das Grund-Eigenthum vorauszusetzen scheint, bey so vielen Hirtenvölkern, denen doch das Grund-Eigenthum weniger als andern bekannt war, habe Platz finden können; die Ursache davon mag wohl folgende seyn. Jeder Hirte, um seine Herde zu vertheidigen, muß nothwendig Soldat seyn; und daraus entspringt, eben so wie beym lehnförmigen Regiment, wo alle Vaßalen und After-Vaßalen auch nothwendiger Weise Soldaten, und folglich wie die Kallmucken bewaffnet seyn mußten, eine militärische Constitution. Diejenigen Kallmucken, welche das Rußische Gebiet verlassen haben, konnten in einer Zeit von weniger als acht Tagen ein Heer von 25 bis 30,000 Mann auf die Beine stellen; welches voraussetzt, daß ihre Bevölkerung, die Weiber, Kinder und Greiße mit eingerechnet,

ohn-

ohngefähr 100,000 Seelen seyn mußte; und diese ganze Schaar durchwanderte mit solcher Geschwindigkeit das Orenburgische Gouvernement, daß die rußischen Truppen, welche man abschickte, sie bey dem Uebergange über die Flüsse aufzuhalten, sie nur zu erreichen nicht einmal im Stande waren.

Eine solche Lebensart, wo niemand das Land bauet, kann keine andre Nahrung als Milchspeisen, wilde Wurzeln, und frisches oder nach Art der Amerikaner gedörrtes Fleisch verschaffen. Das vornehmste Getränk dabey ist der Kumys oder die saure Milch, welche wie der Wein berauscht; sie läßt sich aber vermittelst der Destillation noch geistiger machen, wozu man sich vornehmlich der Stutten-Milch bedient, die weniger wäßerichte Theile enthält und fast gar keinen Rahm setzt, weswegen man auch von ihr keine Butter machen kann, wiewohl solches von verschiedenen Natur-Kundigern und einigen übelberichteten Reise-Beschreibern behauptet worden. Alle diese Nahrungs-Mittel sind überhaupt nicht sehr gesund, und würden bey einer Nation von ruhiger Lebensart eine Menge Krankheiten erzeugen; aber bey Nomadischen Völkern macht immerwährende Bewegung und der beständige Genuß der freyen Luft alles wieder gut. Nur zum Essen und zum Schlafen verweilen sie in ihren Zelten, deren Aufenthalt wegen der entsetzlichen Unreinlichkeit, die darinnen herrscht,

und

und welche nicht allein die Kallmucken insbesondere, sondern überhaupt alle Hirtenvölker in der Welt charakterisieret, nichts weniger als angenehm ist. Noch ekelhafter wird bey einem solchen Volke sowohl Hausgeräth als Kleidung, wenn dasselbe mit polizierten Nationen kein Gewerbe treibt, und daher gezwungen ist, sich blos mit Häuten zu bedecken, die, bevor sie ganz verdorben sind, nicht abgelegt werden. Alle ihre Gefäße sind aus am Feuer gehärteten Leder verfertiget, und ihre Zelten mit einem dicken groben Filz, der nicht wie leinen Tuch, durch den Regen gereiniget werden kann, bedeckt. Wenn die Hirtinnen des Theokrits und Virgils den Töchtern und Weibern eines solchen Volkes ähnlich gewesen sind, so muß die Einbildungskraft dieser Dichter sich nicht wenig angestrengt haben, alle die abscheulichen Unbequemlichkeiten des Hirtenlebens mit Blumen zu bedecken. Immer ist es schwer zu errathen, warum man den Hirtenstand für angenehmer, unschuldiger und den wahren Freuden der Liebe günstiger gehalten habe, als den Stand der Ackerleute. Alles, was man hierauf sagen kann, ist, daß schon zu Theokrits Zeiten das Schäferleben blos aus mündlichen eben so falschen Ueberlieferungen, als die vom goldnen Zeitalter, bekannt war. Wir würden in diesem Stücke mit den alten Griechen und Römern noch in gleichem Irrthume seyn, wenn uns nicht die neuern Reisebeschreiber eine Menge Beobachtungen über das

Leben und die Sitten der Nomaden in Asien und Afrika geliefert, und dadurch unsere Begriffe zurecht gewiesen hätten. Jezt setzen wir eine Eglogue mit den Feenmährchen ohngefehr in eine Classe.

Da der Reichthum der oben erwähnten Völker in Heerden von Schafen, Ziegen, Pferden, Kühen und Kameelen besteht, so ist leicht zu begreifen, daß nach und nach bey ihnen die Ungleichheit durch Glücksgüter eben so merklich, wie bey den civilisierten Völkern werden müße: es giebt Kallmucken, die über 1000 Pferde besitzen: es giebt andre, die deren nur 4 haben; und so ist es nach Proportion, mit allem übrigen Vieh. Was die Räubereyen betrift; deren man sie beschuldigt, so sind solche, nach der Aussage des Herrn Pallas, eine Folge der innerlichen Kriege, welche die Horden und sogar die Uluß bisweilen gegen einander führen. Zwar hat das Gesetz-Buch des Galdan-Chan durch so weise Verordnungen, als sie der Geist eines solchen Volkes zuläßt, denselben vorzubeugen gesucht; allein unter einer Art von lehnförmigen Regiment ist es eben so wenig möglich, den innerlichen Kriegen vorzubeugen, als es möglich ist, den Wind zu verhindern, Stürme auf dem Meere zu erregen. Da die Kallmucken weder Städte, noch Schlösser, noch Häuser besitzen, so nehmen ihre Feindseligkeiten bald ein Ende; auf freyem Felde können sie sich nicht lange

gegen

gegen einen ihnen an Zahl überlegenen Feind vertheidigen, besonders wenn dieselbe ihnen gleich Anfangs die Weiden, die auf verschiedene Stunden in der Rundung zur Subsistenz ihrer sehr zerstreuten Heerden erfordert werden, abschneidet. Nichts kann daher richtiger seyn, als die Regel, welche Polyb den gesitteten Nationen vorschreibt, die sich im Fall befinden, von Nomadischen Völkern, dergleichen die Kallmucken sind, und vormals die Hunnen waren, angegriffen zu werden. Man muß denselben gleich im ersten Augenblick ihres Einfalls widerstehen, und ihnen ohne Aufhören die Lebensmittel abzuschneiden suchen; alsdann fallen binnen acht Tagen ihre Pferde in entsetzlicher Menge, denn diese Völker haben keine andre Magaziene und keinen andern Vorrath, als was sie auf ihren Wagen nachschleppen.

Beym Beschluß dieses Artikels von den Kallmucken ist zu erinnern nothwendig, daß sie sich selbst Chalimachs, oder mit einem noch allgemeinern Namen Oljuds benennen. Die französischen Schriftsteller, besonders die chinesischen Mißionarien, schreiben diesen Namen Eleuths. Um die Verwirrungen in der Erdbeschreibung zu vermindern, wäre wohl sehr rathsam, daß endlich einmal eine gleichförmige Rechtschreibung in allen Relationen und Charten eingeführet werden möchte.

Was die übrigen Völker, deren in diesem Buche Erwähnung geschieht, betrifft, so haben

die meisten unter ihnen dadurch, daß sie sich, wie die Kosaken, unmittelbarer der Rußischen Herrschaft unterworfen, vieles von ihrem eigenthümlichen Charakter, ihren Sitten und ihrer Religion verlohren: es sind halbe Moscoviten.

Die Trümmern der Hauptstadt der Bulgaren, heutzutage am gewöhnlichsten Bolgari genannt, befinden sich am linken Ufer der Wolga, 80 Werste von Simbirski ab. Sie werden hier mit vieler Genauigkeit beschrieben, obgleich sie weder in Ansehung der Baukunst, noch der Geschichte, etwas intereßirtes darbieten. Denn eines Theils waren die Gebäude daselbst in orientalischem Geschmacke, jedoch, wie es scheint, dem persischen Styl am nächsten; und andern Theils enthalten die unter dem Schutt entdeckten Innschriften nichts weiter als traurige Epitaphe, deren Zeitpunkt sich nicht über das 619te Jahr der Hegire erhebt. Ueberhaupt ist wahrscheinlich, daß diese Stadt unter der Herrschaft der Mahometaner einen ansehnlichen Handel getrieben habe, und ehemals das gewesen sey, was nunmehr Orenburg ist. An diesem leztern Orte könnte die Handlung um ein merkliches blühender werden, wenn die Russen in ihrem Lande rohe Seide und Baumwolle zögen, welche an den Ufern der Mörscha und des Irgis vielleicht weit besser fortkommen würden, als in der Gegend des Sackmara, wo die Baumwollenbäume gleich im ersten Jahre des Versuchs von der

Kälte

Kälte getödtet wurden. Auch schlägt man den Russen vor, Kameele zu ziehen, deren Haare sie jezt bey den Ausländern zu hohlen gezwungen sind, obgleich zwischen der Wolga und dem Jaick sich für diese Gattung Thiere vermuthlich sehr schickliche Weiden befinden. Der Handel, welchen die Stadt Orenburg mit den Hirtenvölkern der großen Wüste treibt, beläuft sich jährlich auf 10000 Pferde, und 50 bis 60,000 Schafe, die von dort aus nach dem Mittelpunkte des rußischen Reichs gebracht werden.

V.

Ueber das Ideal einer Geschichte.

Es wäre sehr ungerecht, die Arbeiten unsers Jahrhunderts in der Geschichte zu verkennen, und besonders in Teutschland Männer zu erniedrigen, welche sich um dieselbe, durch Aufsuchung alter und ächter Monumente, verdient machen. Diese Forscher der Wahrheit verdienen für ihre unermüdete Arbeiten unser Lob, und unsern ganzen Dank, und junge Männer, welche jenen folgen, verdienen Aufmunterung, so bald sie Genauigkeit und tiefen Blick mit ihrem Fleis vereinigen. Aber Materialien herbeyführen, unbrauchbare Stücke wegwer-

sen, nach ächten, festen und haltigen Steinen graben, heißt lange noch kein Gebäude aufführen, das Bewunderung den Vorübergehenden, und Beyspiel den Nachkommen seyn soll.

Schon lange habe ich in heitern Stunden, deren mir freylich meine Muse wenige giebt, dem Ideal einer Geschichte nachgedacht, von welchem ich hier nur eine kleine Skizze aus einem grösseren, aber ungeordneten Ganzen, das noch lange in meinem Pulte liegen soll, liefern will.

Der weise Menschenfreund intereßirt sich für alles, was menschlich ist.

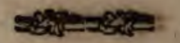
Homo sum, nihil humani a me alienum puto.

Jede Erzählung einer Begebenheit, sie sey so speciell oder individuell, als sie wolle, sie sey aus einem großen kaum überschaulichen Ganzen herausgerissen, oder sie umfasse und intereßire die Hälfte des Menschengeschlechts, ist für den Mann, welcher das Herz des Menschen bis in seine innerste Winkel erforschen will, wichtig. Aber nicht jede Erzählung ist Geschichte, und nicht jede kann sich diesen Namen anmaßen; denn die Geschichte umfaßt eine Reihe von Begebenheiten, wo immer eine in der andern, gleich Ringen einer langen Kette, hängt, und jede die folgende schon zur Hälfte bestimmen muß. Eine zunächst vergangene Begebenheit, verknüpft mit der gegenwärtigen, zeugt

zeugt nothwendig die zukünftige. Wenn mir nun der Geschichtschreiber nicht diese Glieder der großen Kette mit philosophischem, tiefblickendem Geiste unter sich verknüpft, daß ich derselben mit leichter Mühe folgen, und mich fest halten kann; wozu soll mir Geschichte? wozu eine Uhr, und wenn sie noch so kostbar wäre, wenn ihr alle Triebräder fehlen sollten?

Bloße Begebenheiten ohne Verbindung, oder so künstlich und weitläuftig zusammengesezt, faßt mein Geist nicht, so sehr ich mich unter der Last derselben empor arbeite. Und wenn mich noch überdieß immer Nebenumstände auf meinem Laufe zögern, und mich von dem Ziel entfernen, wenn ich von diesen immer mich zur Hauptsache wieder durchschlagen und, immer abgebrochen, immer wieder frisch einlenken muß — Ich werde unwillig, und wenn ich mich genug ermattet habe, lege ich die Geschichte weg. Und nun urtheile man, ob ich von dem Geschichtschreiber zu viel fordere? Er soll mir alles das, was die Aufschrift seiner Geschichte verspricht, genau erfüllen, und weder zur Rechten noch zur Linken austreten. Wenn das zu viel gefordert ist, so weiß ich nicht, wie wenig ich fordern darf, um dem Geschichtschreiber keine böse Stunde zu machen.

Geschichte der Welt; Geschichte der Menschheit; Geschichte aller Völker, aller Zeiten, aller Jahrhunderte; Geschichte aller Sprachen und



menschlichen Begriffe; Geschichte aller Revolutionen, welche seit der Erschaffung sich auf dem Schauplatz der Erde abgewechselt haben.

Große weitumfassende Aufschriften, vielleicht von Vielen gebraucht, und von den Allerwenigsten kaum ver standen.

Umsonst suche ich das, was mir diese Aufschriften sagen, in den Büchern, welche wir jezt haben, und wenn auch gleich noch so viele Bände zu den Weltgeschichten, welche wir haben, hinzugesezt werden sollten. In der allgemeinen Weltgeschichte verlange ich durchaus nicht specielle Staatengeschichte, jede von einem andern Mann bearbeitet, daß das Ganze kein Ganzes, sondern nur mehr oder minder gut bearbeitete oder vollständige Theile ausmacht; sondern, wenn ich dann nun aus eigenem Antrieb, oder dazu aufgefordert, eine Weltgeschichte schreiben müßte, wovon ich unendlich entfernt bin (*); so würde ich erst Thaten und Begebenheiten, Veränderungen auf unserm Erdball, und Revolutionen, welche das Ganze, oder den größten Theil des Ganzen angehen, sammlen, und dann nach vielen Jahren aus diesen zusammen ein für sich bestehendes Ganzes bilden.

Unsre

(*) Dies brauchte der Verfasser nicht zu versichern. Aber bey dieser Stelle zu lächeln, wird doch wohl erlaubt seyn? d. H.

Unsre Erde hat nicht immer einerley Gestalt behalten, sie hat sich sehr oft verändert, wo Meer war, ist nun Land; und wo vordem bewohntes Land war, ist nun Meer, und viele Inseln beysammen lassen uns kaum vermuthen, daß hier Land gewesen ist. — Auf dieser Erde haben noch andre gleichwichtige Revolutionen abgewechselt; wo vorhin fruchtbare, blühende, sehr bevölkerte Staaten gewesen sind, ist nun ödes unfruchtbares Land, welches kaum seine wenige Bewohner ernähren kann.

Und nun eine solche Geschichte, so weitumfassend sie ist, so kurz und genau kann sie zusammengebracht werden. Denkmale fehlen uns — aber sie fehlen uns nicht ganz. Trümmern von Denkmalen liegen in der Sprache, liegen in der Theogonie und Mythologie, welche für jeden denkenden Mann von der größten Wichtigkeit seyn können. Nach einem solchen Maasstab wird sich leicht beurtheilen lassen, wie viel und wenig von der ganzen übrigen Geschichte dieses Werk enthalten kann. Erdbeben, welche einen großen Theil der Erde ändern; Ueberschwemmungen, abgerissene Länder, die Entdeckung eines bisher unbekannten Welttheils, und der damit verknüpfte Nutzen oder Schaden, und mehrere dergleichen Revolutionen finden ihren Platz in der allgemeinen Erdgeschichte. Aber was nur einen kleinen Theil der Erde intereßirt, nicht auf das Ganze würkt, oder dessen Würkungen auf das Ganze uns unbekannt bleiben, das

lasse man gerade hinweg. Da uns die Ursachen der Dinge, die Veränderungen der Erde, ihre Verhältnisse zu den übrigen Planeten sehr unbekannt sind, so kann man nicht erwarten, daß eine solche Geschichte zu Stande gebracht werde, ohne daß folgende Jahrhunderte wichtige Begebenheiten genug einschieben können. Das soll nun Geschichte der Welt seyn! Noch ist des Menschen, dieses schaffenden mächtigen Gottes, nicht gedacht, auch Er soll nun der Gegenstand der Geschichte seyn. Er der Mensch, der von Natur nichts ist, als bloße Fähigkeit, und welchen tausend unbemerkte Dinge zu dem bilden, was er werden soll. Seine Geschichte ist wichtig — aber habe ich das wichtigste derselben in Ordnung gebracht, so soll es mir nicht fehlen, sie für jeden Weisen interessant genug zu schaffen.

Der Erste Stand des Menschen (wir gehen hinauf bis zu dem ersten Menschen) ist der Hirtenstand. Einfalt in seinem ganzen Leben, und eine gewisse nur für diese Zeit schickliche Gleichgültigkeit gegen alle Gegenstände um ihn her, ist das Eigenthum dieses Zeitpunktes.

Seine einfache Bedürfnisse fordern auch nur die einfachste Befriedigung. Nun bemerke der Schriftsteller die allmählige Entwicklung menschlicher Begriffe; die Entdeckungen, die der Heldenzeit den Weg bahnen; die Erfindung des Erztes; die Denkart der Familie, welche wegen ihrer Vergrösserung nun nicht

weiter

weiter dem Aeltesten der Familie gehorcht; die Entstehung der Gesetze, der Priester, Richter und Herrscher, welche so klar in den ersten Sprachtrümmern verborgen liegen. In dieser Heldenzeit werden tausend Entdeckungen gemacht, die Bedürfnisse immer mehr gehäuft, so, daß sich der kleine Staat seiner Kultur immer mehr nähert. Tausend neue Bedürfnisse entstehen aus tausend neuen Entdeckungen. Aus dieser Heldenzeit bildet sich nach und nach das Volk zu einem gesitteten, nach Gesetzen eingerichteten Volk, und das Volk nähert sich immer mehr seiner Kultur. Und nun, wenn es den höchsten Grad der Kultur erstiegen hat, so sinkt es wieder herab, wird weich, und nähert sich dadurch dem Verderben; bis es in spätern Jahrhunderten wieder erwacht. Dies ist die Geschichte eines jeden Volks überhaupt betrachtet, und in diese vier Epochen müssen die Begebenheiten der Geschichte der Menschheit eingeschoben werden.

Und nun, was soll in dieser Geschichte der Menschheit stehen, und wie viel wird erfordert, um allen meinen Forderungen Genüge zu leisten? Ich will gern gestehen, daß Ein Mann lange dieser Arbeit nicht gewachsen sey; aber darum lasse ich einen Plan nicht fahren, weil ich vielleicht nur im Stand bin, den kleinsten Theil desselben zu bearbeiten, und weil er nur erfüllt werden kann, wenn Drey denkende, fleissige Männer sich die Hände dazu bieten.

Man sehe diese Skizze blos als eine Philosophie oder, wenn man will Metaphysik der Geschichte an, und fordre nicht, daß ich meinen Plan in Theilen verfolge, und von jeden Theil desselben hier Rechenschaft ablege.

Was soll denn nun in der Geschichte der Menschheit stehen?

Zuerst **Sprache! Ursprung** derselben, der ja, wie mich dünkt, nun deutlich genug entwickelt ist. Der erste Mensch, auf diese Erde hingestellt, mit einer unendlichen Menge Gegenständen umgeben, deren Eigenschaften er nicht anders erkennen kann, als in so fern der Gegenstand sein Ohr, sein Auge, seinen Geruch, Geschmack und Gefühl betrift. Noch kein Begriff, nicht einmal ein Bild in seiner Seele, keine Ueberzeugung oder Bewußtseyn seines eigenen Daseyns, bis ihn die Gegenstände ausser ihm davon überzeugen. Er empfindet diese, erst überhaupt — allein ihre Menge ist zu groß, seine Empfänglichkeit derselben zu sehr eingeschränkt — dann speciell oder individuell, und hier erst erlangt er Bewußtseyn seiner selbst (*), durch die besondere Empfindung einzeler

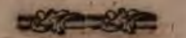
(*) Ich vermuthe, daß dieses Gerippe von den Anfang der Geschichte des Menschen wenigen Lesern Genüge leisten wird, und behalte mir daher vor, wenigstens den Anfang der Geschichte der Menschheit, für die Liebhaber derselben noch näher zu entwickeln. Bis dahin soll man diese Sätze noch als Hypothesen ansehen.

einzelner Gegenstände ausser ihm. Erst wird jeder Gegenstand in seiner Seele Bild, und dieses Bild ist schon die Grundlage zur Sprache. Er lernt Eigenschaften erkennen, die so verschieden sind, als seine Sinne. Nach der Erkenntniß dieser Eigenschaften wagt er Nahmen, Nachahmung des Tons der Natür u. d. g. Das soll Ursprung der Sprache seyn, und zugleich Ursprung der menschlichen Begriffe, durch Sprache oder Bild; das Hülfsmittel, den Gegenstand mich wieder erkennen zu lassen. In dieser Geschichte noch ferner Fortpflanzung, Abweichung, Verfeinerung, Bestimmung der Sprache. Nothwendigste Theilung einer Sprache erst in verschiedene Dialecte, denn in besondere Sprachen, welche aus diesem Dialecte entstehn! In dieser und jener Gegend der Welt mehr Ursprache, weil die Inwohner derselben weniger Bedürfniß und also auch minder Namen und Begriffe haben. Wer nun nicht fühlt, daß diese einen Haupttheil der Geschichte der Menschheit ausmacht, der sage mir: was soll Geschichte der Menschheit seyn? was soll sie enthalten? Aber denjenigen, welche die Wahrheit dieser Sätze fühlen, denen darf ich eine solche Geschichte versprechen, zu welcher mein Freund, Hr. Pfarrer Fulda in Mühlhausen mir schon wichtige Beyträge geliefert hat, und der noch aus allen Sprachen gewisse unläugbare Beyspiele für meine Geschichte geben wird. Ich will nichts versprechen, wenn ich nur desto mehr halten

ausführen kann. Neben der Sprache stehen Sitten, (ihre Genealogie ist bey allen Völkern der Erde gleich) Künste, Wissenschaften, Erfindungen, Entdeckungen, Werke des Zufalls, wie jedes dem andern den Weg bahnt, wie immer eine unbekannte Wahrheit aus einer schon bekannten Wahrheit fließen muß. Endlich noch zur Geschichte der Menschheit: Rechte, Freyheiten, Gesetze der Menschheit, im Gegensatz mit den Anmassungen, Forderungen und Beeinträchtigungen der Herrscher; Friede und Krieg, und die Erfindungen, zu welchen dieser Gelegenheit war; der stehende Soldat, durch welchen sich die Herrscher ihren Bürgern furchtbar gemacht haben, und auf welchen die Gesetze des Despotismus, wenn anders dieser Gesetze haben kann, ruhen; und viele Sachen mehr. Was ließe sich nicht an einem solchen Plane ausführen, wenn man in Ruhe und Sicherheit, mit der ganzen Heiterkeit des Geistes arbeiten dürfte?

Und dann endlich, um die Arbeit zu krönen, die Geschichte aller Völker, Zeiten und Sprachen zusammen. In dieser Geschichte die Entstehung der Völker, ihre Theilungen, Wanderungen, Veränderungen, Vermischungen, Verbindungen, Verhältnisse unter sich, Regierungsarten, Verschiedenheiten der Gesetze, Religionen, Gebräuche und Gewohnheiten. Wo uns der ge-

wisse



wisse Leitfaden der Geschichte verläßt, da hilft Sprache so gewiß und sicher, als kein Monument thun kann, und wo uns Geschichte leitet, da gewährt wenigstens die Sprache. Herder hat schon den Nutzen des Sprachstudiums erkannt, als Philosoph eingesehen; aber nicht verfolgt, nicht mit Beyspielen gezeigt, sondern mehr die Möglichkeit einer solchen Geschichte aus der Sprache dargethan; und nun was sollte es schaden, sie durch Beyspiele zu erweisen (*)? Dadurch sollten die Vernunftgründe des Herrn Abts Jerusalems für die Vortreflichkeit des ersten Buchs Mosis noch weit mehr Festigkeit und Gewißheit erhalten.

In dieser Geschichte sollten die Namen der größten Weisen, der ersten Philosophen, welche die Erde hatte, stehen. Aber nicht nur Männer, welche das Wohl eines großen Theils der Erde befördert haben, sondern auch solche, welche das Wohl eines großen Theils Menschen zerstörten, sollten zur Schande genennet werden. Männer, welche für den Verkehr ganzer Nationen wichtige Anstalten gemacht, und den Weg zu einer nähern Verbindung derselben gebahnt haben, haben sich ein unauslöschliches Verdienst um die Menschheit gemacht. Die Epoche, in welcher die Handlung, diese Urhe-

(*) Ich hoffe in einer eigenen Abhandlung Beyspiele vorzulegen, die meinen Satz noch weit mehr als bloßer Vernunftschluß erweisen sollen.

Urheberin und Erhalterin der Geselligkeit und Freundschaft entlegener Nationen, begann; die Erfindung der Schrift, die Erfindung des Papiers; der Gebrauch des Geldes, welches nun beynahe allgemein, statt der vormaligen Umtauschung der Güter, eingeführt ist; die Erfindung des Drucks; die Erfindung der Wechselbriefe: dieß alles sind Sachen, welche für die Menschheit von größtem Gewichte sind. Man gewöhne sich nur gewisse Hauptepochen nach den wichtigsten Entdeckungen zu nennen, und setze untergeordnete Epochen in jeder Periode nach jeder nützlichen Erfindung, und sammle nur nach und nach Thatsachen, und bringe sie an ihre Stelle, ohne noch ein Ganzes daraus zu bilden. Die allmählige Verbesserung und Aenderung der Kriegsdisciplin ist für alle Menschen gleich interessant. Die Stifter der Religionen werden noch vor den Eroberern genennet; weil diese keine so allgemeine Revolution hervorgebracht haben, als jene, und in manchem Betracht der Schade der Verschiedenheit der Religionen weit grösser und ausgebreiteter ist, als derjenige, welchen Eroberer angerichtet haben. Die ersten Urheber des Götzendienstes, so weit sie uns die Geschichte und Mythologie darbeut; Moses, Jesus Christus, Confucius, Mahomed, Luther, Calvin machten wichtige Hauptepochen aus; aber dem Geschichtschreiber erlaube ich nicht, sich für einen oder den andern zu erklären. Und nun nach diesen die Eroberer,

jeden

jeden in der Epoche, in welche er hingehört. Ferner: Schiffarth, ihr muthmaßlicher Ursprung und Vervollkommung, und die Erfindungen, welche zu ihrem Besten gemacht worden sind, jede an ihrer Stelle. Ich nenne hier nicht alles, und darf auch nicht, um die Gedult meiner Leser nicht zu mißbrauchen. Aber so zusammen, und in solchen oder ähnlichen Hauptabschnitten müßte eine allgemeine Erd- und Völkergeschichte betrachtet werden; wenn sie die Würkung, welche man von derselben erwartet, auf uns machen sollte.

Aber nun Specialgeschichte; Geschichte eines Kleineren für sich betrachteten Ganzen! Haben wir sie, und haben wir sie so, wie wir sie wünschen könnten?

Nur wenige Männer sind, welche sich diesem Ideal in einiger Form genähert haben. Die griechische Geschichtschreiber haben interessant genug geschrieben, aber entweder betrifft ihre Geschichte nur einen einzigen Krieg, eine einzige Hauptepoche, oder sie verliert sich in dem grauen Alterthum in Fabeln. Livius kam meinem Ideal von Specialgeschichte nahe genug, denn er schrieb nur, was seine Römer thaten; aber er war zu wenig Philosoph, und zu ungestümmer geschwätziger Redner. Sallust hat zu wenig geschrieben, als daß ich von ihm urtheilen könnte; Aber, das darf ich doch ohne Scheu sagen, sein tiefer philosophischer Blick versprach sehr viel. Tacitus ist

zu pretiös, und präcis, und vielleicht bey allen seinen Gebrechen und Fehlern meinem Ideal am nächsten. Seine Schrift von den Sitten der Teutschen ist der wichtigste Beytrag zur Geschichte der Menschheit, den ich kenne, so wahr und mit so vieler Theilnehmung geschrieben, daß sie nicht nur für seine Römer, sondern für jedes nicht entnervte Volk Satire seyn mußte.

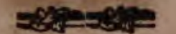
Es ist in Monarchien ein sehr gewöhnlicher Fehler, daß der Geschichtschreiber immer nur Biographie seiner Herrscher schreibt, und darüber vergißt, daß seine Geschichte, Geschichte des Volks, der Sitten und Begebenheiten seines Volks seyn sollte; daß immer die Hauptfrage nur die ist: Wie ist der Staat, welchen ich vor mir habe, zu dem worden, was er jezt ist; durch wie viele Revolutionen hat er die feste eigene dauernde Gestalt in Ansehung der Regierung, Lebensart u. s. w. gewonnen, welche er jezt hat; wie hat das Volk sich nach und nach gebildet, vermehrt und getheilt u. s. w.? Wissenschaft, Kunst, Lebensart, Sprache, Einführung fremder Kleidung, fremder Sitten und Gewohnheiten, Entdeckungen und Erfindungen gehören in die Specialgeschichte eines jeden Volks; und hier kann eine einzige ergiebige Salzquelle für das Volk weit wichtiger seyn, als alles, was sein Herrscher großes und schönes unternommen hat. Freylich ist auch die Geschichte eines monarchischen Staats lange so vielen Schwierigkeiten nicht unterworfen, als

als die Geschichte kleiner unter sich verknüpfter Staaten, deren jeder eigne Sitten, Gesetze und Rechte, und in manchen Betracht ein eignes Interesse hat; aber die Geschichte der Monarchien wird nicht recht geschrieben, so lange sie blos Biographie der Herrscher ist. Wenn der Herrscher die Ursache grosser Begebenheiten ist, so soll er genennet werden: aber wie der Herrscher sich bildete, unter welchen Umständen er aufgewachsen ist; das mag der Biograph sagen, wenn es interessant genug ist; aber in der Geschichte eines ganzen Volks können durchaus solche specielle Privatgeschichten einzelner Männer nicht stehen. Livius hat diß genauer beobachtet, als kein Geschichtschreiber; er erzählt nur immer die Begebenheiten und Thaten seines Helden, die auf den ganzen Römischen Staat einen Bezug hatten, und doch ward die Privatgeschichte dieses Mannes nicht vergessen. Biographen giengen ihm zur Seite, welche diese Theile mit philosophischem Geiste bearbeiteten. Cornelius Nepos Plutarch, Tacitus im Leben des Agricola, Suetonius und mehrere, welche die Zeit uns gelassen, oder geraubt hat, hatten sich dieß zu einem eignen besondern Geschäfte gemacht. Und wenn denn einmal unsre Geschichtschreiber ihnen folgten, und ihre Epochen nicht blos nach Namen von Herrschern, oder besondern Linien derselben, sondern nach Hauptbegebenheiten, als festen Standpunkten zählten, weil diese in dem ganzen Volke eine wichtige Revolution hervorbrachten: so sollten dann in der

teutschen Geschichte Hauptepochen seyn: Die Vereinigung unter einem Regenten; die Entstehung der Reichsfürsten und der Churfürsten und Stände; die Kreutzzüge; die Zeiten der Minnesinger; die Reformation durch Luthern und Calvin, und so mehrere minder und mehr wichtige Ruhepunkte; und dann sollte durchaus nicht nach carolingischen, fränkischen, sächsischen, schwäbischen Kaysern u. s. w. gezählet werden.

In jeden jener Zeitpunkte hat Teutschland eine andre Gestalt bekommen; aber nicht mit dem Anfang einer andern Linie von Kaysern. Wenn ich nun unter solche feste Standpunkte alle die Begebenheiten, Gebräuche, Lebensart, Bevölkerung, Aufklärung oder Verfinsterung in den Wissenschaften, Aenderungen in der Sprache, Aenderung in Kleidung, und veränderte Lebensmittel gebracht habe; wenn jeder grosse Fürst, der in Teutschland wichtige Veränderungen veranlaßt hat, die auf das Ganze wirkten, genennet ist; wenn ich den Schaden der verschiedenen italiänischen Züge, die Absonderung verschiedener Stücke, welche zu Teutschland gehörten, an ihren Ort gebracht habe: so will ich den Versuch machen, sie in ein Ganzes zusammen zu bringen, und ich will mir noch dieses Geschäfte so leicht, als möglich ist, machen, wenn ich mich nicht selbst in der Ausarbeitung übereile. Ich habe eine hinlängliche Anzahl teutsche Geschichten vor mir, welche *alle von* meinem Ideal noch sehr weit entfernt, *alle nur* Biographien der Herrscher und nicht

Geschich-



Geschichten des Volks sind, worinn sogar wichtige Entdeckungen und Thatsachen weggelassen, oder kaum bemerkt sind; worinn immer von der Cultur des Volks noch zu wenig gesagt ist, und die Zeiten der Minnesinger mit der größten Nachläßigkeit angeführt, oder ganz übergangen sind; und doch haben alle diese Geschichten noch Nutzen genug für mich. Wahr ist es, daß ich erstaune, wenn ich diese Geschichtschreiber und besonders le Bret in Zeitungen und Journalen so sehr erhoben finde, der doch wahrlich bisher wenig genug geleistet hat. Und doch weiß ich mir ihre Arbeit nützlich zu machen. Ich lese sie aufmerksam, und streiche alles das hinweg, was nicht zur Geschichte des teutschen Volks gehört, und setze das noch hinzu, was sie hinweg gelassen haben, jedes an seine eigentliche Stelle; und setze diese Arbeit ohne besondere Mühe fort. Es versteht sich von selbst, daß ich die Epochen gleich anfangs anders genennet habe, und daß immer meine Hauptabsicht ist, die Geschichte der Herrscher in Geschichte des Volks umzuändern. Zu dieser Arbeit werden freylich viele Jahre erfordert, und eine große weitblickende Belesenheit. Am Ende wünschte ich mir noch zu Vollendung meines Werks tiefen, richtigen, philosophischen Blick unendlich viele kleine Theile immer unter den Punkt eines einigen Ganzen zu bringen. Die Geschichte der Eydgenossen hat mit der teutschen Geschichte viele Aehnlichkeit. Auch in dieser ist jeder Theil ein eignes Ganzes, und alle Theile zusammen ein grosses unter sich

 zwar

zwar genau Verbundenes, aber doch in mancher Absicht verwickeltes Ganzes. Noch leichter, dünkt mich, kann sie geschrieben werden, weil sie erst von der Zeit an beginnt, wo Helvetien einen eignen, von andern Staaten abgesonderten, Staat ausmachte. Die Zeit vor dieser Vereinigung der Eydgenossen ist ein Theil der teutschen Geschichte, und wenn aus dieser nur das Wichtigste ausgehoben wird, so ist sie immer vollständig genug.

Zuletzt nun Specialgeschichte eines einzelen Theils dieses grossen Ganzen, in welcher alles das Specielle stehen kann, was in der allgemeinen Geschichte eines Volks keinen Platz finden konnte; weil es nicht auf dieses grosse Ganze, sondern nur auf einen kleinen Theil würkte. Sie kann interessant genug geschrieben werden, wenn sie nur das Wichtigste, was diesen Theil allein angeht, in sich faßt. Wenn diese ganz specielle Geschichten an Inhalt und Kürze Schlözers Geschichte von Corsika gleichen könnten, wie wichtig für den Bürger dieses speciellen Theils und für den Liebhaber überhaupt?

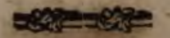
Kirchen- und Gelehrtengeschichte habe ich schon oben in die allgemeine Geschichten gewiesen; und wenn sie noch ja besonders ohne Verbindung mit der politischen Geschichte geschrieben werden kann; so soll sie doch wenigstens nach einem ähnlichen Plane bearbeitet werden, und nur ja nicht Biographien, sondern Begeben*heiten* der Kirche und Wissenschaften erhalten. *Wenn* die allmählige Aufklärung in den Wissen-

senschaften, und die Grade und Stufen der menschlichen Erkäntniß genug entwickelt sind, wenn gezeigt ist, wie der menschliche Geist verfeinert, oder in Künsteleyen und Spitzfindigkeiten erstickt worden ist, so habe ich genug, und verlange von dem Geschichtschreiber weiter nichts.

Und nun nur noch eine Erinnerung! Man ist in Teutschland schon lange gewohnt, immer nur Parallelen zu ziehen, und sich mit der Idee von teutschen Humen und Robertsonen, Livius und Tacitus zu belustigen. Die Parallelensucht ist für die Aufnahme der Wissenschaften überhaupt sehr gefährlich, und erweckt wenigstens nur Nachahmer und keine eigene für sich denkende Schriftsteller.

Schlözer, mit dessen Arbeiten ich vollkommen zufrieden bin, und welcher noch weit mehr leisten könnte, wenn er weniger Zänker und desto mehr Beobachter wäre, soll nie weder Hume noch Robertson werden, sondern er soll, wenn er ja einmal an die teutsche Geschichte sich wagen wollte, nach eigenen von ihm selbst durchgedachten und bestimmten Planen arbeiten; und ohne sich stöhren zu lassen, ohne die Stimmen für und wider ihn, als in so fern sie Wahrheit sind, zu achten, seinen Weg unbekümmert fortwandeln, und nicht nach allen Mücken schlagen.

Wie sehr wünschte ich meinem Vaterlande einmal eine Geschichte, welche alles das erfüllte, was ich hier vielleicht nur geträumt habe.



Anmerkungen zu vorstehendem Aufsatz.

Diese kleine Abhandlung rührt von einem jungen Gelehrten her, dessen Genie und Lebhaftigkeit des Geistes viel verspricht. Noch ist er nicht, was er werden könnte, wenn äußere, nicht von ihm abhängende, Umstände, ihm erlaubten, seinen eignen Weg fortzugehen. Was jedem aufmerksamen Leser an diesem und andern Aufsätzen des nemlichen Verfassers sogleich auffallen muß, ist die Crudität seiner meisten Begriffe, die Eilfertigkeit seiner Schreibart, ein gewisser Egoismus, welcher jungen Schriftstellern von feurigem Geist eigen zu seyn scheint, und ein Mangel an Belesenheit, der die Ursache ist, daß man mit großer Emphase die bekanntesten Dinge so sagt, als ob man sie zuerst bemerkt hätte. Er übersieht würklich schon eine große Menge von Gegenständen; aber die meisten liegen noch mehr oder weniger mit Nebel und Duft umflossen, vor ihm, gleich den ungewissen Formen der Natur zur Zeit der Dämmerung; er divinirt ihre wahre Gestalten, aber er sieht sie nicht. Damit der umschauende Blick des philosophischen Geistes die Natur richtig ins Auge fasse, muß man erst in die Ebnen und Thäler derselben herabgestiegen seyn, und die Gegenstände, einen nach dem andern, einzeln, nach allen ihren Theilen, Eigenschaften, und besondersten Beziehungen, genau betrachtet haben; erst alsdann kann man einen Berg besteigen, um das Ganze, dessen Theile man kennen gelernt hat, mit alles umfassendem, hellem Blicke zu übersehen. Aber dies kann nicht das Werk etlicher weniger Jahre seyn. Unserm jungen Schriftsteller sieht man an, daß einige neuere Denker, die er, weil sie es in seinem Kopfe sehr helle machten, mit Begeisterung gelesen zu haben scheint, besonders Helvetius und Herder, einen großen Antheil an seinen gegenwärtigen Begriffen haben: Aber sehr oft wäre zu wünschen, daß

er



er fremde Begriffe nicht zu schnell zu den seinigen machte, und anstatt sie uns in Gestalt wieder von sich gegebener Cruditäten vorzutragen, sie vorher, zu Stärkung seines eigenen Geistes, in Saft und Kraft verwandelt hätte. Dies Gleichnis ist nicht sehr elegant; aber es drückt das, was ich sagen wollte, am besten aus.

Der vorerwähnte Egoismus ist einer von den Fehlern, wovor ich angehende Schriftsteller, besonders wenn sie für das eigentliche Publikum schreiben wollen, am meisten warnen möchte. Das ewige Ich, Ich, in dem Munde eines Ich, das erst kürzlich angefangen hat eine Person zu werden, und dem größten Theil seiner Leser noch eine unbekannte Person ist, hat etwas widerliches, das diesem Ich selbsten großen Schaden thut. Wie seltsam klingt, zum Exempel, nicht folgende Stelle: — „Wenn „ich dann nun, aus eignem Antrieb oder dazu auf„gefodert, eine Weltgeschichte schreiben müßte, „wovon ich unendlich entfernt bin: so würde „ich erst Thaten und Begebenheiten, Verände„rungen auf unserm Erdball, und Revolutionen, „die das Ganze angehen, u. s. w. sammlen, und „dann, nach vielen Jahren, aus diesen zusammen „ein für sich bestehendes Ganzes bilden. „ — Hätte der V. anstatt zu sagen, was sein Ich thun wollte, wofern es nicht unendlich entfernt wäre es thun zu wollen, den ganzen Gedanken bescheiden und simpel, als einen Vorschlag was man thun könnte, ausgedruckt, so wäre nichts dagegen einzuwenden. Aber nun klingt es gerade so, als wenn einer sagte: ich bin zwar kein Held, und will keiner seyn; aber wenn ich ein Held wäre, dann wollt' ich Thaten thun, die alles, was Alexander, Cäsar und Don Esplandian gethan haben, verdunkeln sollten. — Ihr habt gut sagen, ich will kein Held seyn, (würden die Leute sprechen) die Frage ist, ob ihr ein Held seyn könntet, wenn ihr wolltet. Unter die Stellen, die einem Verfasser nicht entschlüpfen

 würden,

würden, wenn man immer aufgelegt wäre, scharf genug auf sich selbst acht zu geben, und sich seiner ganzen Belesenheit bewußt zu seyn, scheint diejenige zu gehören, wo unser V. vom Sallustius spricht: Das darf ich doch ohne Scheu sagen, sein tiefer philosophischer Blick versprach sehr viel. — Warum sollte er nicht vom Sallust ohne Scheu sagen dürfen, was unter den Gelehrten längst eine ausgemachte Sache ist? Und überdem glauben die Kenner, Sallusts philosophischer Geist habe in seinen Geschichten, wiewohl sie nur besondere historische Gemählde aus seiner Zeit sind, wurklich gehalten, was er verspricht. Ein Beyspiel, was herauskömmt, wenn man eilfertig schreibt, ist die gleich auf jene folgende Stelle, die den Tacitus betrift. „Seine Schrift von den Sitten der Teutschen (sagt unser V.) ist der wichtigste Beytrag zur Geschichte der Menschheit, den ich kenne.„ — So weit wird ihm wohl jeder Gelehrte beystimmen; aber was soll nun das Folgende heissen? — „so wahr, und mit so vieler Theilnehmung geschrieben, daß sie nicht nur für seine Römer, sondern für jedes nicht entnervte Volk, Satyre seyn mußte." Das Büchlein de Moribus Germanorum ist Satyre für jedes nicht entnervte Volk? — Ich wünschte zu wissen, wie dies zugehen sollte? Nicht entnervte Völker sind entweder polizirt oder nicht. Im lezten Falle sind sie, was die Teutschen damals waren; im ersten Falle sind sie ohne Vergleichung bessere und glücklichere Menschen, und wo soll dann die Satyre Platz finden? Ueberdies was soll Theilnehmung hier heissen? vermuthlich was das Französische Wort interêt; aber es ist immer hiezu ein unschickliches Wort. Wie würde es klingen, wenn man die Redensart, il y a beaucoup d'interêt dans cette piece, übersetzen wollte: es ist viel Theilnehmung in diesem Stücke?

Ich habe den Aufsatz, der mir zu diesen Anmerkungen Gelegenheit giebt, eingerückt, weil ich den Ver-



Verfasser desselben aller möglichen Aufmunterung würdig halte; aber ich habe mir, aus mehr als einer Betrachtung, nicht verwehren können, meine Meynung davon zu sagen. Ich hätte sie dem Verfasser ins Ohr sagen können; aber ich hielt für besser es laut zu thun. Denn erstlich sehe ich nicht, warum ein angehender Schriftsteller — zumal einer, der sehr fruchtbar zu werden verspricht — übel finden sollte, wenn man ihm mit freundschaftlicher Freymüthigkeit bessernde Wahrheiten sagt; und dann sind der jungen Schriftsteller, die den Vortheil davon unter sich theilen können, so viele!

W.

VI.

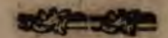
Miscellanien.

VI.

Viel Wahrheit in wenig Zeilen!

„Der Mann, der seines innerlichen Berufs nicht recht gewiß ist, sey ein Clericus, ein Staatsmann, ein Kriegsmann, alles in der Welt, nur kein — Poet.„

„Stümpert in der Juristerey, in der Arzneykunst, oder worinn ihr sonst wollt; ein paar Dutzend Kunstwörter und ein Amtsgesicht oder eine Kennermine verbergen den Mangel an Geschicklichkeit. Der elende Minister, der elende Finanzrath, der elende Prediger, der elende Professor, alle haben ein unfehlbares Mittel, sich der Welt für etwas bessers zu geben als sie sind; und sie wissen alle meisterlich damit umzugehen. Ernsthaftigkeit heißt die **Maske**, unter welcher der große *Hauffe* Dummheit oder Schelmerey nie erkennen wird. Aber welche **Maske**, welcher Jargon,



gon, welche Grimasse (*) könnte den Esel verbergen, der den Günstling der Musen spielen wollte? „ —

Wohlgesagt, David Garrik! denn Ihm gebührt die Ehre von diesem Gedanken. Jedem das Seine! Hier ist das Original!

> Be *Churchman*, *Statesman*, any Thing — but *Poet* —
> In *Law* or *Physik*, quack in what you will,
> *Cant* or *Grimace* conceal the Want of ſkill;
> Secure in *theſe* his *Gravity* may paſs:
> But *here* no Artifice can hide the *Aſs*.

VII.

Ueber eine Stelle des Cicero, die Perspectiv in den Werken der Griechischen Mahler betreffend.

Es ist lang eine von den Gelehrten und Kunstkennern beynahe allgemein angenommene Meynung gewesen, daß die alten Mahler und Künstler in halberhobner Arbeit von den Regeln der Perspectiv entweder gar keine oder doch nur eine sehr unvollkommne Kenntniß gehabt, und in ihren Werken von dem, was sogar die bloße Beobachtung der Natur sie hierüber lehren konnte, wenig oder keinen Gebrauch gemacht haben sollen.

Perrault, in seiner berüchtigten **Vergleichung der Alten mit den Neuern**, gieng so weit, den Parrhasien und Apellen, und in der That den alten Künstlern überhaupt, die Kenntnis der Perspe-

ctiv

(*) Jargon und Grimasse sind zwey unentbehrliche Wörter, die unsrer Sprache fehlen. Die Sachen, die dadurch bezeichnet werden, haben wir so gut als irgend eine Nation in der Welt.

ctiv und der stuffenweisen Verkleinerung entfernter Gegenstände gänzlich abzusprechen.

Der Abbe Sallier, der dieses Vorgeben in einer besondern Abhandlung (*) untersucht hat, bemüht sich das Gegentheil und wenigstens so viel zu beweisen: daß die alten Künstler in den Gesetzen der Perspectiv nicht so unwissend gewesen, als Perrault aus einigen Bas-Reliefs, und besonders aus denen auf der Säule Trajans geschlossen; und dann, daß wenn sie auch (wie freylich nicht zu läugnen ist) von diesen Gesetzen abgewichen, dies nicht aus Unwissenheit, sondern mit Vorbedacht und zu Erzielung andrer in ihren Augen mehr wesentlicher Schönheiten geschehen sey.

Man sollte denken, Hr. Sallier hätte sich begnügen können, die Anhänger des berühmten Verkleinerers der Alten theils auf gewisse Basreliefs und Münzen, und sogar auf einige von der Zeit noch geschonte Gemählde von unbezweifeltem Alterthum, z. E. die sogenannte Aldobrandinische Hochzeit (**), die ihn durch den Augenschein widerlegen, zu verweisen; theils aus der Natur der Sache begreiflich zu machen, daß es eine offenbare Ungereimtheit sey, Künstlern, welche die Natur so sehr studierten wie die Alten, Künstlern wie ein Timanthes, ein Aetion, ein Apelles u. s. w. zuzutrauen, daß sie einen Umstand in der Natur übersehen haben sollten, den jedermann alle Augenblicke zu sehen Gelegenheit hat (***).

Aber

(*) Discours sur la Perspective etc. in den *Memoires de l'Academie des Inscriptions* Tom. XI. pag. 152. Amsterd. Ausg. von 1736.

(**) Man sehe hierüber die Abhandl. des Gr. Caylus über die Perspect. d. Alten im 39sten Theil der Mem. de Litterature p. 116. Die im Herkulano gefundene Gemählde konnten dem Hrn. Sallier nicht bekannt seyn, und würden ihm auch wenig gegen Perrault geholfen haben; denn die meisten verstossen gröblich gegen die Perspectiv.

(***) Beydes hat der Graf von Caylus, ungefehr zwanzig Jahre nach dem Hrn. Sallier, in einer Abhandlung

über

Aber Hr. Sallier glaubte mit seinen Gegnern am kürzesten und sichersten fertig zu werden, wenn er ihnen eine Anzahl Stellen aus alten Autoren vorlegte, welche wenigstens durch richtige Folgerungen bewiesen, daß die Künstler der Griechen mit den Regeln der Perspectiv sehr wohl bekannt gewesen seyn müßten. Plato, Vitruv und Plinius haben ihm diejenige, die er anführt, dargeboten; und, wiewohl sich vielleicht manches gegen seine Erklärungen einwenden ließe, so muß man doch gestehen, daß sie scharfsinnig genug sind, um seiner Meynung eine starke Unterstützung zu geben.

Indessen weiß ich nicht, wie ihm, und (wo ich nicht irre) noch vielen andern, eine Stelle des Cicero entgangen ist, welche mir allein hinlänglich scheint, den Perrault seines Irrthums zu überweisen; eine Stelle, die überdies noch dadurch vorzüglich wird, weil sie eine bessere Antwort als die, so Hr. Sallier giebt, für diejenige enthält, welche sich noch immer daran stoßen, daß man gleichwohl in den meisten und zum Theil in sehr vorzüglichen Werken der alten Kunst, die Perspectiv so gänzlich vernachläßiget siehet.

Diese Stelle befindet sich im 83sten Abschnitt des Zweyten Buchs *de Oratore*, wo Cicero von den Vortheilen der Gedächtniskunst (deren Erfindung dem Simonides zugeschrieben wird) und von den vornehmsten Regeln derselben spricht, und zulezt das Verfahren eines in dieser Kunst Geübten mit demjenigen eines großen Mahlers vergleicht, welcher Oerter und Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen unterscheide — — „*pictoris* cuiusdam *summi* ratione et modo, *formarum varietate locos distinguentis*.

Mir

über das nemliche Süjet (die er blos als einen Nachtrag dessen, was sein Vorgänger vorbeygelassen, oder nur obenhin berührt, angesehen wissen will) mit der ihm eigenen Kunstkenntnis und mit aller nöthigen Unpartheylichkeit ausgeführt.

Mir däucht, diese Worte bieten einen Sinn dar, der keine Mißdeutung zuläßt, und es folgern sich daraus zween Sätze, in denen alles begriffen ist, was die streitige Frage entscheiden kann. Nemlich 1) es gab unter den Mahlern der Alten einige, welche die Verschiedenheit der Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen bezeichneten, und also die Gesetze der Perspectiv in ihren Werken befolgten, aber 2) nur Mahler von der ersten Classe besaßen diese Geschicklichkeit, aus welcher sie vermuthlich eine Art von Geheimnis machten, wovon die Würkungen um so viel mehr bewundert wurden, je weniger man von den Regeln wußte, welche sich diese Meister, aus einer scharfsinnigen Beobachtung der Natur, gesammlet hatten, und durch deren Anwendung sie im Stande waren, ihren Werken so viel mehr Täuschendes zu geben als die gemeinen Künstler.

In der That würde ohne dies unbegreiflich seyn, wie die besten Mahler der Griechen in einem so wichtigen Theile der Nachahmung der Natur hätten unwissend seyn können, da wir von dem größten Künstler dieses von allen Musen begünstigten Volkes, von dem Phidias, ungezweifelt wissen, daß er, unter den Hülfsstudien seiner Kunst vorzüglich die Geometrie und die Optik getrieben; zu welchem andern Ende, als um die wahren und scheinbaren Verhältnisse der sichtbaren Gegenstände, und vornemlich die Gesetze kennen zu lernen, „aus welchen sich (um mich mit Hrn. Lamberts Worten auszudrücken) bestimmen läßt, wie eine jede Sache, aus dem gegebnen Gesichtspunkte betrachtet, aussehen müsse, und nach welchen sie gezeichnet (oder gebildet) werden müsse, damit die Abbildung eben so in die Augen falle, als ob die Sache selbst gesehen würde?„

Wie hoch es Phidias in dieser Geschicklichkeit gebracht, beweiset sein bekannter Wettstreit mit dem Alkamenes. Beyde sollten die Bildsäule der Minerva

nerva arbeiten, damit die schönste davon ausgewählt und auf einer hohen Säule öffentlich aufgestellt werden könnte. Als die beyden Minerven dem Volke vorgezeigt wurden, hatte des Alkamenes seine beym ersten Anblick alle Stimmen. Nichts konnte schöner, ausgearbeiteter und untadelhafter seyn. Das Werk des Phidias schien ein Ungeheuer von Häßlichkeit dagegen; stiere, weit aufgerißne Augen, ein großer gähnender Mund, grobe Gesichtszüge, geschwollne Muskeln, Steifigkeit und Härte in den Falten des Gewandes — kurz, die Theile und das Ganze einem rohen Werke ähnlich, welchem noch allenthalben die vollendende Hand der Grazie fehlte! Man konnte nicht begreifen, wie der Mann sich einfallen lassen könne, eine solche Arbeit neben dem Meisterstücke seines Mitbewerbers sehen zu lassen. Stellet beyde an den Ort, wohin sie bestimmt sind, sagte Phidias. Man that es, und nun triumphierte der weisere Künstler. Die schöne Minerva des Alkamenes schien nun, in der Höhe wo sie stand, ein kleinliches Werk, ohne Würde, ohne Kraft, ohne Ausdruck: die von Phidias hingegen entzückte jedermann durch eine Größe und Vollkommenheit, an der sich die Augen nicht satt sehen konnten.

Gleichwohl war Alkamenes ein vortreflicher Bildhauer; aber Phidias hatte die Kenntnis der Perspectiv voraus; und diese mußte, damals wenigstens, noch ein Geheimnis seyn, welches er allein besaß: weil Alkamenes, der für würdig geachtet wurde, mit ihm zu wetteifern, bey einer so entscheidenden Gelegenheit, keinen Gebrauch davon machte.

Und sollte nicht eben dieser Phidias, in den halberhobenen Arbeiten, die er an der berühmten Bildsäule der **Minerva** im **Parthenon** angebracht — wo auf der einen Seite ihres Schildes der Sieg des **Theseus** über die **Amazonen**, auf der andern

die

die Empörung der Titanen gegen die Götter, — auf den Halbstiefeln der Götter der Streit der Centauren und Lapithen, und an dem Fußgestelle die Geschichte der Pandora gebildet war, sollte er in allen diesen erhobenen Arbeiten (es sey nun, daß er sie selbst gearbeitet, oder nur die Zeichnungen dazu gemacht) die Gesetze der Perspectiv weniger befolgt haben? So große und reiche Compositionen, lassen sich, ohne Beobachtung derselben, in einem verhältnisweise kleinen Raume, nicht einmal denken.

Es ist mehr als nur wahrscheinlich, daß die Betrachtung dieser Werke des Phidias nachfolgende Künstler von Genie, vornemlich unter den Mahlern, welche der Perspectiv mehr als die Bildhauer vonnöthen haben, auf die Spur einer Wissenschaft habe leiten müssen, mit deren Hülfe dieser grosse Mann, selbst über die besten seiner Mitbewerber, so glänzende Siege erhalten hatte. Sollte Parhasius, ein Zeitgenosse, ein Gehülfe, ein Freund des Phidias, — der erste, der, nach dem Zeugnis des Plinius, Symmetrie in die Mahlerey brachte, — seinem Freunde, und der Natur, die er so sehr studierte, und die ihn bis zu dem, was Plinius das Höchste in der Mahlerkunst neunt (*), führte, nicht etwas von diesem Geheimnisse abgelernt haben? Sollt' es wenigstens dem Pamphilus, dem Wiederhersteller der berühmten Mahlerschule zu Sycion, dem Lehrmeister eines Apelles, haben verborgen seyn können? Ihm, von welchem Plinius sagt, daß er der erste gewesen, der die ganze Encyklopädie aller einem Mahler nützlichen Gelehrsamkeit inne gehabt, und vorzüglich in der Arithmetik und Geometrie stark gewesen, als ohne welche, seiner Meynung nach, die Kunst nicht zur Vollkommenheit gebracht werden könne?

Auch

(*) *Hist. Nat.* L. XXXV. c. 10. confessione artificum *in lineis extremis* palmam adeptus.

Auch Hr. Sallier schließt aus dieser Stelle, auf die höchstvermuthliche Geschicklichkeit dieses Mahlers in der Perspectiv. Aber dann geht er wohl zu weit, wenn er sich beredet, daß diese Geschicklichkeit so allgemein unter den alten Künstlern gewesen, und daß der Grund, warum man in den auf uns gekommenen Kunstwerken so wenig Gebrauch davon gemacht sieht, lediglich darinn zu suchen sey, weil sie nicht für gut gefunden, Gebrauch davon zu machen. Der Graf Caylus selbst gesteht, daß man mit dieser Antwort nicht weit reiche; und die vorhin angeführte Stelle des Cicero — welche beyden, vielleicht weil sie nicht geradezu von der Mahlerey handelt, entgangen ist, — scheint keinen Zweifel übrig zu lassen, daß die Beobachtung der Perspectivischen Gesetze je und allezeit ein Vorzug der größten und gelehrtesten Mahler geblieben sey. Pamphilus selbst, wiewohl er die Mahlerey lehrte, sezte einen so hohen Preiß auf die Mittheilung seiner Wissenschaft, daß nur sehr wenige reich genug seyn konnten, sich in seine Schule zu begeben, oder wenigstens darinn bis ans Ende auszuhalten. Denn er erfoderte zehn Jahre zur Erlernung der ganzen Mahler-Encyklopädie, und nahm für jedes Jahr ein attisches Talent. (So däucht mich wenigstens, daß die hieher gehörige Stelle des Plinius, mit dem P. Hardouin, verstanden werden müsse.) Es ist also kein Wunder, daß seine gelehrten Kenntnisse in der Kunst nicht gemein werden konnten.





Der

Teutsche Merkur,

Des Sechsten Bandes
Drittes Stück.



Junius 1774.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hoffmann.



I.

Beyträge zur Geschichte der Menschheit, aus den Annalen der Teutschen.

Erste Periode.
Von dem alten Teutschland.

Zweeter Abschnitt.

1. Von den Bestandtheilen der Nation.
2. Von der Teutschen Nationalfreyheit und Knechtschaft.
3. Von der Erblichkeit der Stände.
4. Von dem Adel.
5. Von der öffentlichen Verfassung der teutschen Völkerschaften.

1.

Von den Bestandtheilen der Nation.

Man kann mit den Worten, Nationen und Völker, die Begriffe so verbinden, daß sie sich ohngefähr zu einander, wie die verschiedenen Dialekte zu ihren Spra-

chen verhalten. Unter solchen Bestimmungen macht schon die Einheit der Sprache und Sitten eine auf einem Erdstrich beysammen lebende Menge von Menschen gewissermaßen zu einem **Volk**, das mehrere **Nationen** unter sich begreifen, oder mit andern Worten, das in verschiedene **Genossenschaften** oder **Völkerschaften** abgetheilt seyn kann (*).

Mehrere beysammenlaufende Truppen von **Wilden**, die kein ordentliches Eigenthum besitzen, und von der täglichen, der Natur oder dem

(*) Die **Lateiner** scheinen, nach dem **Tacitus**, dergleichen Unterschied zwischen gens und natio gemacht zu haben. Cap. II Qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint; ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint. Ita *nationis* nomen non *gentis* eualuisse paulatim, vt omnes — Germani vocarentur. Aber weder Tacitus noch andre Schriftsteller sind sich in dem Sprachgebrauch dieser Wörter immer gleich geblieben. Cap. XXXVIII. Nunc de Suenis dicendum est, quorum non vna, vt Cattorum Tencterorumque *Gens*: maiorem enim Germaniae partem obtinent, propriis adhuc *nationibus* nominibusque discreti Cap. XXVII. Nunc singularum *gentium* instituta ritusque quatenus differunt, quae *nationes* e Germania in Galliam commigrauerint, expediam. Cap. XXXXIII. Gotohnes regnantur paulo iam adductius quam ceterae Germanorum *Gentes* — Mehrere Abweichungen habe ich in **Gesners** Thesaurus L. L. gefunden.

dem Nachbar abgenommenen Beute leb'n, können diesemnach ein Volk ausmachen, ob sie gleich ohne das unter Nationen und Völkerschaften enger geknüpfte Band einer ordentlichen fortdaurenden Gesellschaft bestehen.

Dieses nicht sowohl durch die Natur, als vielmehr durch die Gesellschaft geknüpfte Band, das eine Menge von Menschen und Familien, die beysammen wohnen, in einer ganzen Nation oder Völkerschaft vereinigt, ist aber nicht blos einzig und allein auf das durch Gesetze und Herkommen abgezirkelte System eines förmlichen Staats und der bürgerlichen Ordnung eingeschränkt.

Die Gesellschaft hat ihre Stufen, wie die Menschheit überhaupt. Kultur bey der einen, und bürgerliche Ordnung bey der andern, sind bey beyden für ihre lezten Stufen zu halten; obgleich jede derselben, nach der verschiedenen Lage des Himmels und des Erdbodens, nach den verschiedenen Landes- und Völkerarten, nach den verschiedenen zum Theil blos zufälligen Veränderungen, so sich ereignen, gar unendlich mannigfaltige Bestimmungen haben, und also die Menschheit und die Gesellschaft auf jeder Stufe ihres Alters, in der Wildheit, in der Barbarey oder in der Kultur, bald als ein freyes ganz unbeschlossenes und unverbundenes Volk, bald als eine freye, doch durch das Band der Völker-

schaft unter sich verknüpfte Genossenschaft, bald als ein politisches unter der bürgerlichen höchsten Gewalt beschlossenes System, tausenderley Gestalten und Verfassungen annehmen kann.

Das gesellschaftliche Band in einem förmlichen Staate, in einem bürgerlichen Systeme eines polizierten Volks, ist auf das engste geknüpft, begreift alle und jede Verhältniße des gesellschaftlichen Lebens unter sich, und hat selbst eine gemeine Wohlfahrt der gesamten Bürgerschaft zu ihrem vorzüglichen und würdigsten Gegenstand. Schon nicht so eng ist dasselbe in der freyen Genossenschaft irgend einer noch in der Barbarey roh liegenden Nation geknüpft: ungleich wenigere Verhältniße begreift eine solche Art von Völkerschaft unter sich: aber doch ist es zum wenigsten öffentliche und gemeine Sicherheit, die sie sich zur Absicht des National-Bundes gewählt haben muß.

Oeffentliche Sicherheit aber, wenn man ihrer bedarf, und worinn einzig und allein das ganze National-Intereße besteht, sezt Eigenthum und zwar solche Art des Eigenthums voraus, das sich jeder einzelne Besitzer und Hausvater mit seiner Familie nicht selbsten gewähren kann: und blos diejenigen können und werden Mitglieder einer National-Genossenschaft und die eigentlichen Bestandtheile der *Nation* seyn, denen das gesellschaftliche Band

eine

eine Wohlthat ist; die den Endzweck des National-Bundes für das Mittel ihrer eigenen Wohlfahrt halten; die an dem National-Intereße würklichen Antheil nehmen und nehmen können; denen, ihres Eigenthums wegen, doch wenigstens an der öffentlichen Sicherheit etwas gelegen ist und gelegen seyn muß.

In dem System einer bürgerlichen polizierten Gesellschaft, deren Endzweck und National-Interesse in beydem, der öffentlichen Sicherheit und gemeinen Wohlfahrt besteht, ist beyden Gattungen von Bürgern, sowohl denen die mit Land- und Geld-Eigenthum begütert, als denen, die damit nicht begütert sind — dieses Unterschieds ungeacht, gleich viel daran gelegen. In der Theilnehmung und dem Genuße der gemeinen Wohlfahrt macht dieser Umstand ohnehin keinen Unterschied. In Ansehung der öffentlichen Sicherheit aber, stellt den Unbegüterten seine Arbeit dem Begüterten mit seinem Müßiggange in dem National-Verhältnisse vollkommen gleich.

Fehlen auch einem Bürger Kapitalien oder liegende Güter, womit den andern das Glück versehen hat, so ist er darum noch keine namen- und werthlose Nulle in dem National-Anschlag der Bürgerschaft. Er hat einen Kopf, eine Hand, ein Gewerbe, eine Thätigkeit, womit er sich Eigenthum erwerben kann; in dessen Betracht er dem Land-Eigenthümer an Werth

gleich zu achten ist, und wobey ihm eben so viel als diesem an der öffentlichen Sicherheit gelegen seyn muß.

Im Stande der Wildheit, worinn der Mensch, außer seinem täglichen Raube, zum Unterhalt weiter kein Eigenthum hat, und überhaupt in jedem Zustande, worinn er in Ermangelung des Eigenthums keiner öffentlichen Sicherheit bedürfen sollte — müßte es blos sein Leib und Leben seyn, dessen Unsicherheit und gemeinsame Gewährung mehrere dieser nackenden Söhne der Natur veranlassen könnte, in eine Völkerschaft mit einander zu treten, um dieses ihr Erbtheil, das sie, außer aller Genossenschaft, zu verliehren Gefahr liefen, mit gesammter Hand zu beschützen und zu erhalten.

Aber dergleichen Völkerschaften findet man unter den noch in der Wildheit und ohne Eigenthum lebenden Völkern nicht; eben darum, weil der Mensch, seines nackenden Leibes und Lebens halber, keiner öffentlichen Sicherheit bedarf.

Reißende Thiere von überwiegender Stärke kann der Mensch unter allen Umständen durch die Ueberlegenheit an List doch immer überwältigen. Menschen aber, die in Ansehung dieser Art von Instinkt mit dergleichen reißenden Thieren unter einerley Klasse gehörten, und gegen deren Raubbegierde man selbst seines Leibes

und

und Lebens wegen besorgt seyn müßte — dergleichen Thiere in Menschen-Gestalt giebt es gewöhnlicherweise nicht.

Wilde und rohe Barbaren, wenn sie durch ihre Feinde einmal in Wuth gesetzt oder zur Rache gereitzt sind, können wohl reißenden Thieren ähnlich werden. Es giebt Kannibalen, die das Fleisch ihrer Feinde braten und mit Appetit verzehren können. Es hat in dem alten Norden Leute und Völker gegeben, und giebt dergleichen in andern Gegenden noch, die aus dem Hirnschädel ihrer Feinde sich vollzutrinken pflegen, und so nach ihrer Weise damit Festtage halten können.

Aber das thun Wilde gegen Wilde, Barbaren gegen Barbaren nicht eher, als bis sie, ihres Raubes oder Eigenthums wegen, Feinde von einander geworden, oder bis andere Beleidigungen zwischen ihnen vorgefallen sind, die sie zur Rache auffordern; und dies kann nichts gegen den angeführten Satz beweisen.

Doch ich muß wieder einlenken, und einmal auf die Bestandtheile der teutschen Völkerschaften kommen, wovon doch eigentlich hier die Rede ist.

Wenn Tacitus diesen Punkt in der altteutschen Verfassung bestimmt hätte; wenn wir von ihm ein ausdrükliches Zeugniß anführen

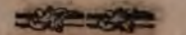
 könn-

hältniß zu setzen. Nach den damaligen Begriffen von Recht aber gehörte so gar das Eigenthum von Leib und Leben nicht ihnen selbst, sondern denjenigen zu, die ihnen die nothdürftige Nahrung und den Unterhalt reichten. Wie ist es also möglich, daß sie in der National-Summe noch als eine Nummer hätten gerechnet werden können? und wer anders, als Land-Eigenthümer waren vormals die eigentlichen und einzigen Bestandtheile der Nation?

Dieser Umstand in der altteutschen Verfassung hat, in Vergleichung mit dem Zustande eines kultivierten Volks, seine Unbequemlichkeiten: aber dagegen wieder seine eigene Vortheile.

Bey weitem nicht so enge, als in dem Systeme einer bürgerlichen Gesellschaft, umschloß die Nation das Band ihrer Genossenschaft. Dagegen ward es dadurch desto fester geknüpft, daß die gesamte Nation aus einer Kette bestand, davon jedes Glied ein freyer Genosse und Land-Eigenthümer, und auf dem festen Grunde und Boden seines Eigenthums, so zu sagen selbst unmittelbar angeschlossen und befestiget war.

Patriotismus, Liebe zum Vaterlande, Pflicht und Willen für dasselbe zu kämpfen, zu siegen und zu sterben, war hier eine natürliche Folge der Verfassung der Nation. Das National-



Interesse war unmittelbar mit dem Invidual-Interesse jedes Genossen vereiniget, und würkte vermittelst dieser ungekünstelten Verkettung, das von selbst, was unsere heutige Politiker in ihrem abgezirkelten Systeme hervorzubringen, mit aller ihrer Kunst noch nicht vermögend gewesen sind.

Kein Glied aus dieser Kette konnte sich so leicht losreißen; kein Genosse mit seinem Vermögen und Eigenthume die Genossenschaft verlassen, oder dessen Sicherheit durch einen andern Weg, als die ganze Nation, bewerkstelligen. Nicht ein Einziger aus der Nation konnte in dem Nationalintereße von seinem Landsmanne verschieden, und doch zu seinem Vortheile, richtig denken und handeln, wenn auswärtige Feinde auf den National-Grund und Boden hereinstürmten.

Dies, und der rohe kriegerische Charackter, der ohnehin allen unkultivierten Nationen eigen ist, machte das alte Teutschland geraume Zeit gegen die römischen Legionen von Mieth-Soldaten unüberwindlich. (*)

2. Von

(*) Tacitus selbst ist der tapfern Teutschen Lob-Redner, Kap. 37. — ducenti ferme et decem anni colliguntur. *Tam diu Germania vincitur* — proximis temporibus (Germani) *triumphati* magis quam victi sunt.

2.
Von der Freyheit und Knechtschaft der alten Teutschen.

Die aus dergleichen Land-Eigenthümern bestehenden Völkerschaften erschöpften aber nicht das Maas der ganzen Bevölkerung in dem alten Teutschland. Es war immer davon ein ansehnlicher Ueberschuß vorhanden, der weder Eigenthum hatte, noch im eigentlichen Verstande eben darum zur Nation gehörte.

Noch ist meine Ansicht nicht, etwas weitläuftiger von der Abkunft dieser unbegüterten Leute, und der Art und Weise zu handeln, wie sie möchten unter die Nation gekommen, und darinn von Geschlechte zu Geschlecht geblieben seyn. Hingegen eine nähere Untersuchung ihres Zustandes, und dessen Würkungen und Einflusses, so er auf die Begriffe der Nation von sich selbst, und wieder zurück auf das National-Urtheil über den Gehalt dieses übrigen Theils von Germaniens Bevölkerung, gehabt haben dürfte: dies möchten meine Leser hier von mir würklich erwarten. Reflexionen von dieser Art über das Verhältniß, so die Land-Eigenthümer als die Bestandtheile der Nation, gegen den andern ungleich weniger beträchtlichen Theil der ganzen Bevölkerung gehabt haben möchten, bleiben immer dieselben, und verlieren nichts von ihren Bestimmungen und an ihrer Wahrheit: dergleichen

unbe-



unbegüterte Leute mögen nun blos eroberte Menschen von fremden Völkerschaften und deren Nachkömmlinge, oder andere Eingebohrne gewesen seyn, die, auf irgend eine Art, Erbe, Eigenthum und Genossenschaft ihrer Familien und Vorfahren nicht mehr gehabt oder selbst je und je verloren haben möchten.

Von der Natur her sind bekanntermaßen alle Menschen einander gleich. Sie haben einerley Ursprung, einerley Wesen, einerley Bedürfnisse, und alle sind einerley Gesetzen der Natur und ihres Urhebers unterworfen. Unter **Wilden** also, die überhaupt dem ersten Stande der Natur am nächsten sind, findet man auch nicht leicht Spuren von der Verletzung dieser natürlichen Gleichheit. Aber den ersten Stos giebt ihr das in der Gesellschaft eingeführte **Eigenthum**.

Der Eigenthümer hält mit Recht sein Eigenthum für einen Theil von seinem **Selbst**; und was hierinn schon Aristoteles mit Scharfsinn und vieler Spitzfündigkeit ausgedacht zu haben scheint, lehrt einfältig und überzeugend einen jeden sein eigen Gefühl und Erfahrun Indem er also von seinem Eigenthume lebt, so hat er keinem Andern, blos sich selbst, seines Lebens Nahrung und Unterhalt zu verdanken; und, wenn er darneben seinen Unbegüterten, an Eigenthum darbenden Mitmenschen mit dem Nothdürftigen aus seinem Ueberfluße versorgt,

sorgt, so hört er in diesem Verhältniße gegen den Leztern augenscheinlich auf, seines gleichen zu seyn.

Es entsteht dadurch zwischen beyden ein Unterschied, der weder in des Einen eigener Einbildung besteht, noch von dem guten Willen des Andern abhängt. Er beruht auf einem würklichen, unläugbaren und augenscheinlichen Verhältniße, und ist davon die unmittelbare und nothwendige Folge.

Der Eigenthümer erhält auf diese Art und in diesem Verhältniße das Ansehen und die Gestalt eines frey um sich her sehenden, unabhängigen, und sich selbst genugsamen Unter-Gottes. Der Andere, der aus dessen Händen seinen nothdürftigen Unterhalt empfängt, wird, so zu reden, dessen Kreatur, die von ihm abhängt, und der Herrschaft ihres Erhalters unterworfen wird.

Freylich macht sich dieser, aus dem Eigenthume, aus seinem eignen Ueberfluße und Reichthume, und des andern Mangel und Armuth stolz hervortretende Unter-Gott selbst zu seinem eignen ersten Verräther. Viel zu sehr läßt er seine eigne Bedürfnisse an sich merken, und viel zu eigennützig geizt er mit seinen Gaben, dafür ihm seine Kreaturen wiedergeben und seinen Begierden fröhnen müssen.

Dem-

Dem ungeacht aber giebt doch dieser Unterschied zwischen dem Eigenthümer, und den andern, die von seinem Eigenthum abhangen — jenem gegen diese einen würklichen Vorzug, eine Art von Unabhängigkeit, im Bewußtseyn und Gefühl, das sich mit seiner ganzen Art zu denken und zu handeln vermischt, und seinem Verhalten einen Anstrich giebt, das den Reichen und Begüterten in allen Verhältnißen und unter allen Umständen des gesellschaftlichen Lebens charakterisiert und kenntbar macht.

Selbst in der verfeinerten Welt, wo der Unterschied und Abstand zwischen diesen beyden Gattungen von Menschen bey weitem nicht mehr so groß ist, verliert sich doch nie alle Spuhr von diesem Vorzug. Unter allen den mannigfaltigen Gestalten, womit da die Menschheit bekleidet und überkleidet zu werden pflegt, behauptet doch die natürliche Selbstliebe auch hierinn ihre Rechte, und dieser Vorzug seinen Charakter, und sticht, den Umständen nach, bald mehr bald weniger hervor.

Aber in dem stärksten Lichte zeigte er sich in dem rohen Germanien, an den Land-Eigenthümern und National-Genossen, und um so viel schwärzer mußte der Schatten seyn, den der darzwischen liegende dichte Klumpe der Barbarey auf den gegenüberstehenden Haufen der Unbegüterten warf.

In einem Zustande, wo, außer dem Eigenthume und dem daraus unmittelbar entspringenden Vorzuge, aller anderer Unterschied, den Talente des Geistes, Vollkommenheiten des Herzens und Verdienste edler Art geben können, ganz und gar unbekannt ist, in diesem Zustande hat das Gefühl der natürlichen Gleichheit noch am wenigsten von seiner Stärke verloren.

Einem solchen unkultivierten Menschen oder Volke muß also nichts natürlicher als ein unwiderstehlicher Hang zur Unabhängigkeit seyn. Nichts muß seinem Gefühle so sehr widersträubend vorkommen, als Unterwürfigkeit, und dagegen nichts so reizend als Herrschaft über andere, die er von der Natur her für seines gleichen zu halten hat.

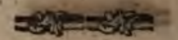
Der alte teutsche Land-Eigenthümer fiel also mit seinem ganzen Gefühle von Glück, Ehre, Wohlfart und National-Stolz auf den Besitz seines Eigenthums, und setzte darinn den Begrif von Freyheit, die ihn selbst in den Augen der Römer vor den übrigen Völkern so sehr charakterisierte. Sein Eigenthum war die andere Hälfte von seinem Selbst und machte ihn zum freyen unabhängigen Selbsterhalter seines Lebens, und zum Herrn aller derer, die Bedürfniße, Mangel und Armuth ihm und seinem Ueberfluße unterworfen hielten.

Aus dergleichen rohen Begriffen von Freyheit und den andern damit verwandten Vorurtheilen entstand also dieser Abgott der alten Germanier, dieser verkehrte beynahe bis zur Schwärmerey getriebene National-Stolz, der sie gegen alle Ordnung und obrigkeitliche Verfassung so unbiegsam, der ihnen selbst die wohlthätigen Bande einer bürgerlichen auf vernünftige Gesetze gegründeten Gesellschaft unerträglich machte (*).

Der Fortgang der Menschheit und der Gesellschaft wurde durch dergleichen unförmliche Auswüchse der Barbarey offenbar erschwehrt und verhindert. Aber die unverdienteste Entehrung und Herabwürdigung der Menschheit selbst war davon noch eine unmittelbare und die nachtheiligste Folge unter allen.

Der ganze übrige Rest von Germaniens Bevölkerung, der kein Recht zu einem Eigenthum hatte, und eben darum nicht zu dieser freyheitathmenden Nation gehörte — ward also

(*) In dem Tacitus findet man hie und da nicht undeutliche Spuren davon. Cap. XI. Illud ex *libertate* vitium, quod non simul nec iussi conueniunt — Vt *turbae placuit*, considunt armati — Mox rex mox princeps — audiuntur, auctoritate *suadendi magis*, *quam iubendi* potestate. Cap. XXI. periculosiores sunt inimicitiae iuxta libertatem.



also auf seine ganze Nachkommenschaft durch die Stimme der Nation mit dem entehrenden Zeichen der Knechtschaft gebrantmarkt, und der Begrif von dieser konnte nun nicht anders als eben so schwärmerisch uud in eben dem Maße überspannt seyn, als es der National-Begrif von Freyheit war, dem er gerade entgegenstand.

3.

Von der Erblichkeit des Standes, den Freygebohrnen und der Knechtschaft.

Eine Völkerschaft ohne alle Klaßification der Glieder und Genossen, ohne allen Unterschied von Rang und Stand, wäre selbst für die Menschheit und deren Vervollkommung, unter allen Umständen nachtheilig, und ist beynahe unmöglich. Nie ist dies noch der Wunsch eines vernünftigen Mannes gewesen: hingegen desto öfter schon der unvernünftige Einfall rasender Schwärmer, deren Sache und Intereße es immer ist, die bürgerliche Gesellschaft auf den Kopf zu stellen, um darinn selbst ohne Kopf und Ordnung desto ungehinderter umherschwärmen zu können.

Aber in einem aufgeklärten Zeit-Alter, bey einer verfeinerten Nation sollte aller Rang und Stand der Bürger nicht erblich, sondern persönlich; nicht zufällig, sondern verdienstlich, nach Masgab des Verhältnißes, worinn jeder

zu

zu der Beförderung der gemeinen Wohlfart etwas beytrüge, in seiner Stufen-Folge eingerichtet; und dies sollte, als eine wohlthätige wesentliche Folge der Aufklärung und Kultur, bey allen dergleichen Nationen als etwas unterscheidendes und herfürstechendes seyn.

Bloß vorzügliche Talente des Verstandes; erhabene edle Gesinnungen und Eigenschaften des Herzens; rastloses Bestreben, Thätigkeit und würkliche Versuche, Proben und Meisterstücke in Erweiterung der menschlichen Kenntnisse, in Veredlung der Menschheit, in Verbesserung und Vervollkommung der Gesellschaft und des gesellschaftlichen Lebens — bloß Leute von solchen vorzüglichen persönlichen Verdiensten, sollten mit bürgerlichen Vorrechten und den übrigen Kennzeichen begabt seyn, dadurch die Bürger im Staate, dem Range und Stande nach, sich von einander zu unterscheiden pflegen. Die ganze Stufen-Folge des Rangs und der verschiedenen Stände sollte nach der Klaßification der Verdienste eingerichtet; und das verhältnißmäßige Maas von eines jeden Kräfte, Arbeit, und des Werths der damit bewerkstelligten Dinge, der wahre und eigentliche Maasstab von aller bürgerlichen Ehre seyn.

Die auf den **höchsten Stufen des Verdienstes** stehenden Männer sollten die sogenannte **große Welt** ausmachen. Dieser ehrwürdige Ausschuß der Nation sollte mitten



also auf seine ganze Nachkommenschaft durch die Stimme der Nation mit dem entehrenden Zeichen der Knechtschaft gebrantmarkt, und der Begrif von dieser konnte nun nicht anders als eben so schwärmerisch uud in eben dem Maße überspannt seyn, als es der National-Begrif von Freyheit war, dem er gerade entgegenstand.

3.

Von der Erblichkeit des Standes, den Freygebohrnen und der Knechtschaft.

Eine Völkerschaft ohne alle Klaßifica-tion der Glieder und Genossen, ohne allen Unterschied von Rang und Stand, wäre selbst für die Menschheit und deren Vervollkommung, unter allen Umständen nachtheilig, und ist beynahe unmöglich. Nie ist dies noch der Wunsch eines vernünftigen Mannes gewesen: hingegen desto öfter schon der unvernünftige Einfall rasender Schwärmer, deren Sache und Intereße es immer ist, die bürgerliche Gesellschaft auf den Kopf zu stellen, um darinn selbst ohne Kopf und Ordnung desto ungehinderter umherschwärmen zu können.

Aber in einem aufgeklärten Zeit-Alter, bey einer verfeinerten Nation sollte aller Rang und Stand der Bürger nicht erblich, sondern persönlich; nicht zufällig, sondern verdienstlich, nach Masgab des Verhältnißes, worinn jeder

zu der Beförderung der gemeinen Wohlfart etwas beytrüge, in seiner Stufen-Folge eingerichtet; und dies sollte, als eine wohlthätige wesentliche Folge der Aufklärung und Kultur, bey allen dergleichen Nationen als etwas unterscheidendes und herfürstechendes seyn.

Bloß vorzügliche Talente des Verstandes; erhabene edle Gesinnungen und Eigenschaften des Herzens; rastloses Bestreben, Thätigkeit und würkliche Versuche, Proben und Meisterstücke in Erweiterung der menschlichen Kenntnisse, in Veredlung der Menschheit, in Verbesserung und Vervollkommung der Gesellschaft und des gesellschaftlichen Lebens — bloß Leute von solchen vorzüglichen persönlichen Verdiensten, sollten mit bürgerlichen Vorrechten und den übrigen Kennzeichen begabt seyn, dadurch die Bürger im Staate, dem Range und Stande nach, sich von einander zu unterscheiden pflegen. Die ganze Stufen-Folge des Rangs und der verschiedenen Stände sollte nach der Klaßification der Verdienste eingerichtet; und das verhältnißmäßige Maas von eines jeden Kräfte, Arbeit, und des Werths der damit bewerkstelligten Dinge, der wahre und eigentliche Maasstab von aller bürgerlichen Ehre seyn.

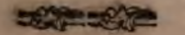
Die auf den **höchsten Stufen des Verdienstes** stehenden Männer sollten die sogenannte **große Welt** ausmachen. Dieser ehrwürdige Ausschuß der Nation sollte mitten

inne zwischen dem Regenten und dem ganzen Volk stehen, um das erforderliche Gleichgewicht zwischen beyden, dem Regenten und dem Volke, das vielen beynahe unmöglich scheint, geben und erhalten zu können.

Man kann diesen vorzüglichen Theil der Nation den Adel nennen; aber er wäre persönlich; er bestünde aus dem würklichen Ausbund der Nation; er hätte nie etwas mit seinem erhabenen Rang und Stand widersprechendes an sich; er kontrastierte nie in einem Flittergold und geborgten Glanze mit den würklichen Verdiensten anderer Bürger, die im Staube und Verachtung lägen. Noch mehr: Dieser persönliche Adel würde zugleich die stärkste Aufmunterung zum wahren Verdienst für die Nachkommenschaft seyn, und ihr zu einem anziehenden Beyspiel und Muster dienen. Durch ihn bliebe der Regent bey Ausübung seiner Majestät in den gehörigen Schranken, das Volk hingegen bey seiner Unterwürfigkeit gegen alle Unterdruckung gesichert. Der Regent würde seine Rechte ohne Härte handhaben, und das Volk ohne **Murren** und Seufzen seine Pflichten erfüllen.

Endlich könnte wohl der Fürst zu seinem täglichen Umgange sich eine würdigere, angenehmere und nützlichere Gesellschaft, eine Gesellschaft, die für der Zudringlichkeit falscher Diener gesichert wäre, irgend anders woher besser wählen, als aus diesem Adel?

Aus



Aus einem Adel, der so zu sagen, das ganze Maas von Aufklärung und Veredlung seines Zeitalters und der gesamten Nation in sich schlösse?

Der Fürst, sage ich, und Regent, dessen großer Beruf eben darinn besteht, mit Hülfe des verständigsten und edelgesinntesten Theils der Nation, nicht nach dem alten Herkommen und ewig nach der Väter Weise, sondern nach dem jedesmaligen Maas des Zeitalters, so es an Einsicht und Tugend hat, die gemeine Wohlfarth seines gesamten Volks zu befördern?

Eine nach diesem Maasstab' eingerichtete Klaßifikation des Rangs und Standes der Bürger, sollte, meinem Ermessen nach, in einem aufgeklärten Zeitalter und unter einer kultivierten Nation, als ein unterscheidender Charakter immer anzutreffen seyn. Um desto weniger darf man sich also wundern, wenn unter den alten Germaniern, in der alten rohen Welt Rang und Stand nicht persönlich, sondern erblich gewesen ist.

Die ganze Nation der alten Teutschen bestand einzig und allein aus Freygebohrnen. Das war die erste niedrige Stufe des Ranges, der erste Stand in der Nation, im Gegensatz aller übrigen, die nicht einmal zur Nation gehörten, und gebohrne Knechte waren.

Eigenthum, National-Genossenschaft und Freyheit waren auf das engste ineinander gekettet, und das Band, das sie zusammenknüpfte, war, so lang die National-Verfassung unverändert blieb, unauflöslich.

In der Freyheit bestand der große Vorzug nach den National-Begriffen der Teutschen. Er beruhte unmittelbar auf dem Besitz eines Land-Eigenthums: und dieser war die einzig mögliche Bedingung und Fähigkeit zur National-Genossenschaft.

Die nothdürftigen Bedürfniße hingegen wälzten, in Ermanglung des Eigenthums, die Last der Dienstbarkeit und Knechtschaft, auf das Armuth: und dem National-Anschlage nach hatte dieses gar keinen Werth, um mit den Land-Eigenthümern in ein Verhältniß gestellt zu werden.

So hiengen also nach gleichem fortgehenden System Armuth, Ungenossenschaft und Knechtschaft eben so unzertrennbar zusammen.

Der Stand von beyden, der Freyheit sowol als der Knechtschaft, war eine unmittelbare Folge des Besitzes oder Mangels des Eigenthums; und da sich der eine, wie der andere von Eltern auf Kinder vererbte, so konnte auch der darauf sich beziehende Stand nicht anders als erblich seyn.

Geburt

Geburt und Blut, also Zufall und Glück entschieden einzig und allein des alten Teutschen Stand, und bestimmten ihm seinen Werth und Unwerth, seinen Gehalt in der Nation. Talente, Tugend und Verdienste, so wenig auch davon in dem alten Germanien möglich war, stunde doch in keinem unmittelbaren Verhältniß zur Genossenschaft. Bloß den Freygebohrnen stunde der Weg zu Verdiensten offen; destoweniger läßt sich entscheiden, ob persönliche Verdienste eine Stufe unter oder über dem Blut ihre Stelle gehabt hätten?

Aber alle die nachtheiligen Folgen, so die Erblichkeit des Standes unter einer kultivierten Nation in der bürgerlichen Gesellschaft, wo so vieles auf persönliche Einsicht, Tugend und Erfahrung ankömmt, haben kann, hatte sie aus ebenderselben Ursache in der rohen Verfassung des alten Germaniens nicht. Doch nicht einmal unter den alten Teutschen beruhte und haftete ein National-Vorzug, ein vorzüglicher Stand, bloß auf dem Blute, sondern vielmehr auf dem damit durch Natur und Gesetze verknüpften Erb-Rechte zum Eigenthum. Nicht jenes, sondern dieses war, nach Masgabe des Zeit-Alters und der National-Verfassung, die zureichende Ursach des vorzüglichen Standes. Der Eigenthümer athmete Freyheit; der Eigenthümer war Herr und Erhalter so vieler anderer, die von seiner Gnade und seinem Ueberfluße lebten; der Eigenthümer hatte einen

Werth, einen Namen, eine Nummer in der Nation. Die ganze Summe davon machten alle Eigenthümer zusammen; und die gesammte Mannschaft der Freygebornen machte mit ihrem Arme, Schild an Schild, die furchtbare Schutzwehr der ganzen Nation und Genossenschaft. Bloß darinn bestand das National-Interesse und alles Verdienst, das um die Nation zu haben, und zu erwerben möglich war. Aber ohne Land-Eigenthum, gab es weder Freyheit, noch Verdienst, noch einen Rang und Stand in der Nation, noch Ehre im Blute.

Auch der strengste Moralist muß hierinn den alten Germaniern verzeihen, daß sie also gedacht, geschloßen und gehandelt haben, oder beweisen, daß sie Anlaß und Ursache gehabt hätten, auf eine für die Menschheit und Gesellschaft rühmlichere, anständigere und vortheilhaftere Weise von dem gesellschaftlichen Stande und Range zu denken, schließen und handeln.

Doch ich muß einlencken, und mir von der Geschichte über das, was bisher blos Hypothese zu seyn scheint, die Wahrheit gewähren lassen.

Die altteutsche National-Verfaßung, von deren System ich bisher die Grund-Linien zu ziehen bemüht war, und am Ende dieses Abschnitts eine genauere Abbildung zu geben gedenke, diese Verfassung, worinn die Rechte des

Eigenthums so überspannt, und die Begriffe von Freyheit so roh und übertrieben waren, traf Tacitus unter den Germaniern überhaupt, und noch unter den Sachsen, Karl der Große an. Jene hatten damals ihre in der National-Versammlung erwählte Richter und keine Könige im eigentlichen Verstande, mit eigener königlichen Gewalt (*). Diese hingegen wurden eben dadurch von ihrem Ueberwinder, der ihnen Beamte und Richter vorsetzte, und sie deren Gewalt unterwarf, ihrer altteutschen Freyheit beraubt, und verlohren damit ihre altväterliche National-Verfassung (**).

Also Tacitus und die Geschichtschreiber der alten Sachsen bis auf das Zeit-Alter Karls des Großen können und müssen es seyn, deren Zeugniße hierinn die historische Wahrheit beweisen.

Wer die Verfaßung des alten polizierten Rom's nur etwas kennt, und damit dasjenige, was ich bisher von dem Zustande des alten rohen Teutschlands angeführt habe, vergleicht, der wird, ohne viel Beweis zu fordern, leicht glauben, daß zwischen beyden Nationen

(*) Cap. XII. XI. VII.

(**) *Poeta Saxo* beym Leibniz. Script. T. I. pag. 153
Tum sub judicibus, quos *Rex imponeret* ipsis,
Legatisque suis permissi legibus uti
Saxones patriis & libertatis honore.

tionen, zu des Tacitus Zeiten, wenig Analogie gewesen seyn muß.

Rom hatte zwar auch gewiße verschiedene Stände; eine Rang-Ordnung und Stufen-Folge in der Nation; Bürger als die eigentlichen Bestand-Theile derselben, und unter den übrigen Gattungen von Menschen, die nicht eigentlich zur Nation gehörten, die Knechtschaft; es hatte gewiße Bedingungen zu dem Rechte seiner Bürgerschaft u. s. w. Aber alle dergleichen Namen, Begriffe, Verhältniße, Bestimmungen u. s. w. hatten ihre Beziehung auf das ganze System ihrer bürgerlichen Verfaßung, und waren darnach geformt und gestempelt.

Fremde und Ausländer, wenn sie dergleichen Grund-Linien einer rohen Völkerschaft, ihren kultivierten Landesleuten und andern, die an eine ähnliche Verfaßung gewöhnt sind, deutlich und begreiflich machen wollen, müßen also entweder die National-Ausdrücke jener Völkerschaften beybehalten, oder beßer, die Sache durch Umschreibungen faßlich und verständlich machen.

Tacitus hat beydes außer Acht gelassen. Das leztere würde seinen Landesleuten, und dagegen die altteutsche Terminologie uns Teutschen, für die er zwar freylich am wenigsten geschrieben haben mag, noch bis auf den

heutigen

Eigenthums so überspannt, und die Begriffe von Freyheit so roh und übertrieben waren, traf Tacitus unter den Germaniern überhaupt, und noch unter den Sachsen, Karl der Große an. Jene hatten damals ihre in der National-Versammlung erwählte Richter und keine Könige im eigentlichen Verstande, mit eigener königlichen Gewalt (*). Diese hingegen wurden eben dadurch von ihrem Ueberwinder, der ihnen Beamte und Richter vorsetzte, und sie deren Gewalt unterwarf, ihrer altteutschen Freyheit beraubt, und verlohren damit ihre altväterliche National-Verfassung (**).

Also Tacitus und die Geschichtschreiber der alten Sachsen bis auf das Zeit-Alter Karls des Großen können und müssen es seyn, deren Zeugniße hierinn die historische Wahrheit beweisen.

Wer die Verfaßung des alten polizierten Rom's nur etwas kennt, und damit dasjenige, was ich bisher von dem Zustande des alten rohen Teutschlands angeführt habe, vergleicht, der wird, ohne viel Beweis zu fordern, leicht glauben, daß zwischen beyden Nationen

(*) Cap. XII. XI. VII.

(**) *Poeta Saxo* beym Leibniz. Script. T. I. pag. 153
Tum sub judicibus, quos *Rex imponeret* ipsis,
Legatisque suis permissi legibus vti
Saxones patriis & libertatis honore.

langen konnten. Er hieß also, im Gegensatze und zum Unterschiede dieser (Ingenuus) ein Ein- und Freygebohrner Bürger (*).

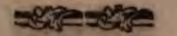
Die teutschen Land-Eigenthümer waren freygebohrne Genossen, Bestandtheile der Nation, den Knechten und dem Gesinde entgegengesezt. Hierinn und in diesen allgemeinen Bestimmungen kamen sie also vollkommen mit den römischen Ingenuis überein: darum giebt ihnen auch Tacitus diesen römischen Namen, und redet von diesen eigentlich durch das ganze Buch. Denn der andere Theil der Bevölkerung gehörte eigentlich nicht zur Nation: und zum offenbaren Unterschiede redet auch der Geschichtschreiber von diesem in einem besondern Abschnitte (**), und sezt ihm überall die teutschen Ingenuos, die Land-Eigenthümer, entgegen (***).

Aber

(*) INGENVVS *Proprie Natiuus* et *opponitur* manu factis *vt*, ingenuos fontes — s. Gesner in seinem Thesaur. L. L. Weil aber der Bürger zugleich dem Knechte entgegengesezt war, so kam das Wort Ingenuus zugleich in die Verwandtschaft mit dem Begriffe der Freyheit, und damit stimmt auch der griechische Sprachgebrauch überein. Denn in dieser Sprache drückten eben dasselbe folgende Wörter aus: ἐλευθεριος, γνητιος, ευγενης.

(**) Cap. XXV.

(***) Cap. XX. XXV. XXXVIII. „Sic Sueuorum *ingenui* a *seruis* separantur.



Aber folgende Umstände in des Geschicht-schreibers Erzählung müssen mich, vornemlich über den besondern charakteristischen Begriff, den ich unter den übrigen Eigenschaften dieser freyen Genossen, dieser teutschen Ingenuorum gegeben habe, rechtfertigen.

Die Freyheit, im Gegensatz der National-Knechtschaft, war also auch eine von den ersten hervorstehenden Eigenschaften des teutschen Ingenuus. Dies bedeutet schon der lateinische Name, das römische Rechts-Wort: und die angeführten Zeugniße setzen es vollends außer Zweifel.

Gleiche Bewandnis hat es mit der andern Eigenschaft, die in der National-Genossenschaft bestand. Tacitus merkt von denen, die nicht (ingenui) Freygebohrne waren, ausdrücklich an, daß sie keinen Werth, keine Bedeutung in der Völkerschaft, in der Nation, gehabt hätten (*). Die Ingenui hingegen hatten sich, seinem Zeugnisse nach, wiewohl in erster Kindheit mit den Kindern der Knechte und des Gesindes in dem väterlichen Hause ohne Unterschied gleich roh erzogen, doch nachhero bey heranwachsendem Alter durch ein ganz verschiedenes Betragen ausgezeichnet, und damit ihren Rang

(*) Cap. XXV. — raro aliquod momentum in domo *nunquam in ciuitate* —

Rang und Stand in der Nation behauptet (*). Die Genossenschaft bestand in der gemeinsamen Vertheidigung des Eigenthums: und außer der öffentlichen Sicherheit hatte sie wohl keinen andern Endzweck. Die jungen Freygebohrnen, als Bestand-Theile der Nation, wurden dahero in einem gewissen Alter auf den gewöhnlichen National-Versammlungen feyerlich und öffentlich bewaffnet, oder, wie man noch zu sagen pflegt, wehrhaft gemacht. Die Feyerlichkeit bestand darinn, daß er mit einem Schwerdt umgürtet und mit einem Schild und Pfriem versehen wurde. Dieß that Einer von den Fürnehmsten der Nation; der Fürsten Einer; der Vater des jungen Genossen; oder einer von den Anverwandten; doch nicht eher, als er mannhaft und tüchtig zu den Waffen, zu der Genossenschaft von denen, die in der Nation am meisten zu sagen hatten, befunden wurde. Von nun an trugen sodann die Freygebohrnen und Genossen überall den Degen zum Zeichen ihrer Freyheit und Genossenschaft; sie beschäftigten und übten sich in den Waffen; unterschieden sich damit von den Knechten und dem Gesinde, das die Gesellschaft ihrer Kinder-Jahre war; behaupteten nunmehr, als Mitglieder der Nation in der Völkerschaft ihren Rang

(*) Cap. XX. *Dominum* ac *Servum* nullis educationis deliciis dignoscas. Inter eadem pecora, in eadem humo degunt, donec *aetas separet ingenuos*, *virtus agnoscat*.

Rang und Stand, und hörten also gewissermaßen auf, ein Theil von dem Namen- Stand- und Ehr-losen Troße der Familie und ihres Hauses zu seyn (*).

Der Stand der Freyheit und die Genossenschaft war dem Ingenuus angebohren. Er war ein freygebohrner Genoße. Denn er war es, gleich dem römischen Ingenuus, schon als Kind und Knabe; schon da er mit den Buben der Knechte spielte, und im Hause unter dem Gesinde herumlief. Die Wehrhaftmachung war eine Feyerlichkeit, wodurch er nicht erst seinen Rang und Stand erhielt, sondern vielmehr blos zum Genuße seiner angebohrnen Rechte in die National-Versammlung so zu sagen eingeführt wurde.

Dieser Umstand wird durch den folgenden erläutert und bestätiget.

Man denke sich den teutschen Ingenuus zugleich als den gebornen Land-Eigenthümer und Guths-

(*) Cap. XIII. Nihil autem, neque publicae neque priuatae rei, nisi *armati* agunt. Sed arma sumere *non ante cuiquam moris, quam ciuitas* suffecturum probauerit. Tum in ipso Concilio vel Principum aliquis, vel Pater vel Propinquus, scuto frameaque iuuenem ornant. Haec apud illos Toga, hic primus iuuentae honos: *ante hoc domus pars* videntur, mox *Reipublicae*.

Guths-Herrn, welchen Tacitus auch darunter verstanden haben muß; denn er giebt dem Land-Eigenthümer, nach dem eigentlichen Sprachgebrauch der freyen Römer, welche, auser dem Verhältniße des Eigenthümers zu seinem Eigenthume, weder Herrn noch Herrschaft erkannten, in seinem häuslichen Verhältniße gegen das Gesinde, die Knechte und Bauern auf seinen Güthern, den Namen eines Herrn (*) (Dominus) und eben so nennt er auch den jungen Ingenuus, ehe er noch seinen angebohrnen Stand und Rang in der Nation behauptete und geltend machte (**). Ohne das Erbrecht zum Eigenthume, welches in dem alten Germanien blos aus Ländereyen und Vieh hat bestehen können, ist mir der junge Ingenuus unter diesem Namen (als Dominus) unbegreiflich und unerklärbar.

Ueberhaupt aber, ohne die aufgestellte Hypothese, wornach unter den Ingenuis, Land-Eigenthümer, und unter den andern, die zum Stande der Knechtschaft gehörten, Unbegüterte verstanden werden, scheint mir eine andere dunkle und doch wichtig scheinende Stelle im Tacitus eben so unerklärbar zu seyn.

In

(*) Cap. XXV.

(**) Cap. XX. *Dominum* ac *Servum* nullis educationis deliciis dignoscas, donec *aetas* separet *ingenuos*, virtus agnoscat.

Jn dem besondern Abschnitte von dem Theile der Bevölkerung, so nicht eigentlich zur Nation gehörte, und mit dessen etwas genauerer Untersuchung und Bestimmung ich meine Leser in dem Folgenden zu unterhalten gedenke, erzählt der römische Geschichtschreiber, daß „auch die Teut„schen ihre Servos Libertos und Libertinos, „doch nach einer andern Weise, hätten; daß „die teutschen Liberti nicht viel mehr als ihre „Servi (Knechte) bedeuteten; und zwar des„wegen, weil sie eben so wenig, als diese leztere, „einen eigentlichen Rang und Stand in der „Nation hätten; daß aber davon diejenigen „Völkerschaften auszunehmen wären, die nicht „mehr einzig und allein aus Land-Eigenthü„mern bestehende freye Genossenschaften, son„dern beschloßene, der Herrschaft würklicher „Erb-Könige unterworfene Staaten formirten. „Denn unter dergleichen Völkerschaften, fährt „er fort, schwüngen sich oft blose *Liberti* „(Unbegüterte) über *Ingenuos* und selbst „über die *Nobiles* (frey- und edelgebohrne „Land-Eigenthümer) empor, und behaupteten „in der Nation einen höhern Rang und „Stand (*).“

(*) Cap. XXV. *Liberti* non multum *supra Servos* sunt: raro aliquod momentum in domo, nunquam in civitate, exceptis duntaxat iis gentibus, quae regnantur. Ibi enim et super *ingenuos* et *super nobiles* adscendunt.

Ich dächte, in einem aufgeklärten Zeit-Alter, unter einer verfeinerten Nation, sollte Männern von vorzüglichen Talenten, edlen Gesinnungen und wahren Verdiensten, die sie sich um den Staat, um die Gesellschaft, um die ganze Menschheit zu erwerben suchten und würklich erwürben, von jedem weißen Regenten ein vorzüglicher Rang und Stand in der Nation angewiesen werden. Womit anders, als mit öffentlichen Zeugnißen dieser Art kann der Regent, der Staat und die Gesellschaft solche Männer für ihre Aufopferung würdig belohnen?

Gesezt auch, und gemeiniglich trift es ziemlich natürlicherweise zu, daß dergleichen Männer von Verdiensten, von Geburt her und vom Glücke, unbegütert, nackend und blos gelassen wären: so dünkt mich doch, daß man in ihnen, im Verhältniß gegen die bloßen Land-Eigenthümer und begüterten Bürger einen gleichgeltenden Ersatz und noch etwas mehr, einen wahren Ueberschuß an National-Werth hätte, der den Regenten berechtigen dürfte, sie dem Range und Stande nach über jene hinaufzusetzen.

Eines solchen Bürgers persönliches Verdienst, vom Regenten, der Vater seines Volks ist, gegen manchen Land-Eigenthümer mit seinem ganzen Reichthume abgewogen, möchte wohl oft in solchem Maase das Uebergewicht

halten,

halten, daß dieser kaum mehr verdienete, in vorzügliche Betrachtung gezogen zu werden.

Aber in einem rohen Zeit-Alter, unter einer unkultivierten Nation, wie in dem alten Germanien der Fall war, wo es blos auf die öffentliche Sicherheit und die gemeinschaftliche Vertheidigung des gesammten Eigenthums in der Nation, und nicht auf die Beförderung der gemeinen Wohlfahrt, auf die Veredlung und Vervollkommung der Menschheit und Gesellschaft ankam; da mag das Recht des Regenten, den National-Werth des Eigenthümers herabzuwürdigen, und ihm unter den Unbegüterten seinen Rang anzuweisen, ziemlich widersprechend, ungegründet, oder doch wenigstens verdächtig seyn.

Inzwischen geschah' es doch: und die damaligen teutschen Könige mögen sich am allerwenigsten darum bekümmert haben, ob dasjenige, was sie thaten, Recht oder Unrecht wäre.

Auch **Despoten** und **Unterdrücker** ihres Volks, in jedem Zeit-Alter, führen das ehrwürdige Wort **Verdienst** und **Patriotismus** in ihrem ungeweihten Munde. Auch unter ihnen giebt es Verdienste, um die man buhlen kann; und gemeiniglich lassen sie ihre Kreaturen, die ihnen patriotisch fröhnen, weit weniger unbelohnt, als es die wenigen Edel- und Redlichgesinnten im Lande sind, die rastlos dem Tem-

 pel



pel der wahren Ehre und des wahren Verdienstes zueilen.

Selbst unter den ehmaligen Königen in dem rohen Germanien gab es Verdienste und belohnte Patrioten dieser Art.

Tacitus erzählt zwar manches von den teutschen Königen und von den teutschen Völkerschaften, die Könige hatten, mit Umständen, die Einschränkungen von allen Seiten vermuthen lassen; oder mit dem ausdrücklichen Zeugniße, daß jener ihr Ansehen und königliche Gewalt dieser ihrer National-Freyheit irgend keinen Abbruch gethan hätte (*).

Aber dagegen erzählt er wiederum von teutschen Königen, deren Macht und Gewalt, wie es bey rohen Despoten, die sich einmal einer Nation bemächtiget haben, zu geschehen pflegt, durchaus keine Grenzen hatte (**). Er erzählt von Völkerschaften, die von ihren Königen ganz entwafnet, aller ihrer National-Freyheit und

(*) Cap. VII. Nec Regibus infinita aut libera potestas. Cap. XLIII. Trans Lygios Gothones regnantur, „*paulo* iam *adductius* quam „ceterae Germanorum gentes: nondum ta- „men *supra Libertatem.*"

(**) Cap. XLV. Est apud (Suiones) et *Opibus* honos, *eo*que vnus *imperitat*, *nullis jam exceptionibus*, *non precario jure parendi.*

und Ehre beraubt, und bey denen der Stand der Frey- und Edelgebohrnen so tief herabgewürdiget worden war, daß derjenige Mann, dem der König die Waffen der Nation zur Verwahrung übergeben hatte, zur Zeit der freyen Genossenschaft, nichts weiter als ein verachteter Knecht irgend eines Land-Eigenthümers gewesen seyn mochte (*).

Die Verfaßung der altteutschen freyen Genoßenschaften mußte vorher gänzlich gesprengt seyn, ehe an eine königliche Gewalt von dieser Art und in diesem Zeit-Alter zu denken war; und dergleichen rohe Despoten und kühne Unterdrücker ihrer Genoßenschaften konnten keinen andern Endzweck ihrer angemaßten königlichen Gewalt haben, als sich auf Unkosten der übrigen Land-Eigenthümer zu bereichern.

Ihr Intereße also war, die Macht ihrer übrigen Genoßen, die in Land-Eigenthum bestand, zu schwächen; deren ihre Rechte und Vorzüge zu untergraben und blos zu stellen; das ganze auf Eigenthum und Freyheit aufgeführte National-

 System

(*) Cap. XLV. Nec *arma*, vt apud ceteros Germanos, in promiscuo, sed *clausa sub custode*, et quidem *Seruo:* quia subitos hostium incursus prohibet Oceanus; *otiosae* porro *armatorum manus* facile lasciviunt. Enim vero „neque *nobilem*, neque *ingenuum* ne *libertinum* „quidem armis praeponere, Regia vtilitas est."

System nieder zu reißen; die bisherigen Begriffe von Ehre, Ruhm und Verdiensten umzustimmen, und ihr unedles und eigennützige Intereße nunmehr zum National-Intereße aufzustellen.

Wer ihnen seinen Arm darbot, zur Bedruckung der frey- und edelgebohrnen Eigenthümer und Unterdruckung ihrer freyen Völkerschaft; der war auf dem Wege, sich durch Verdienste und persönliche Eigenschaften emporzuschwingen. Die Begüterten hatten eben so viel Ursach, gegen dergleichen Könige als ihre Feinde, die auf ihren Untergang losgiengen, sich zu verschanzen und zur Wehre zu setzen, als dagegen die Unbegüterten hatten, sich unter deren ihre Fahnen zu versammlen, und ihnen, als ihren Befreyern, Treue und Eifer zu schwören.

So stelle ich mir den Fall in der angeführten Stelle des Tacitus vor, und denn ist mir begreiflich, wie und warum Leute, die unter freyen Völkerschaften gar keinen Rang und Stand hatten, über die Frey- und Edelgebohrnen sich gerade da emporschwingen konnten, wo die Nation unter königlicher Gewalt beschlossen war (*).

Aber

(*) Auch in den folgenden Zeiten, unter den merovingischen Königen, wiewohl die altteutsche National-Verfassung damals schon so ziemlich umge-

Aber diese mir ziemlich natürlich scheinende Erklärung davon, beruht vornemlich auf der Hypothese vom Land-Eigenthum, dessen Besitzer, meiner Meynung nach, unter den teutschen

umgeschmolzen war; fehlte es nicht an Beyspielen solcher Günstlinge, die sich über die frey- und edelgebohrnen Land-Eigenthümer emporschwungen; und die Art ihrer persönlichen Verdienste kann eine ähnliche Erfahrung aus dem Zeitalter des Tacitus erläutern. Gregorius von Tours erzählt in dem VII B. 15 Cap. seiner Fränkischen Geschichte von der Königin Fredegund, daß sie einen Richter und Beamten bey sich gehabt, der ihr schon bey Lebzeiten des Königs zu viel Bösem geholfen; der nebst einem königlichen Statthalter viele freygebohrne Land-Eigenthümer zu der Schmach einer Auflage und jährlichen Abgabe von ihrem sonst freygenossenen Eigenthume gezwungen; hingegen aber nach des Königs Tode den verdienten Lohn seiner Gewaltthätigkeiten von ihnen empfangen habe. Habebat tum temporis secum Audonem *Iudicem*, qui ei tempore Regis in multis consenserat malis. Ipse enim cum Mummulo, *Praefecto*, multos de Francis, *qui* tempore Childeberti Regis Senioris *ingenui fuerant, publico tributo subegit.* Qui post mortem Regis ab ipsis spoliatus ac denudatus est, vt nihil ei, praeter quod super se auferre potuit, remaneret. Domos enim eius incendio subdiderunt. Abstulissent vtique et ipsam vitam, ni cum Regina Ecclesiam expetiisset. Der Besitzer also eines Eigenthums, der niemand davon etwas abzugeben verpflichtet war, wurde noch damalen für einen Ingenuus gehalten.

trachtet, dürften gewesen seyn, befand sich doch nicht in diesem Falle, noch verdiente er diesen Vorwurf. Das alte Germanien war roh, und seine Völkerschaften formirten keine eigentliche Systeme von bürgerlichem Regiment und deßen Ordnung. Sie waren weder monarchisch noch republikanisch geformt, sondern — nichts weiter als freye unbeschloßene National-Genoßenschaften, die aus freygebohrnen Land-Eigenthümern bestanden. Oeffentliche Sicherheit und gemeinsame Vertheidigung des Laudes, dies war der einzige Gegenstand ihrer Völkerschaft.

Wenn also gleich der altteutsche Adel einzig und allein aus den reichsten Land-Eigenthümern bestand, in ihren Familien erblich, und also das unverdiente Loos des zufälligen Glücks war: so kann man doch nicht sagen, daß er darum weniger dem eigentlichen Begrif des Adels entsprochen hätte, oder der Verfaßung der Nation und ihres Zeit-Alters nicht angemeßen gewesen wäre.

Die vornehmste National-Tugend, davon ein vorzügliches Maas, das ein Genoße besaß, den edlen Mann charakterisirte, war Vermögen und Eifer in Vertheidigung des Vaterlands. Hierzu bedurfte es keiner besondern Sorgfalt in der Erziehung; keiner vorzüglichen Talente des Geistes und Herzens. Ein ansehnliches Land-Eigenthum machte das National-Intereße in einem vorzüglichen Grade zum Indivi-

dual-Intereße des reichbegüterten Genoßen. Bey dem Ueberfluße, worinn er lebte, war er müßig, und in seinem Müßiggange konnte er sich unmöglich mit etwas anders, als mit Waffen beschäftigen, und dadurch ward der Adel zugleich der kriegerischste Theil der Nation. Dies ist also die angemessene Eigenschaft, worinn er vor dem übrigen Rest der gemeinen Genoßen, der zugleich mit der häuslichen Wirthschaft beschäftiget war, an National-Güte und Vollkommenheit am meisten hervorstechen mußte, und mit allem Recht der **Kern und Ausbund der Nation** genannt zu werden verdiente.

So erkläre ich mir den Ursprung und die eigentliche Verfaßung des altteutschen Adels, der also aus den **reichsten Land Eigenthümern** bestand, und wohl nicht leicht aus einer andern Gattung von Genoßen bestehen konnte.

Es hat Leute, und noch dazu Gelehrte gegeben, die sich und andere bereden wollten, daß in dem alten Germanien, **Adel** nichts weniger als einen besondern erblichen, vorzüglichen, über die Klaße der gemeinen Genoßen und Freygebohrnen erhabenen **Stand**, sondern blos persönliche Ehre und Ruhm bedeutet habe.

Allein, wenn auch diese Hypothese der Verfaßung aller übrigen nördlich gelegenen verwandten Völkerschaften nicht widerspräche, so sehe ich doch nicht, wie sie mit allen übrigen

Umständen in der Erzählung des Tacitus von dem Adel der Germanier bestehen kann.

Es muß unter ihnen **Edelgebohrne** so gut als **Freygebohrne** gegeben haben; und da der altteutsche Adel für keine **Ueberbleibsel** aus der vorhergehenden Verfaßung, die doch nichts weiter als ein Stand der **Wildheit** hätte seyn können, gehalten werden kann: so muß sein Ursprung und Wesen aus der damaligen **Barbarey** unmittelbar **herzuleiten** seyn. Man nenne mir aber, außer den **reichsten Land-Eigenthümern**, eine andere mögliche Gattung von Genossen, und außer jener ihren **hervorstechenden National-Eigenschaften**, eine andere mögliche Art von National-Güte und Vollkommenheit, die ein ander System von Adel in dem alten Germanien hätte hervorbringen können? Doch vielleicht macht Tacitus mit seiner Erzählung von den würklichen Umständen davon alles weitläufige Demonstriren von demjenigen, was hierinn möglich und unmöglich gewesen seyn dürfte, überflüßig.

Die alten Germanier hatten auch ihre **Helden**; ihre rühmliche Thaten, deren Andenken dergleichen Patrioten und verdienstvolle Männer unter ihnen unvergeßlich machten. Aber Tacitus unterscheidet sie gar sehr von dem eigentlichen Adel, und bedient sich bey deren Erwähnung ganz anderer Worte (*).

Beyde

(*) Cap. XXVII. erzählt er, daß dergleichen berühmten Männern nach ihrem Tode vorzügliche

Beyde Stände, der Freygebohrnen sowohl als der Edelgebohrnen, hatten also ihre berühmte Männer unter sich aufzuweisen.

liche Ehre angethan, und ihre Leichenbegängnisse mit besonderer Feyerlichkeit gehalten worden wären. „Funerum nulla ambitio. Id solum obseruatur, vt corpora *clarorum* virorum *certis lignis* crementur.

Cap. XIV. merkt er von dem jungen Adel an, daß er vorzüglich sich durch Kriegsdienste bey auswärtigen Nationen bestrebt habe, Ruhm und Ehre bey ihren Zeitgenossen sich erst zu erwerben. „plerique nobilium adolescentium petunt vltro eas nationes, quae tum bellum aliquod gerunt: quia — facilius inter aucipitia clarescunt —

Cap. XIII beschreibt er noch eine andere Gattung von Ruhm und Ehre, die unter den Germaniern üblich war; aber er sezt sie in ganz etwas anders, als in den Adel: wiewohl dieser vornemlich, wie wir in dem Folgenden zeigen werden, sich darinn mag hervorgethan haben; und vermittelst seiner vielen Einkünfte und seines Ueberflusses eine Anzahl Truppen oder junge Kriegsleute in seinem Dienst, zum Staat' in Friedenszeiten und zur Wehre im Krieg, mag unterhalten haben. „haec dignitas hae vires, magno semper electorum iuuenum globo circumdari, *in pace decus*, *in bello praesidium*. Nec solum in sua gente cuique, sed apud finitimas quoque ciuitates *id nomen*, *ea gloria* est, si *numero ac virtute* comitatus emineat.

Wir lesen bey dem Tacitus von Freygebohrnen, daß sie in gewissen Fällen mit ihren persönlichen Verdiensten oft so viel vermocht, als der Adel mit seinem vornehmen Stand, und in der National-Versammlung damit eben so viel Aufmerksamkeit und Achtung auf sich gezogen hätten (*).

Ansehnlicher Adel oder das Andenken verdienst- und ruhmvoller Vorfahren brachten oft junge uud hofnungsvolle Leute zur Würde eines Fürsten und Anführers in der Nation (**).

Ihre Könige nahmen die alten Teutschen aus dem Adel. Aber zu Fürsten und Anführer der Nation wurden je die Tapfersten und Berühmtesten genommen (***).

Kinder und Jünglinge, und noch vielweniger Mädchen sind im Stande, sich in den Rang und

(*) In der National-Versammlung, sagt er Cap. XI, findet desjenigen Vorschlag und Stimme Gehör, dem ein ehrwürdiges Alter, oder ansehnlicher Adel, oder vorzüglicher Kriegsruhm, oder seine Beredsamkeit Ansehen giebt. „mox *Rex* vel *Princeps*, prout *aetas* cuique, prout *nobilitas*, prout *decus bellorum*, prout *facundia* est, audiuntur.„

(**) Insignis nobilitas *aut* magna patrum merita Principis dignationem etiam adolescentulis assignant. „

(***) Cap. VII. „*Reges* ex *nobilitate*, *Duces* ex *virtute* sumuntur.„

und Stand des Adels zu schwingen, wo er nicht durch Geburt ererbt wird, sondern durch Verdienste erworben werden muß. Der Adel muß also schon vormals in Teutschland erblich gewesen seyn. Denn Tacitus erzählt von edlen Mädchen und Jünglingen, die eben darum vor den Kindern der gemeinen Genossen hervorstechende Eigenschaften an sich gehabt hätten (*). Jene wurden vorzüglich gern zu Geiseln genommen, weil sie die Kinder der ansehnlichsten Familien waren. Diese machten den Krieg zu ihrer vornehmsten Beschäftigung, weil sich reiche Land-Eigenthümer, außer der Jagd, mit nichts anders beschäftigen konnten, das ihrem Stand, und Rang in der Nation angemeßen war.

Die Könige der Markomannen und Quaden, waren aus den edlen **Geschlechten** des **Marbods** und **Tuder's** (**).

Daß also der altteutsche Adel **erblich** gewesen, und **nicht** blos in **persönlichem** Ruhme bestan-

(*) Cap. VIII. Efficacius obligentur animi ciuitatum, quibus inter obsides *puellae* quoque *nobiles* imperantur. Cap. XIV. plerique *nobilium adolescentium* petunt vltro eas nationes, quae tum bellum aliquod gerunt. „

(**) Cap. XLII. Marcomannis Quadisque vsque ad nostram memoriam Reges manserunt ex genere ipsorum; NOBILE *Marobodui* et *Tudri* GENVS. „

bestanden habe, ist, wie mich dünkt, aus diesen angeführten Umständen ziemlich klar. Man verbinde nun mit diesen Bestimmungen den Werth des Land-Eigenthums überhaupt, in dergleichen Völkerschaften, deren Bestand-Theile nichts anders, als Land-Eigenthümer waren; den vornehmen Müßiggang und die ganze Lebens-Art der Reichen, die sich mit nichts anders als mit dem Kriege und der Jagd beschäftigen konnten, und eben dadurch an National-Tugend hervorstechen mußten; den Begriff vom Adel überhaupt, und besonders, wie er nach den Grundsätzen und der Verfassung des rohen Germaniens gebildet werden mußte: und dann urtheile man, ob es nicht für höchstwahrscheinlich zu halten sey, daß die reichsten Land-Eigenthümer in einem unmittelbaren und dem beträchtlichsten Verhältniße der Nation gestanden, daß ebendieselben ein vörzügliches Maas von National-Güte und Vollkommenheit besessen, und eben darum den Kern der Nation, den National-Adel ausgemacht hätten.

Der Beschluß des Abschnitts folgt.



II. Ver-

Der Adel war es, woraus der Staatsrath mit weisen und einsichtsvollen Patrioten, die Richterstühle mit verständigen Richtern, die Armeen mit klugen und tapfern Befehlshabern besezt wurden. Die öffentlichen Aemter erforderten, wie es unter allen kultivierten Nationen nicht anders seyn kann, Männer, die von ihrem frühesten Alter an durch Erziehung und Fleiß dazu vorbereitet, gebildet und großgezogen werden mußten. Der gemeine Bürger war weder von der Lebens-Art, noch überhaupt im Stande, seinen Kindern dergleichen vornehme und kostbare Erziehung zu geben. Sie blieb dem Adel, den so genannten Patriciern eigen, und auf diese Art war da wiederum der Adel in den Familien gewissermaßen erblich.

Es giebt Zeit-Alter und Nationen, die einen mit vielen Vorrechten begabten Adel haben, und doch steht er mit dem würklichen Systeme der Völkerschaft in keinem unmittelbaren Verhältniße, noch hat er darauf diejenige Beziehung, die er seiner eigentlichen Natur nach haben sollte. In diesem Falle muß man ihn für ein Ueberbleibsel einer der vorhergehenden Verfassungen halten, und das gegenwärtige System hat entweder noch nicht seinen Endzweck erreicht und seine ganze Gestalt erhalten, oder sein ganzer Adel muß Anomalie seyn.

Der altteutsche Adel, so geringhaltig auch seine erforderliche Eigenschaften, moralisch betrachtet,

Wir lesen bey dem Tacitus von Freygebohrnen, daß sie in gewissen Fällen mit ihren persönlichen Verdiensten oft so viel vermocht, als der Adel mit seinem vornehmen Stand, und in der National-Versammlung damit eben so viel Aufmerksamkeit und Achtung auf sich gezogen hätten (*).

Ansehnlicher Adel oder das Andenken verdienst- und ruhmvoller Vorfahren brachten oft junge uud hofnungsvolle Leute zur Würde eines Fürsten und Anführers in der Nation (**).

Ihre Könige nahmen die alten Teutschen aus dem Adel. Aber zu Fürsten und Anführer der Nation wurden je die Tapfersten und Berühmtesten genommen (***).

Kinder und Jünglinge, und noch vielweniger Mädchen sind im Stande, sich in den Rang und

(*) In der National-Versammlung, sagt er Cap. XI, findet desjenigen Vorschlag und Stimme Gehör, dem ein ehrwürdiges Alter, oder ansehnlicher Adel, oder vorzüglicher Kriegsruhm, oder seine Beredsamkeit Ansehen giebt. „mox *Rex* vel *Princeps*, prout *aetas* cuique, prout *nobilitas*, prout *decus bellorum*, prout *facundia* est, audiuntur.„

(**) Insignis nobilitas *aut* magna patrum merita Principis dignationem etiam adolescentulis assignant. „

(***) Cap. VII. „*Reges* ex *nobilitate*, *Duces* ex *virtute* sumuntur.„



Jahr Saat-Land ist, ist im folgenden Brache. Sie suchen durch ihre Arbeit so wenig den Ueberfluß, und die Erweiterung des urbaren Bodens, daß sie nicht einmal Obst-Höfe pflanzen, noch Wiesen umzäunen, und Gärten e) ordentlich anlegen. Sie ziehen nur f) Saaten; daher theilen sie auch das Jahr nicht wie wir. Der Winter, Frühling und Sommer ist ihnen bekannt, und sie haben Nennwörter dafür; aber den Herbst wissen sie nicht zu nennen, und seine Gaben sind ihnen unbekannt. „

III. Ver-

verschiedener Grösse des flachen Innhalts, mit Dorn-Hecken eingefasset, und ein jedes Stück heisset ein Kamp. Diese Kämpe werden jezt 2, 3 oder 4 Jahr nacheinander zu Saat-Land gebraucht, alsdenn sind es eben so viel Jahre Brachen, und dienen dem Vieh zur Weide.

e) Nach römischer Art.

f) Die im Sommer reiffen.



mit Sack und Pack gegen Rom; sonst würden die römischen Provinzen nicht allein, sondern Rom selbst überschwemmet worden seyn. Hätten sie alle zu Felde gelegen; so würden die Sitten und Gebräuche, die Tacitus den Römern erzählt, nicht haben Statt finden können. Ein Theil blieb also stets im Besitz seiner Gegend, und von diesem redet Tacitus. Seine Absicht ist daher nicht, zu sagen, wie sie es mit eroberten Aeckern gehalten haben; sondern, wie sie es im ruhigen Besitz mit ihren Aeckern hielten.

Ich übersetze demnach das 26ste Kapitel also:

„Das a) Acker-Land wird b) umwechselnd gemeinschaftlich bestellt, und dann theilen sie es gleich unter sich, nach ihrem häuslichen c) Ansehen. Diese Theilung wird erleichtert, durch die Zwischen-Räume, (Reine, oder Aufwürffe und Hecken, die sie des Viehes wegen machen) welche die d) Kämpe einfassen. Was ein Jahr

a) Agri pro numero cultorum agrorum

b) per vices: arva per annos mutant etc.

c) dignatio, bestund in einer zahlreichen Familie.

d) Campus, der Kamp: ist ein in der Grafschaft Mark und den umliegenden Gegenden, algemeines Wort, und zeigt ein eingefaßtes Stück Acker-Land an. In den bergigten und waldigten Gegenden der Grafschaft Mark, und angrenzenden Gegenden ist wenigstens alles Acker-Land, nach verschie-

Jahr Saat-Land ist, ist im folgenden Brache. Sie suchen durch ihre Arbeit so wenig den Ueberfluß, und die Erweiterung des urbaren Bodens, daß sie nicht einmal Obst-Höfe pflanzen, noch Wiesen umzäunen, und Gärten e) ordentlich anlegen. Sie ziehen nur f) Saaten; daher theilen sie auch das Jahr nicht wie wir. Der Winter, Frühling und Sommer ist ihnen bekannt, und sie haben Nennwörter dafür; aber den Herbst wissen sie nicht zu nennen, und seine Gaben sind ihnen unbekannt. ,,

III. Ver-

verschiedener Grösse des flachen Innhalts, mit Dorn-Hecken eingefasset, und ein jedes Stück heisset ein Kamp. Diese Kämpe werden jezt 2, 3 oder 4 Jahr nacheinander zu Saat-Land gebraucht, alsdenn sind es eben so viel Jahre Brachen, und dienen dem Vieh zur Weide.

e) Nach römischer Art.

f) Die im Sommer reiffen.



III.

Versuch einer Uebersetzung des Orlando Furioso.

Vorbericht des Herausgebers.

Eine Uebersetzung von Ariosts Orlando Furioso, in achtzeiligen Stanzen, worinn die Vers- und Reimart der italienischen Ottave rime vollkommen beybehalten wird, ist unstreitig eine der verwegensten und mühsamsten Unternehmungen, an die sich ein teutscher Dichter wagen kann; ja, in Ansehung der Armuth unsrer Sprache an Reimen, und des großen Vorzugs, den die Italienische überdies an Geschmeidigkeit vor der unsrigen hat, trage ich kein Bedenken, eine solche Uebersetzung, wenn sie auch dem Ausdruck des Originals getreu bleiben soll, für unmöglich zu erklären.

Gleichwohl hat sich ein junger Dichter gefunden, der mich auf eine sehr unerwartete Art, mit dieser Probe, die ich hier dem Publikum mittheile, überrascht hat. Ich weiß nicht, ob die lebhafte Empfindung der unzähligen Schwierigkeiten, mit welchen er kämpfen mußte, mich vielleicht

vielleicht zu nachsichtig gegen seine Arbeit macht; wiewohl ich (zumal, wenn ich ihn mit seinem Original vergleiche) wünschen möchte, sie weniger unvollkommen zu sehen; so halte ich doch für billig, ihm das, was er geleistet hat, zum Verdienst anzurechnen, und immer für Viel zu halten, daß es ihm noch so gut gelungen ist. Was ich am meisten an seinem Versuche zu loben finde, ist, daß er dem besondern Individual-Charakter der Ariostischen Poesie, oder dem, was ich (nach der Analogie von Yoriks Correggity) die Ariostheit des Ariosts nennen möchte, überhaupt ziemlich nahe gekommen ist, und dadurch einigermaßen ersezt, was ihm an Treue abgeht, und nothwendig abgehen mußte, so bald er sich vornahm, in Ottave rime zu übersetzen. Doch, meine Absicht ist nicht, dem Urtheile der Kenner und Liebhaber vorzugreiffen. Finden diese, daß ich zu günstig von dieser Arbeit denke, so wird es der Uebersetzer bey dem ersten ohnehin noch nicht ausgefeilten Versuche bewenden lassen: wird er hingegen aufgemuntert, so verspricht er mit verdoppelter Anstrengung fortzufahren, so lang ihn der Athem nicht verlassen wird.

Indessen kann ich nicht umhin, zu wünschen, daß er im leztern Falle, der kleinen Eitelkeit, den Orlando in Ottave rime übersezt zu haben, lieber entsagen möchte. Es ist wahr, diese Versart giebt ihm eine Aehnlichkeit mit dem Original, zu deren Wahrnehmung man weiter

nichts als Augen und Ohren braucht; überdies liegt unstreitig eine gewisse Musik in dieser Art zu reimen, die für die Italiener vermuthlich nur darum so viel Reiz hat, weil sie für die Vergnügungen des Ohrs empfindlicher sind, als irgend ein andres Volk. Auch die überwundne Schwierigkeit ist für den Liebhaber der Kunst, wenn alles übrige seine Richtigkeit hat, ein Vergnügen mehr, und folglich allemal ein beträchtlicher Zuwachs am Werth eines großen Gedichtes. Aus allen diesen Gründen würde ich einem Dichter, der uns mit einem Originalwerk im Geschmack Ariosts oder Tasso's beschenken wollte, rathen, es in Ottave rime zu arbeiten. Aber alle diese Gründe sind, wenn die Rede von Uebersetzung eines Ariosto ist, von sehr geringem Gewichte. Der gewisseste Vorzug dieses Dichters ist seine Poesie des Styls, seine poetische Farbengebung, sein Ausdruck. Gehen diese verlohren, so kann uns ein Uebersetzer zwar einen rasenden Roland liefern, aber nicht den vom Ariost, und diesen sollten wir doch haben! Dies würde, wie nur zu sehr zu besorgen ist, der Fall unsers Uebersetzers seyn. Eine flüchtige Vergleichung seiner Stanzen mit dem Original ist hinlänglich, meine Besorgniß zu rechtfertigen. In keiner einzigen haben ihm die dreyfachen Reime gestattet, dem so kunstlosen, aber immer so schönen, warmen und kräftigen Ausdrucke Ariosts getreu zu bleiben. Ich gestehe, daß es mir selbst, und vielleicht jedem anderm, unmöglich

seyn würde, unter der nemlichen Bedingung es besser zu machen, (die Rede ist nicht von dieser oder jener einzelnen Strophe) aber eben dies scheint mir einen unumstößlichen Grund abzugeben, warum der junge Dichter von den ottave rime abstehen soll. Vielleicht wäre die Versart des Neuen Amadis zu einer Uebersetzung Ariosts zugleich die bequemste und angemessenste. Aber demjenigen, der sie für so leicht halten würde, als sie beym ersten Anblick scheint, möcht' ich nicht rathen, sich ihrer zu bedienen. Sie ist vielleicht unter allen möglichen diejenige, die am meisten musikalischen Sinn, und Aufmerksamkeit auf die Gesetze des Poetischen Numerus und der nachahmenden Harmonie erfodert. Wahre Kenner, deren Urtheil weniger in den Verdacht der Partheylichkeit gezogen werden dürfte, als das meinige, mögen dem jungen Dichter rathen, was er thun soll!

Uebrigens habe ich wohl nicht nöthig, von dem innern Werthe des Orlando furioso viel zu sagen, da der teutsche Merkur wenig Leser haben wird, denen nicht wenigstens so viel davon bekannt seyn sollte, daß die Italiener dieses Poetische Ritterbuch allen andern Heldengedichten in ihrer Sprache vorziehen, und auf ihren Ariost, als Original-Genie, wenigstens so stolz sind, als die Engländer auf ihren Shakespear. Bey denjenigen, welche das Original nicht durch sich selbst kennen, und

die das Urtheil der mehrern Stimmen für verdächtig halten, kann die Hochachtung, die ein so großer Geist, als Galileo Galilei für den Orlando furioso hatte, und der unendliche Vorzug, den er ihm vor dem Godofredo des Tasso gab, ein günstiges Vorurtheil erwecken, welches um so weniger betrügen kann, da Galilei nicht bloß ein großer Sternseher, sondern auch ein Mann von Geschmack, ein Kenner aller schönen Künste, und selbst ein geistvoller Autor war. Doch wozu haben wir hier Autoritäten vonnöthen? Alle Welt weiß, daß Ariosts Orlando, es sey daß man ihn als ein Werk des Poetischen Genius, oder blos als unterhaltende Lectüre betrachte, wenig seines gleichen hat. Und wenn auch dies nicht hinlänglich wäre, die Unternehmung einer Uebersetzung desselben dem teutschen Publikum zu empfehlen: so scheint mir der bloße Vortheil, der unsrer Sprache dadurch zugehen würde, schon wichtig genug, um dem Uebersetzer, wenn es ihm gelänge, kein geringes Verdienst um seine Nation einzugestehen.

W.

Der



Der rasende Roland.

Erster Gesang.

1.

Von Heldinnen und Helden will ich dichten,
Von Lieb' und Krieg, von Eintracht und von Streit,
Von frölichen und blutigen Geschichten,
Und manchem Abentheur aus jener Zeit,
Als Agramant, sie alle zu vernichten,
Den Galliern in blinder Wuth gedräut.
Schon fieng er an, in Frankreich einzubrechen,
Den Tod Trojans am Kayser Carl zu rächen.

2.

Zugleich will ich von Roland Dinge sagen,
Die weder Reim noch Prose je gesagt;
Den Amor, aus der Weisheit heitren Tagen,
In Tage voll von Wahnsinn hingejagt.
Wenn anders sie, die mich zu gleichen Klagen
Gezwungen, deren Reiz mein Herz zernagt
Und allen Geist aus meiner Seele raubet,
Mir den Entschluß zu endigen erlaubet.

3. Stolz

3.

Stolz in der Gunst Angelikens zu stehen,
Durch die er längst der Liebe Macht empfand,
Kam Roland izt voll glänzender Trophëen
Aus Indien und aus der Meder Land
Mit ihr zurück zum Fuß der Pyreneen,
Wo weit umher des Kaysers Lager stand.
Er kam, mit ihm die Heyden zu bekriegen,
Und konnte bald sich selber nicht besiegen.

4.

(Die schönste Hofnung sehn wir oft betrogen.)
Angelika, die er so lang geschüzt,
Mit der er fast die ganze Welt durchzogen,
Wird ohne Kampf bey seinen Freunden izt
Vom weisen Carl auf einmal ihm entzogen.
Rinaldens Herz ward auch für sie erhizt,
Und gährte Zwist: Der Kayser, ihm zu steuern,
Gab sie bis nach den Krieg dem Fürst von Bayern.

5.

Und sagte dem sie zu, der unter beyden,
Wenn sie den Feinden nun entgegen ziehn,
Durch Tapferkeit sich würde unterscheiden;
Doch, ach! das Glück fuhr beyden durch den Sinn.



Es floh von Carln hinüber zu den Heyden:
Sie hatten Sieg; die Christen mußten fliehn.
Mit vielen andern war der Fürst gefangen
Von seinem Heer zu'n Feinden übergangen.

6.

Durch weise Furcht geschrekt, der Mohren Beute
Zu werden, saß indeß Angelika,
Der schon ihr Herz des Krieges Ausgang dräute,
Auf ihrem Roß in banger Ahndung da;
Und stieß ihm nun die Sporen in die Seite.
Schon flog sie hin durch einen Wald, und sah
Im engen Schatten-Weg, den sie genommen,
Ihr einen Paladin entgegen kommen.

7.

Er lief zu Fuß, den Panzer um den Rücken,
Mit Degen, Helm und Schild in leichterm Schritt
Den Wald hindurch, als nach verübten Tücken
Ein Dieb, halbnakt, im rothen Mantel flieht.
Die Hirtin kann den Fuß nicht schneller zücken,
Wenn sie den Kamm von einer Schlange sieht;
Als izt Angelika den Zügel wandte,
Da sie den Ritter sah, und ihn erkannte.

8.

Es war Rinald, des Ritterordens Zierde,
Der Sohn Amons und Herr von Montalban,
Der überall nach seinem Rosse spürte,
Das seiner Hand von ohngefehr entrann.
Kaum daß der Pfad die Schöne näher führte,
So fieng sein Herz ihm schon zu pochen an;
So sah er schon die himmlische Gebehrde,
Wovon sein wundes Herz indessen schwährte.

9.

Die Schöne rennt mit freygelaßnem Zügel
Auf gutes Glück dahin ins weite Feld,
Als hätt' ihr Roß des Hypogryphen Flügel;
Sinnlos und bleich, von banger Angst entseelt,
Bemerkt sie nicht, ob über schröffe Hügel,
Ob es den Weg durch dichte Sträuche wählt.
Sein Lauf durchmaß schon manche Meilenweite,
Als es zulezt vor einem Wasser scheute.

10.

Hier stand von Durst und Müde hergezogen,
Der Ritter Ferrau voll Schweis am Strand
Zur kühlen Fluth gekrümmt hinabgebogen;
Es hatte, daß er noch in dieser Stellung stand,

Ihn



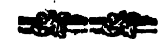
Ihn der Verlust von seinem Helm bewogen,
Den er, von Durstbegier zu sehr entbrannt,
Entfallen ließ, daß ihn der Bach versteckte,
Und seinem Blick noch immer nicht entdeckte.

11.

Angelika hatt' ihn kaum wahrgenommen,
Als sie nach ihm aus voller Kehle schrie,
Er soll verfolgter Treu zu Hülfe kommen:
Schnell sprang er auf, und sah, und kannte sie:
Auch er war einst von ihrem Reiz entglommen;
Sein ahndend Herz entdeckt ihm ohne Müh,
Obschon die Angst und Furcht mit bangen Schatten
Ihr holdes Angesicht verdunkelt hatten.

12.

So kühn, als ob ihm tausend Helme schützen,
Faßt' er sein Schwerdt, und sah Rinalden nahn,
Und nun begann ein Kampf sich zu erhitzen,
Als tönete der Ambos des Vulkan:
Schlag schallt auf Schlag; die regen Schwerder blitzen;
Die Ritter fiengen kaum zu streiten an,
So hatte schnell die Schöne sich entzogen,
Und war schon weit durch Thal und Hain geflogen.



13.

Zulezt ermüdeten die beyden Krieger,
Nur noch vom Wahn, des andern Fall zu sehn,
Belebt; umsonst, es wurde keiner Sieger:
Sie wußten beyde gleich mit Waffen umzugehn.
Der Paladin Rinald war endlich klüger,
Und sprach zuerst zum tapfern Saracen,
Als der, in dem ein Feuer sich entzündet,
Das Ausgang sucht, und keinen Ausgang findet:

14.

So sage mir, was deine Rache schnaubet?
Dem Ansehn nach verlieren beyde hier.
Hat dir Angelika das Herz geraubet,
Was kämpfet, sprich, dein Arm mit mir?
Hätt' er, was deine Wuth umsonst geglaubet,
Mich hingestreckt, wer giebt dir Sie dafür?
Um Eine Beute sind wir uns in Haaren,
Und lassen sie unachtsam selber fahren.

15.

Sie floh seitdem. Viel weiser wär, indessen
Der Schöne Spur unweilend nachzugehn,
Und erst alsdann von neuem uns zu messen,
So bald wir sie in unsern Armen sehn.

Sein Rath gefiel; die Rache war vergessen,
So sehr, daß izt der tapfre Saracen
Zu sich aufs Pferd Rinalden aufgehaben;
Und beyde nun nach Einer Schöne traben.

16.

Religion und Eifersucht entzweyten
Das hier so nah vereinte Ritter-Paar;
Sie fühlten nichts als Schmerz, der noch vom Streiten
An ihrem Leib zurückgeblieben war:
(O Edelmuth der alten Ritter-Zeiten!)
Doch fürchtete sich keiner vor Gefahr.
Sie ritten fort in Wäldern und in Flüssen,
Bis sie zulezt auf einen Scheidweg stiessen.

17.

Wer aber sagt uns hier nun, riefen beyde,
Wohin Angelika geflüchtet sey?
Auf jedem Pfad scheint sonder Unterscheide
Die leichte Spur von Pferdehufen neu.
Rinald gieng endlich hier; dort ritt der Heyde,
Und sah' sich bald durch eine Wüsteney
Baarhäuptig (*) an den Ort zurück geritten,
Wo ihm sein Helm in Bach hinab geglitten.

18. Er

(*) Ein Wort, das von unsern ältern Schriftstellern gebraucht worden ist, und noch eben so gut, als das Wort baarfüßig gebraucht werden kann. d. Uebers.



18.

Er mußte nun die Hofnung ganz verlieren;
Die Schöne auszuspähn, und stieg an Strand,
Um seinem Helm noch einmal nachzuspühren.
Er fieng izt an mit einem Ast den Sand
Am Bach hinab sorgfältig aufzurühren;
Und plötzlich sah er eine droh'nde Hand,
Und einen Ritter nun biß an die Lenden
Grimmvoll nach ihm sich aus dem Wasser wenden.

19.

Bewaffnet, nur die Stirne ausgenommen;
In seiner Hand ein Helm, uud eben der,
Um welchen Ferrau hieher gekommen.
Meineidiger, du willst den Helm, sprach er,
Der mir gehört, zurück bekommen?
Wie? denkst du an Argalia nicht mehr,
Vom Stamm Angelikens, den du erschlagen?
Willst du, was da geschah, dich wieder fragen?

20.

Versprachst du nicht der Fluth in wenig Tagen
Hier diesen Helm mit aller meiner Wehr
Anzuvertraun? Was du mir willst versagen,
Bringt meinem Schatten izt ein Zufall her.

Wird

Wird dich dein niedres Herz nicht selber plagen,
So fürchte nichts von meiner Wiederkehr.
Doch soll ein solcher Ritterhelm dich schmücken,
So such' ihn nun mit Ruhm und nicht mit Tücken.

21.

Such' ihn beym Roland oder bey Rinalden;
Den trug Almont, den andern trug Mambrin.
Von diesen zween such' einen zu erhalten.
Den hier, wovon ich Eigenthümer bin,
Werd' ich mit allem Recht für mich behalten;
Du, sorge dir für rühmlichern Gewinn.
Am besten wirst du thun, dich nur zu fassen,
Und ohne Streit mir ihn zu überlassen.

22.

Als Ferrau sich aus der Fluth erheben,
Den blaßen Schatten sah', entsank sein Muth;
Die Zunge blieb an seinem Gaumen kleben.
Des Meineids frecher Vorwurf trieb vor Wuth
Sein staubicht Haar bergan empor zu streben,
Und fesselte sein starrgewordnes Blut.
Weil er zudem sein Unrecht selbst empfunden,
So blieb sein stummer Mund wie zugebunden.



23.

Die Schaam zerriß ihn; er begann zu schwören,
Zu schwören bey Laufusens (*) grauem Haupt,
Nie einen Helm zu tragen, bis mit Ehren
Rolanden er den seinigen geraubt;
Und mußte schaamvoll nun zurücke kehren.
Schon suchet er Rolanden auf, und schnaubt
Ein ihn verzehrendes unlöschbars Feuer;
Rinald indeß hat andre Abentheuer.

24.

Er war nicht weit im andern Weg gegangen,
So tanzte sein Bajard vor ihm daher.
Komm, rief Rinald, mein sehnliches Verlangen:
Allein er fand zum Unglück kein Gehör.
Das Roß lief fort, als wollt es Straussen fangen;
Schon sieht er es im fernen Staub nicht mehr.
Er folgt ihm nach mit fürchterlichem Fluchen;
Wir aber gehn Angelicken zu suchen.

25. Sie

(*) Laufuse war die Mutter des Ferrau. Ariost richtet sich hier, wie billig, nach der Gewohnheit der Spanier, die bey dem, was ihnen am liebsten ist, zu schwören pflegen.

25.

Sie flieht dahin auf unbetretnen Wegen
In grauser Wälder Nacht; beym kleinsten Ton,
Hört sie nur einen Zweig sich kaum bewegen,
So fährt sie auf, und bebt und zittert schon.
Sie rennt bald dort bald hier in engen Stegen
Mit ihrem Roß, als flöge sie, davon.
Bey jedem Schatten-Bild in Thal und Höhen
Glaubt sie Rinalden schon vor sich zu sehen.

26.

So flieht das kleine Reh, das auf den Auen,
Wo es gebohren war, den Panther sah,
Mit ofnem Schlund und blutgefleckten Klauen
Hertoben sah, und seiner Mutter — ah! —
In Seiten, Brust, und in den Nacken hauen.
Wie bebt es nicht! Wie schüchtern flieht es da!
Es läuft und keucht von Hain in Haine,
Und fürchtet stets, das Ungeheu'r erscheine (*).

27. Sie

(*) Diese Stanze ist eine von denen, welche dem Ariost zu viel rauben, und gänzlich umgearbeitet werden müssen.

W.



27.

Sie floh den Tag, die Nacht, bis in die Mitte
Des andern Tags, und wußte nicht wohin;
Kaum schleppte sich ihr Roß mit mattem Schritte
An einen Plaz voll angenehmen Grün,
Woselbst ein Bach, mit schmeichlerischer Bitte,
Zu sich herab sie einzuladen schien.
Auch lokt' ein Hain mit kühlen Finsternissen,
Und jeder Vogel sang sie zu begrüssen.

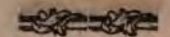
28.

Im Wahn zum wenigsten ein tausend Meilen
Vom Ritter, den sie floh, entfernt zu seyn,
Entschließt sie sich, hier endlich zu verweilen,
Und auszuruhn im holden Schattenhain.
Sie steigt nun ab, ein sanftes Beet von Veilen,
Von frischem Klee und Moose nimmt sie ein.
Ihr Roß läßt sie am Bord sich selbst bewachen,
Wo frische Kräuter ihm entgegen lachen.

29.

Sie sieht ein blühendes Schasmin-Gesträuche,
Und neben ihm sein Bild in klarer Fluth;
Es steht im Schuz von einer alten Eiche;
Gesichert vor der hohen Sonne Gluth.

Von



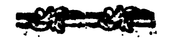
Von innen winkt ihr eine Blumenweiche,
Wo Amor, wie es scheint, im Kühlen ruht.
Er hat rundum der Zweige Nacht geführet,
Daß sich die Sonne selbst darinn verlieret.

30.

Angelika schlüpft in den Strauch, und findet
Ein Lager ihr bereit im schönsten Raum,
Als hätte selbst ihn Amor ausgeründet;
Sie senkt sich hier wie auf den weichsten Pflaum.
Beym kühlen Hauch der leichten Weste, kündet
Ein süsser Schlaf sich an: er naht ihr kaum,
So hört sie ein Getrab, und sieht durchs Gitter
Des dichten Strauchs am Ufer einen Ritter.

31.

Sie starrt und bebt, und kann noch nicht errathen,
Warum er kommen mag, ob Freund, ob Feind?
Sie fühlt die Angst in allen ihren Graden,
Und läßt ihr Herz, das zu zerspringen meynt,
Sich auch nicht eines Seufzerchens entladen.
Der Ritter steht am Bache wie versteint;
Sein Haupt beginnt sich auf die Hand zu senken,
Und scheint so tief als Archimed zu denken.



32.

So bleibt sein Haupt zur Erde nieder hängen
Nach längrer Zeit als einer Stunde schon,
Da sich aus ihm auf einmal Klagen drängen
Mit solchem rührendem und bangem Ton,
Der fähig wär', auch Steine zu zersprengen,
Und Tygerthier' im Wald und auf dem Thron (*)
Zu bändigen; sein Auge gleicht der Quelle,
Vor der er steht; sein Herz der bängsten Hölle.

33.

Gedanke, ruft er aus, der mich verzehret,
Und ohne Rast an meinem Herzen nagt!
Was soll ich thun? Weh mir! Ein andrer leeret
Den Zauberbecher, mir wird jede Lust versagt;
Kaum wurde mir ein Blick, ein Wort gewähret,
Da ungestraft ein andrer alles wagt.
Was bleibst du noch dem Kummer länger offen,
Getäuschtes Herz? du hast nichts mehr zu hoffen.

34. Die

(*) Dies im Wald und auf dem Thron ist ein Geschenk, das der Uebersetzer dem Ariost macht, und wobey Ariost nichts gewinnt. Zum Unglück sind diese Zusätze häufig, und ersetzen uns nicht, was man uns mit der andern Hand nimmt. W.



34.

Die junge Schöne gleicht der Morgenrose,
Des Himmels Lust, der frohen Erde Zier;
Noch blüht sie einsam auf in Florens Schoose:
Aurora lacht, die Weste schmeicheln ihr;
Die Sonne brennt, daß sie ihr liebekose (*);
Der Schäfer und die Hirtin weiden hier.
Die Hirtin wünscht, die Brust damit zu schmücken;
Der Schäfer eilt, sie zärtlich hinzudrücken.

35.

Kaum wird dem mütterlichen Strauch entzogen
Die Rose von des Hirten gier'ger Hand,
So ist auch jeder Reiz von ihr geflogen,
Den erst an ihr noch Erd und Himmel fand.
Ein Jüngling hat den Honig kaum gesogen
Der Blume, die noch mehr als Diamant
Die Schöne zu bewahren hat, so wandern
Auch ihre Reize schon von jedem andern (**).

 36. Und

(*) Ein unleidlicher Vers, wie der Verfasser selbst gefühlt haben muß. W.

(**) Diese Zeile hat gar keinen Sinn — und, bis der Geschmack an der Nonsensicalischen Art zu poetisieren allgemeiner geworden seyn wird, bleibt dies immer noch ein Fehler. W.



36.

Und einem andern soll sie Preis gegeben,
Soll nun für mich, für mich verlohren seyn?
Ich soll, wie kann ich ohne sie noch leben?
Grausames Schicksal! nie gefühlte Pein!
Am leeren Schatten soll ich fürder kleben?
Ein anderer sie ganz besitzen? Nein!
Eh' soll noch heut mein banger Geist verrauchen,
Als ohne sie die Luft noch länger hauchen.

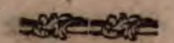
37.

Fragt ihr, wer so gewimmert haben möchte,
So wißt, es war der tapfre Sacripant,
Ein König aus circaßischem Geschlechte,
Der, von dem Pfeil des Liebesgott's entmannt,
Umherirrt, und (was keiner wohl gedächte)
Die Schöne sucht, die aus dem Strauch ihn kannt',
Und izt nicht weiß, wo sie den Athem finde,
Und bebt, als ob ihr Fuß auf Nadeln stünde.

38.

Der Ritter gieng schon lang an ihrer Kette,
Und hatte sich mit Hoffnungen genährt;
Nun folgt er ihr aus Ostens fernem Bette,
Wo er vom täuschenden Gerücht gehört,

Daß



Daß Roland izt ihr Herz bezwungen hätte.
Ihn hielt sie nie der Gegenliebe werth;
Doch hülflos wie sie war von allen Seiten,
Begann ihr Stolz von seiner Höh zu gleiten.

39.

Sie will nun Schutz von Sacripant begehren;
Doch fühlet sie noch Uebermuth genug,
Auch nicht die mind'ste Gunst ihm zu gewähren.
Ein süsser Wahn, ein schmeichlender Verzug
Soll ihn, denkt sie, so lange Zeit bethören,
Als sie noch sein bedarf; dann soll ihr Trug
Im Augenblick den Schleyer wieder neigen,
Und sich ihr Stolz in vor'ger Größe zeigen.

40.

So sehr sie kann, erheitert sie die Mine,
Und tritt, der lachenden Diana gleich,
Die aus dem Wald hervortritt auf die Bühne,
Voll Reiz heraus vom blühenden Gesträuch;
Und spricht beym ersten Blick zum Paladine:
Heil sey dir, Sacripant, und deinem Reich!
Gott, welcher deinen Wahn von mir zerstöre,
Sey nur durch dich der Retter meiner Ehre.

41.

Noch nie hat eine Mutter ihrer Söhne
Geliebtesten so freudig augestarrt,
Um welchen sie indessen manche Thräne
Geweint, weil er im Feld zu lang geharrt,
Und vom Gerücht erwürgt war; als die Schöne
Vom Saracen izt angestaunet ward.
Er naht sich ihr, und wagt es voll Entzücken,
Sein trunknes Herz an ihre Brust zu drücken.

42.

Die Hoffnung, bald mit ihrem Führer wieder
Ihr Reich und Vaterland zu sehn, stimmt izt
Den hohen Ton, den sie sonst führte, nieder.
Sie saget, daß sie Roland nicht besizt,
Und daß er nur großmüthiglich und bieder
Sie oft vor Schmach und vor dem Tod geschüzt;
Auch unbeschädigt sey noch ihre Ehre,
Als ob sie erst dem Ey entkrochen wäre.

43.

Ein Andrer hätte hier viel Grund gefunden
Zu zweifeln, ob dem allen auch so war;
Doch Sacripant, von ihrem Netz umwunden,
Empfieng von ihr die Münze gern für baar.

Wem



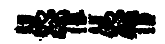
Wem Amor erst die Augen zugebunden,
Dem ist ein Heer von Sonnen unsichtbar.
Was uns das Herz gewonnen und die Sinnen,
Kann nur zu leicht auch den Verstand gewinnen.

44.

Der Ritter hat den Augenblick zu treffen
Aus Blödigkeit und Einfalt nicht gewußt;
Ich denke nicht ihm albern nachzuäffen.
Mit größtem Recht belohnt ihn ihr Verlust;
Ein Thor kömmt ohne Raub aus solchem Treffen,
(Spricht Sacripant für sich in seine Brust.)
Ich möchte mich auf ewig selber hassen,
Hätt' ich solch einen Raub entschlüpfen lassen.

45.

Ich will, ich will die Morgenrose pflücken;
Wer weiß, wie lang der Lenz sie aufbewahrt?
Nichts auf der Welt kann Schöne mehr beglücken,
Ich weiß es, nichts von Freuden andrer Art,
Nichts überwiegt bey ihnen dies Entzücken.
Und wenn sie weder Droh'n noch Bitten spahrt',
Und sollt' ein Strom von Thränen sie beschwemmen,
Nichts soll den Lauf von meinem Glücke hemmen.



46.

So sagte Sacripant, und als zu wagen
Den süßen Ueberfall er schon begann,
Kam ein Getös ihm an das Ohr geschlagen,
Das aus dem Wald schon anfieng ihm zu nahn.
Genöthigt izt dem Angrif zu entsagen,
Den er nach seinem Wahn so klug ersann,
Steckt er nun seinen Helm, ergreift beym Zügel
Sein Roß, und schwingt sich wüthend in die Bügel.

47.

Ein Ritter, seht, kömmt stolz herangezogen:
Ein hoher Busch von weißen Federn wallt
Auf seinem Helm; leicht um ihn hergeflogen
Glänzt ein Gewand in frischer Schneegestalt.
Im Sacripant entstehen wilde Wogen
Von Rache gegen den, der ihn zu bald
In seinem Glück gestört; daß halb erstickt
Von Gram und Wuth er ihm entgegen blicket.

48.

Voll Zuversicht, vom Sattel ihn zu spießen,
Ruft er, so bald er naht, zum Kampf ihn auf;
Doch dieser mißt ihn stolz vom Kopf zun Füßen,
Und von den Füßen bis zum Kopf hinauf.

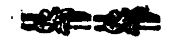
Er schwingt sein Schwerdt, treibt, auf ihn los-
zuschießen,
Sein wiehernd Roß in ungezähmtem Lauf.
Auch kömmt auf ihn sein Gegner losgeschossen,
Daß beyde Kopf auf Kopf zusammenstoßen.

49.

Kein wüthend Paar von Löwen stoßt so wilde
Im Kampfe Stirn' auf Stirn', als diese Zween;
Sie rannten sich zugleich durch ihre Schilde,
Vom Stoß erzitterten die nakten Höh'n,
Erzitterten die blühenden Gefilde;
Lang hörte man das ferne Nachgetön,
Die Panzer mußten noch ihr Herz erretten,
Das beyde sonst sich durchgestoßen hätteu.

50.

Auch stießen sich die Roße gleich den Widdern,
Des Heiden seines fiel gestreckt in Sand;
Im Leben sonst der Wunsch von allen Rittern;
Und auch das andre fiel, doch plötzlich stand
Es wieder auf, als es die Spor'n zu wittern
Begann. Nur das vom Ritter Sacripant,
Den es mit seiner Last fast halb bedecket,
Bleibt unbewegt auf seinen Herrn gestrecket.



51.

Der fremde Held saß immer pfeilgerade,
Und sah' im Sand den andern bey dem Roß;
Doch weil er nun in keinem höhern Grade
Befriediget zu werden sich entschloß,
So ritt er fort auf dem gebahnten Pfade,
Und gab dem Pferd den goldnen Zügel los.
Schon eine Meile hatt' es ihn entführet,
Eh Sacripant sich wieder fühlt und rühret.

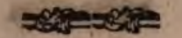
52.

So wie der Hirt da wo, vom Blitz begleitet,
Der laute Donner ihn erst hingestreckt,
Und starr umher die Heerde ausgebreitet,
Betäubt sein Haupt izt wieder aufwärts reckt;
Er sieht, die oft des Wandrers Gang geleitet,
Die Fichte nun zerstückt und abgedeckt:
So hebt sich Sacripant um aufzusteigen,
Und hat dabey Angeliken zum Zeugen.

53.

Er seufzt und ächzt, nicht weil's ihm Schmerzen machte,
Als Arm und Fuß sich in die Höhe ließ;
Es war die Schaam, die nun in ihm erwachte,

Und



Und was dabey vor Wuth ihn fast zerriß,
War daß die Schöne noch ihm Hülfe brachte,
Und selbst von ihm sein Roß herunterstieß.
Er hätte nicht ein Wort mit ihr gesprochen,
Wenn sie ihm nicht den Mund zulezt gebrochen.

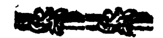
54.

Der Fall, mein Herr, ist euch nicht beyzumessen,
Das Roß, sprach sie, hat Schuld: das müde Thier
War gieriger zu rasten und zu fressen,
Als fertig, zum unzeitigen Turnier.
Dein feiger Gegner, der die Flucht indessen
Ergriff, hat selbst, zum mind'sten dünkt es mir,
Weil er zuerst den Rücken dir gekehret,
Sich als besiegt, zum Sieger dich erkläret.

55.

Indem sie dieses ihn zu trösten sagte,
So sah' sie (er kann noch kein Auge drehn,)
Daß einer kam, der einen Klepper jagte,
Mit einem Horn und Schiebesack versehn.
Er nah'te, sah bekümmert aus und fragte
Ob sie nicht hier, wo eine Spur zu sehn,
Mit weißem Busch und Kleid vorübertraben
Erst einen Paladin gesehen haben?

56. Der



56.

Der Heyde sprach: Vor wenigen Minuten
Kämpft' ich mit ihm, eh' du gekommen bist;
Wer ists, durch den mir alle Glieder bluten?
Durch den mein Roß das Aufstehn hier vergißt?
Ihr werdet es, versezt er, nicht verwuthen,
Und sollt von mir erfahren, wer es ist:
Der Paladin, mit dem ihr euch gemessen,
Ist eine von den reizend'sten Prinzessen.

57.

Auch sey von der, die euch jezt übermannte,
Der Name nicht verhohlen; wißt demnach,
Die Heldin ist die tapfre Bradamante.
Er trieb sein Roß, indem er dieses sprach,
Das den bestaubten Pfad mit ihm durchrannte.
Der Heyde sieht ihm starr und sinnlos nach,
Er glüht am ganzen Leib wie eine Kohle,
Und steht, und weiß nicht wie er sich erhohle.

58.

Je länger er, wodurch er überwunden
Geworden sey, von neuem überdacht,
Und stets den Grund in einem Weib gefunden,
Um desto mehr ward er zur Wuth gebracht.

Er

Er hebt Angeliken, die seine Wunden
So hold beklagt, stillschweigend wie die Nacht
Zu sich aufs Roß; fängt an hinweg zu reiten,
Und schiebt die Schäferstund' auf beßre Zeiten.

59.

Halb war das Holz, wodurch der Weg sie führte,
Zurückgelegt, da ein Getös entstand,
Als ob der ganze Wald zerschmettert würde:
Ein hohes Roß kam izt daher gerannt,
Mit Gold geschmückt und schwer von reicher Zierde.
Es stieß zurück, was es im Wege fand:
Dort flog ein Stein, da bebten halbe Sträuche;
Hier splitterte der Stamm von einer Eiche.

60.

Die Schöne sprach; hier kömmt uns wie gerufen
Bajard, und beut euch seinen Rücken an;
Er steigt herab, allmählich als auf Stufen
Hebt sich sein Muth, dem raschen Thier zu nahn.
Beym ersten Blick zeigt ihm Bajard die Hufen,
So schnell gedreht, als kaum ein Wallfisch kann.
Er sieht darinn so viele Stärke schimmern,
Um Berge vom Metall entzwey zu trümmern.

61.

Nun geht Bajard mit schmeichlerischem Wesen
Und sanftem Tritt hin zur' Angelika.
So kommt ein Hund, der lang entfernt gewesen,
Izt seinem Herrn liebkosend wieder nah.
Man konnte fast in seinen Augen lesen,
Daß er zurück in jene Zeiten sah,
Wo er von ihr manch Leckerbißlein praßte,
Als sie Rinalden liebt' und er sie haßte.

62.

Angelika spielt mit gelinden Schlägen
An seinem Hals und faßt ihn bey dem Zaum;
Bajard liebkost ihr wiederum dagegen.
(So klug als er ist mancher Ritter kaum:)
Er wagt den Kopf an ihren Schoos zu legen,
Gewiegt, so wie es scheint, in süssen Traum;
Und nun macht Sacripant sich sein Entzücken
Zu Nuz', und schwingt sich flugs auf seinen Rücken.

63.

Belustiget von diesem Abentheuer
Dreht sie den holden Blick von ohngefehr,
Und kreischet aus, als käm' ein Ungeheuer:
Rinald kam durch den Wald zu Fuß daher.

Sie

Sie liebt' ihn einst, er floh sie wie den Geyer;
Nun liebt er sie, und sie liebt ihn nicht mehr.
Sie will sich eh dem Tod als ihm ergeben;
Und er, liebt sie mehr als sein eignes Leben.

64.

Zwo Quellen zeugten dies, von denen jede
Das Gegentheil hervor zubringen weiß.
Beynah zusammen sieht Ardenna beede
Entstehn; durch eine wird man glühend heiß
Von Liebe, durch die andre mehr als spröde:
Man fühlt nur Haß, und ist so kalt als Eis.
Dort trank Rinald, und muß von Liebe glühen;
Hier trank Angelika, und muß ihn fliehen.

65.

Das Gift, wovon die eine Quelle sprühet,
Die alles Blut in Haß und Galle kehrt;
Kaum daß Angelika Rinalden siehet,
So dringt es schon nach ihrer Brust und gährt:
Daß ihren Blick die bängste Nacht umziehet,
Und sie voll Angst den Sacripant beschwört,
Nicht einen Augenblick hier zu verziehen,
Und ungesäumt Rinalden zu entfliehen.



66.

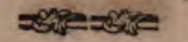
Bin ich kein Mann? Ist also mir (versetzet
Der Saracen) so wenig zuzutraun?
Ist dieser Arm, den ihr so wenig schätzet,
Nicht stark genug, in Trümmer ihn zu haun?
Einst als ich euch in Sicherheit gesetzet,
Gefiel's euch mehr als izt auf mich zu baun.
Habt ihr den Kampf mit Agrikan indessen,
Wo ich allein euch schützte, schon vergessen?

67.

Sie schweigt und hat die Sinne schon verlohren:
Rinald kömmt ihr mit großen Schritten nah;
Der schon dem Saracen den Tod geschworen,
Als er von fern ihn bey Angelika,
Von deren Reiz sein Herz indeß gegohren,
Und ihn zudem auf seinem Roße sah.
Was mit dem stolzen Paar sich zugetragen,
Soll folgender Gesang uns wieder sagen.



IV.



IV.
Miscellanien.

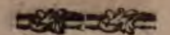
VIII.
Ueber das Schauspiel, Götz von Berlichingen, mit der eisernen Hand.

Ich habe versprochen, das bekannte Schauspiel, Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, gegen einige Vorwürfe, die ihm von dem Recensenten desselben — übrigens einem Mann von Geschmack und philosophischem Geiste, und einem großen Bewunderer des schönen Ungeheuers, wie er es nennt — im IIIten Bande des Teutsch. Merkurs gemacht worden sind, zu rechtfertigen. Und dies ists, was ich izt thun will, wiewohl ich leicht voraussehe, daß manche wunderliche Leute Aergerniß daran nehmen, und mir übel ausdeuten werden, daß ich Gerechtigkeit gegen einen Menschen ausübe, der es, wie sie sich einbilden, nicht um mich verdient hat. Gerechtigkeit braucht niemand von uns zu verdienen, dächte ich, wir sind sie einem jeden schuldig, dem Teufel selbst, wie das Brokardicum sagt. Ein Autor ist darum nicht gleich ein Duns, weil er unbillig oder unartig gegen uns ist; und warum sollte ein böser Mensch (gesezt auch, daß einer, der uns nicht liebt, darum gleich ein böser Mensch seyn müßte) nicht eben sowohl ein gutes Werk schreiben können, als er, wenn er ein Mahler wäre, ein gutes Gemählde machen könnte, ohne um einen Gran weniger ein böser Mensch zu seyn?

Aber, sagt man, es kommt doch so heraus, als ob ihr einen Autor, der euch übel mitgespielt hat, bestechen wolltet, wenn ihr ihn lobt. — Ich muß gestehen, daß mir nie in den Sinn gekommen ist,

daß man so etwas vermuthen könne. Mein ganzes Betragen, seitdem ich mich als Schriftsteller in die Welt gewagt habe, sollte, dächt' ich, mich gegen einen solchen Argwohn schützen — Und wozu hätte ich nöthig, mir durch niederträchtige Mittel Freunde machen zu wollen? Oder, wie sollte ein Mann, der nicht ohne alle Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens ist, sich nur einfallen lassen können, daß jedermann das Beste von ihm denken; daß niemand schief, oder hämisch, oder übereilt, oder partheyisch von ihm urtheilen werde? Freylich wäre zu wünschen, daß die Schriftsteller einander wenigstens mit Anständigkeit behandeln, ihre Talente nicht zu Befriedigung kleiner schlechter Leidenschaften mißbrauchen, und den Stand der Gelehrten nicht durch ihre eigne Bemühungen in den Augen der Weltleute verächtlich machen möchten. Aber wie viele Dinge wären nicht zu wünschen? Wenn Wünsche Pferde wären, wer würde zu Fuß gehen, — sagt ein englisches Sprüchwort.

Ferne sey es also von mir, daß ich den Verfasser des Götz von Berlichingen — der eine eigene Freude daran haben soll, Personal-Satyren auf den Ersten den Besten, der ihm in den Wurf kömmt, zu machen — durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einmal wieder einfallen sollte, in einem Anstoß von Laune sich lustig mit mir zu machen! Ich gönne einem jeden seine Freude, und wiewohl der Muthwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Genien sind wie junge muthige Füllen; das strozt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! denn wenn es,



vt iniquae mentis asellus, die Ohren sinken ließe, und die Lenden schleppte, würde jemals ein Bucephalus oder Brigliador daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus — Da ist kein ander Mittel! Man muß die Herren ein wenig toben lassen; und wer etwan von ungefähr — denn sie meynen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik, und tröste sich damit, daß aus diesen nehmlichen wilden Jünglingen, so fern sie glücklich genug seyn sollten in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können; wiewohl dies freylich dem einen und andern schon mißlungen ist, und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte.

Wer wohl die jungen Autoren, Kunstrichterchen, und gelehrte Polischinellen seyn mögen, denen man durch diese kleine Apologie einige Nachsicht bey dem Publikum gewinnen möchte? — Nur ein wenig Geduld! sie werden sich bald selbst verrathen. Sie werden so laut wiehern, und so ungebehrdig ausschlagen, daß es unmöglich seyn wird, sie zu übersehen. Dies gehört mit zur Natur eines solchen gelehrten *Hinnulus*. Aber es hat nichts zu bedeuten. Mit der Zeit wird sichs schon geben. Man versichert mich, die Männerchen hätten entsetzlich viel Genie, sehr viel Wissenschaft, und das beste Herz von der Welt. — Genie, Wissenschaft, gutes Herz! dies ist just als ob jemand Feuer im Busen trüge, das kann nicht lange verborgen bleiben! Und so wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch sehr gute Freunde werden müssen. Aber zu unserm Götz von Berlichingen!

Immerhin sey dies Schauspiel — das man nicht aufführen kann — bis uns irgend eine wohlthätige Fee *ein eigen* Theater und eigene Schauspieler dazu

herzaubert — immerhin sey es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir viele solche Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht seyn. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen, (wenn er auch nicht sagen konnte, wie und warum) daß ihn nicht leicht eine andre Lectüre (immer nehme ich Emilia Galotti aus) mit solcher Gewalt ergriffen, so stark intereßiert, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Zug bis zum lezten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen, und ans ununterbrochne Anschaun der lebendigen Gemählde, die er, *vt Magus*, vor unsern Augen vorbeyführt, angeheftet habe? — Welche Wunder sollte der Genie, der dies gethan hat, nicht auf unserer Schaubühne würken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte?

Es ist augenscheinlich, daß er in dem Augenblick, da er den Entschluß faßte, aus Götzens von ihm selbst beschriebener Geschichte, ein Schauspiel zu machen, sich vorsezte, alle Regeln des Aristoteles, als Fesseln, mit denen sein noch ungebändigter Genie sich nicht schleppen wollte, von sich zu werfen. Es kann also zu nichts helfen, ihm die Uebertretung dieser Regeln zum Vorwurf zu machen, oder ihm zu zeigen, was für Nachtheile aus dieser Empörung gegen jenen alten Gesetzgeber der Dichter entstehen mußten. Unfehlbar wußte der Verfasser dies alles so gut als wir; aber er wollte nun einmal allen dreyen Einheiten auf den Kopf treten, und er glaubte so viel dadurch zu gewinnen, oder gewann vielmehr würklich so viel dadurch, daß er sich das, was er dabey verlohr, nichts anfechten ließ. Vermuthlich wird die Zeit wohl kommen, da er, durch tiefere Betrachtungen über die Natur der menschlichen Seele, auf die Ueberzeugung geleitet werden wird, daß Aristoteles am Ende doch recht habe, daß seine Regeln sich vielmehr auf Gesetze der Natur,

als auf Willkühr, Convenienz und Beyspiele gründen, und, mit einem Worte, daß sich ein sehr triftiger Grund angeben läßt, warum ein Schauspiel — kein Guckkasten seyn soll.

Die beste Antwort auf alles was man ihm wegen Nichtbeobachtung der Einheiten vorgeworfen hat, ist, daß er bloß ein Drama zum Lesen schreiben wollte. Ihn zu beschuldigen, daß er sich würklich eingebildet habe, sein Drama könnte und sollte auf unsern Schaubühnen aufgeführt werden, würde eben so viel seyn, als ihm, der so viel Genie zeigt, den allgemeinen Menschenverstand abzusprechen.

Aber werden nicht Shakespears regelloseste Stücke noch immer in London aufgeführt? — Ich könnte hierauf antworten, daß Garrik selbst, der größte Verehrer den Shakespear vielleicht jemals gehabt hat, gleichwohl für gut befunden, einigen der vorzüglichsten Stücke seines Lieblings eine weniger wilde Gestalt zu geben. Aber es bedarf dieser Antwort nicht. Die Engländer haben alle mögliche Ursache, auf ihren Shakespear stolz zu seyn, und seine besten Stücke, mit allen ihren Fehlern, Absurditäten und Barbarismen, den regelmäßigsten Stücken der Franzosen und ihrer eignen neuen Dichter vorzuziehen. Indessen gestehen alle Kenner und Leute von Geschmack in England, daß ein Shakespear, der in unsern Tagen, mit gleichen Talenten, regelmäßige Stücke schriebe, wohl daran thun würde; und daß alle Vortheile, welche man durch Verletzung solcher Kunstgesetze, die sich auf die Natur selbst gründen, erhält, nicht verhindern können, daß Fehler nicht Fehler, und Ungereimtheiten nicht Ungereimtheiten seyn sollten.

Sobald ich ein Drama für die Schaubühne schreibe, wird alles was die Illusion hindert, zum Fehler. Schreib' ichs bloß für Leser, so ist die Rede nicht von Illusion; dann ist dem Poeten, eben



herzaubert — immerhin sey es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir viele solche Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht seyn. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen, (wenn er auch nicht sagen konnte, wie und warum) daß ihn nicht leicht eine andre Lectüre (immer nehme ich Emilia Galotti aus) mit solcher Gewalt ergriffen, so stark intereßiert, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Zug bis zum lezten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen, und ans ununterbrochne Anschaun der lebendigen Gemählde, die er, *vt Magus*, vor unsern Augen vorbeyführt, angeheftet habe? — Welche Wunder sollte der Genie, der dies gethan hat, nicht auf unserer Schaubühne würken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte?

Es ist augenscheinlich, daß er in dem Augenblick, da er den Entschluß faßte, aus Götzens von ihm selbst beschriebener Geschichte, ein Schauspiel zu machen, sich vorsezte, alle Regeln des Aristoteles, als Fesseln, mit denen sein noch ungebändigter Genie sich nicht schleppen wollte, von sich zu werfen. Es kann also zu nichts helfen, ihm die Uebertretung dieser Regeln zum Vorwurf zu machen, oder ihm zu zeigen, was für Nachtheile aus dieser Empörung gegen jenen alten Gesetzgeber der Dichter entstehen mußten. Unfehlbar wußte der Verfasser dies alles so gut als wir; aber er wollte nun einmal allen dreyen Einheiten auf den Kopf treten, und er glaubte so viel dadurch zu gewinnen, oder gewann vielmehr würklich so viel dadurch, daß er sich das, was er dabey verlohr, nichts anfechten ließ. Vermuthlich wird die Zeit wohl kommen, da er, durch tiefere Betrachtungen über die Natur der menschlichen Seele, auf die Ueberzeugung geleitet werden wird, daß Aristoteles am Ende doch recht habe, daß seine Regeln sich vielmehr auf Gesetze der Natur,

als



als auf Willkühr, Convenienz und Beyspiele gründen, und, mit einem Worte, daß sich ein sehr triftiger Grund angeben läßt, warum ein Schauspiel — kein Guckkasten seyn soll.

Die beste Antwort auf alles was man ihm wegen Nichtbeobachtung der Einheiten vorgeworfen hat, ist, daß er bloß ein Drama zum Lesen schreiben wollte. Ihn zu beschuldigen, daß er sich würklich eingebildet habe, sein Drama könnte und sollte auf unsern Schaubühnen aufgeführt werden, würde eben so viel seyn, als ihm, der so viel Genie zeigt, den allgemeinen Menschenverstand abzusprechen.

Aber werden nicht Shakespears regelloseste Stücke noch immer in London aufgeführt? — Ich könnte hierauf antworten, daß Garrik selbst, der größte Verehrer den Shakespear vielleicht jemals gehabt hat, gleichwohl für gut befunden, einigen der vorzüglichsten Stücke seines Lieblings eine weniger wilde Gestalt zu geben. Aber es bedarf dieser Antwort nicht. Die Engländer haben alle mögliche Ursache, auf ihren Shakespear stolz zu seyn, und seine besten Stücke, mit allen ihren Fehlern, Absurditäten und Barbarismen, den regelmäsigsten Stücken der Franzosen und ihrer eignen neuen Dichter vorzuziehen. Indessen gestehen alle Kenner und Leute von Geschmack in England, daß ein Shakespear, der in unsern Tagen, mit gleichen Talenten, regelmäßige Stücke schriebe, wohl daran thun würde; und daß alle Vortheile, welche man durch Verletzung solcher Kunstgesetze, die sich auf die Natur selbst gründen, erhält, nicht verhindern können, daß Fehler nicht Fehler, und Ungereimtheiten nicht Ungereimtheiten seyn sollten.

Sobald ich ein Drama für die Schaubühne schreibe, wird alles was die Illusion hindert, zum Fehler. Schreib' ichs bloß für Leser, so ist die Rede nicht von Illusion; dann ist dem Poeten, eben

sowohl als dem Geschichtschreiber, erlaubt, seine Leser von einer Handlung zu einer andern gleichzeitigen, oder von einem Orte zum andern fortzuführen, und, mit gleicher Leichtigkeit Monate und Jahre, oder Gebürge und Meere zu überspringen. Dann ist es bloß darum zu thun, die Leser durch die **Wahrheit** und **Kraft** seiner Gemählde zu begeistern, und dann hängt es bloß von ihm ab, wie viel solcher Gemählde er neben einander, oder in Einer zusammengeordneten Folge vor unsern Augen vorbeyführen, und welche davon er völlig ausmahlen, welche blos skizziren, welche nur gleichsam mit Einem einzigen Zug, wie einen Gedanken, aufs Papier werfen will. Vergebens sagt man einem solchen Dichter: „Der Reichthum eurer Materien und eure erzwung„ne Kürze ist euch hinderlich gewesen, hat euch ge„nöthiget Handlungen nur leicht zu berühren, die „ihr zu den interessantesten Scenen hättet ausmah„len können.„ Dies wollt' ich aber nicht, antwortet der Dichter; und daran müssen wir uns denn wohl ersättigen.

Aber was der Dichter antworten wollte, wenn man ihn fragte: Warum er sein Drama gerade in fünf Acte getheilt habe? — Wenigstens, nicht dem Aristoteles zu gefallen. Er hätte, nach seiner Weise, vier, sechs, sieben, und, wenn es ihm beliebt hätte, siebenmal sieben Acte machen können. Die Chinesischen Schauspieler führen Tragikomödien auf, die oft acht Tage währen, sagt man uns. Warum sollten wir an einem Drama, das nicht zum aufführen bestimmt ist, nicht acht Tage lesen können? Wollte Gott, Götzens Verfasser gäb' uns ein ganzes Jahrhundert in einer Tragikomischen Farce, die im Geiste seines Götzens geschrieben wäre: Möchte sie doch dreyhundert und fünf und sechzig Acte haben!

Die **Recension** sagt: „Der Leser findet höchst„unwahrscheinlich, daß ein Mann wie **Weislingen**,

„der

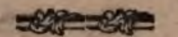
„der ihm nur als ein Hofmann, nicht als ein „durchaus verdorbner Bösewicht gezeigt worden, „daß ein solcher Mann so leicht Tugend, Rechtschaf„fenheit und sich selbst einer jählich entstehenden „Leidenschaft aufopfert — gegen welche der Leser „ihn durch die Freundschaft gegen Götzen und die „Liebe gegen Maria genug gesichert glaubt.“ Wenn der Leser dies glaubt, so hat er den Höfling, Weislingen, nicht recht ins Auge gefaßt, oder kennt die Menschen nicht genug. Weislingens Character scheint mir eins von den grossen Meisterstücken unsers Dichters zu seyn. Gerade so wie ich ihn gleich in den ersten Scenen wo er auftrit kennen lerne, ist er der Mann, dem ich alles zutraue, was er im ganzen Stücke thut. Kein durchausverdorbner Bösewicht; nichts weniger; nur ein weicher, wollüstiger, schwacher Mensch; eine Seele ohne Nerven; gut bey den Guten, aus Neigung; verkehrt bey den Verkehrten, aus Schwäche; gefühlvoll wie alle Wollüstlinge, aber unfähig Widerstand zu thun, wenn ihn ein Fürst, der ihn anlächelt, oder eine schöne, glattzüngige Schlange wie Adelheid, zum Bösen versucht. Das übrige, was ihn auszeichnet, ist blos Verfeinerung dieser Naturanlage — Weltkenntnis, Hofsprache, Geschmeidigkeit; und alles zusammen macht eines von diesen gewöhnlichen Mitteldingen aus, die alles sind, wozu man sie macht; selten Böses thun, als andern zu gefallen; gerne edel und bider wären, wenn die Tugend nur keine Opfer verlangte; in einem Anstoß von Weichherzigkeit die besten Vorsätze fassen, und etliche Wochen später, in der Trunkenheit einer bethörenden Leidenschaft sich zu Werkzeugen der ärgsten Bubenstücke machen lassen. — Dies ist **Weislingen**; und o! wie wimmelts in der Welt von solchen **Zwittern**! daß ein solcher Mann, auf Götzens Schlosse, in Götzens, Elisabeths und Mariens Gesellschaft, die besten Hofnungen von sich giebt, zumal da sich die Tugend

 dem

dem weichlichen Menschen in Gestalt der jungen, vollblühenden Marie zeigt, wundert mich eben so wenig, als daß er zu Bamberg bey lockenden Zureden eines Fürsten, dessen Günstling er war, sich seine gute Vorsätze wieder gereuen läßt, den verführerischen Reizen einer Adelheid unterliegt, und der Hofnung ihres Besitzes alles aufopfert. — Ich mag alle diese Scenen so oft wiederlesen als ich will, mir fällt nicht ein, zu wünschen, daß der Dichter uns „rührende Auftritte vom innerlichen „Kampfe der Liebe zu Adelheit mit Tugend und Ehre„ in dem schaalen Herzen dieses Höflings hätte geben sollen. Dann hätte Weislingen ein andrer Mann seyn müssen! Bey diesem verlohnte sichs der Mühe nicht. Solche Kämpfe sind nur interessant, wenn sie in der Seele eines Mannes vorgehen, der würklich ein Mann von Ehre, und dessen Seele bisher unbefleckt gewesen ist.

Die Recension scheint in dem Vorwurfe, den sie unserm shakespearisierenden Dichter macht, daß er viele höchstinteressante Situationen, sonderlich in den leztern Acten, nicht benützt, hingegen in den ersten sehr entbehrliche, wiewohl an sich sehr interessante Scenen angebracht habe, — aus der Acht zu lassen, daß unser Dichter kein regelmäsiges Drama schreiben wollte, und daß er allem Ansehen nach, zu seinem Schauspiel eben so wenig einen nach Diderots Vorschrift verfaßten Plan, gemacht hat, als Ariost zu seinem Orlando einen Plan nach dem Muster Homers und den Regeln des Aristoteles. Bey seiner Weise gewann er, was er auf einer Seite verlohr, auf der andern wieder, und hatte noch das Verdienst, neu und sonderbar zu seyn, oben drein. Ein jeder urtheilt in Sachen des Geschmacks nach dem seinigen. Die Recension hat vielleicht Recht; aber ich, meines Orts, gäbe weder den ehrlichen **Bruder Martin** — zumal da wir durch ihn Götzen gleich anfangs von seiner schön-

sten



sten Seite kennen lernen, und diese Scene die in den beyden ersten angefangne Exposition, auf eine von dem gemeinen Zuschnitt der Expositionen so meisterlich abgehende Weise, fortsezt — noch die Scene zwischen Maria, Carl und Elisabeth, durch die wir die beyden Damen auf einmal so gut kennen lernen, als ob wir sie gemacht hätten, — ich gäbe, sage ich, keine von diesen Scenen um die beste von denen, welche der Poet hätte machen können und sollen, wenn er gewollt, d. i. wenn er nach einem künstlich angelegten Theatralischen Plane gearbeitet hätte.

Die Recension meynt: die Charaktere der Frauenzimmer wären dem Dichter weniger geglückt, als die männlichen; und auch hierinn, glaube ich, hat sie unrecht. Nichts vom Worte geglückt zu sagen, welches nirgends weniger als auf ein Stück paßt, wo Laune und Genie alles und das Glück gewiß nichts gethan haben — so däucht mich, der größte Meister in weiblichen Charakter-Gemählden, Shakespear selbst, sey nirgends grösser in dieser Art von Mahlerey als unser Dichter in seinen Gemählden von Maria, Elisabeth, und Adelheid. Der Verf. der Recens. sagt das Gegentheil in den stärksten Ausdrücken. „Elisabeth, Götzens Gemahlin, zeigt „sich niemals als eine würdige Gemalin dieses „unglücklichen Helden. Der männliche **Muth**, „den der Verf. zum Hauptzug ihres Charakters ge„macht hat, ist in beleidigende, fast möchten wir sa„gen, dumme **Unempfindlichkeit**, ausgeartet, u. s. „w.„ Es ist wahr, Elisabeth ist keine Schwätzerin; erscheint durchaus als eine ehrliche wenig verfeinerte Hausfrau aus einer Zeit, wo die Frau eines Landedelmanns, gleich dem guten **Weibe Salomons**, vor Tag aufstund, ihr Haus besorgte, ihre Küche selbst bestellte, u. s. w. Aber so wie sie ist, welcher Mann sollte sich keine Frau wie Elisabeth wünschen? Mir hat in dem ganzen Stücke nur

eine Stelle das Herz umgekehrt und Thränen der tiefsten Empfindung aus den Augen gepreßt — und diese ist, in der Scene zu Jarthausen, wo Götz, da es nun mit ihm aufs äusserste gekommen ist, seine Schwester und seinen Freund Sickingen nöthigt sich zu entfernen. Die ganze Scene ist ein Meisterstück von erhabner Einfalt, wahre, ungekünstelte, im höchsten Grade rührende Natur! — **Maria** und **Sickingen** haben sich nun endlich aus Götzens und Elisabeths Armen gerissen. Ich trieb sie, sagt Götz, und da sie geht, möcht' ich sie halten. Elisabeth du bleibst bey mir. „**Bis in den Tod**„ antwortet Elisabeth. — Dies einzige Wort, in der Situation, in dem Augenblicke, wo es gesagt wird, ist unendlichmal mehr als alle die schönen Tiraden, die der beste französische Poet sie hätte herdeclamiren lassen. Es stellt ein Weib vor meine Seele, die des größten Helden würdig ist; ein Weib, die durch dies einzige **bis in den Tod**, so schön und groß als alle Alcesten, Pantheen, Porcien und Arrien der Fabel und der Geschichte in meinen Augen wird. Auch fühlt' es Götz, was ein solches Weib werth ist. Wen Gott lieb hat, sagt er, dem geb er so eine Frau! — Und Elisabeth sollte sich **niemals** als eine würdige Gemahlin unsers Helden zeigen? — Warlich, die **Aristarche** schlummern zuweilen auch so gut als die Homere!

Was unser Aristarch an **Marien** aussezt, sagt weder mehr noch weniger, als — daß der Dichter keine phantasierte Helden, sondern ein sanftes weibliches Geschöpf schildern wollte, nicht nach einem Modell aus der Welt der Ideen, sondern nach der **Natur**, mit allen den liebenswürdigen Schwachheiten, wodurch sie dieses Geschlecht für das unsrige so interessant gemacht hat, und mit allen Nuancen der Sitten und der Religion des rohen Zeitalters, woraus er sein Süjet genommen hat.

Doch

Doch genug zur Apologie eines Werkes, das so stark für sich selbst spricht. Der Recensent hat ihm übrigens so viel Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und die Manchfaltigkeiten und Vortreflichkeiten desselben so scharfsinnig bemerkt und bezeichnet, daß es unbillig wäre, ihm den wenigen, ziemlich bescheidnen Tadel übel aufzunehmen. Bescheidenheit im urtheilen über Werke des Genies ist in unsern Tagen schon eine Art von Verdienst; Behutsamkeit im Tadeln würde für jene kunstrichterliche Tugend eine sehr nützliche Gesellschafterin seyn. Wie oft scheint uns bey der ersten Lesung tadelhaft, was wir bey der zweyten oder dritten vortreflich finden.

Die Shakespearische Manier, in welcher der Dichter gearbeitet hat, bracht es mit sich, auch Personen von den niedrigsten Classen aufzuführen, und diese mußten nun wohl freylich ihre eigene Sprache reden. **Tausend schwehre Noth, schert euch naus — Peter das ist ein gefunden Fressen**, und dergleichen elegantiae der teutschen Sprache haben also im Munde der Personen, welche der Dichter so sprechen läßt, nichts sehr anstößiges. Die **Scheißkerle** im Munde des Hrn. Hauptmanns der Reichs-Executions-Truppen möchten weniger zu rechtfertigen seyn; aber noch weniger konnten die ausgeartete Teutschen des achtzehnten Jahrhunderts das Grosse und Heroische in dem Ausdruck Götzens fühlen: „sag deinem Hauptmann: vor Ihro Kayserl. Maje-„stät hab ich wie immer schuldigen Respect. Er „aber, sags ihm, er kann mich im Arsch lecken." Auch hat der Autor selbst, oder der Corrector wenigstens, in einer neuern Ausgabe für gut gefunden, die Stärke dieses altteutschen Compliments in etwas zu mildern, und sich begnügt nach den Worten **er kann mich** — das was der Hauptmann thun könnte, durch einen Gedankenstrich der Scharfsinnigkeit des Lesers anheimzustellen.

Abendmahls. II. Betrachtungen und Gebete für Communicanten vor, bey und nach der Haltung des heil. Abendmahls. III. Einige Lieder für Communicanten. IV. Nöthige Vorstellungen wider die Geringschätzung und den Mißbrauch des heil. Abendmahls. Verfasset von Friedr. Germanus Lüdke, Predigern bey der Nicolai- und Klosterkirche in Berlin. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, bey Friedrich Nicolai 1774. 208 Seiten in 8.

Man würde dieses Andachtsbuch keineswegs anzeigen, wenn es von dem gewöhnlichen Schlage wäre; allein die darinn enthaltene reife Betrachtungen über den rechten Gebrauch und den Mißbrauch des Sakraments, die edle Einfalt des Vortrags, die Rechtschaffenheit dieses reformirten Schriftstellers gegen die andre protestantische Religionsparthey, wo er sogar Luthern gegen diejenigen vertheidigt, die in den Worten seines kleinen Katechismus: „daß im Sakrament Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit gegeben werde,„ eine übernatürliche Würkung des Essens und Trinkens finden wollen, machen dies Buch nicht blos als ein ascetisches Handbuch, sondern auch als eine jedem Christen interessante Lektur angenehm. Wären alle reformirte Geistliche auf diesem Wege, so würde die Polemik beyder Religionsverwandten bald ihre lezte Periode beschliessen.

3. Prüfung der neuern Versuche zur Verbesserung der Religion. Zweytes Stück. Hamburg, gedruckt und verlegt von Reuß, 1774. 12 Bogen in 8.

Mit

durchgängig so ausdrücken lassen sollen, wie man unter Kayser Maxen zu reden pflegte. — Doch, dem Manne, dessen Philosophie auf den Grundsatz das Böse sey gut, und das Gute, böse, das Schöne, häßlich, und das Häßliche, schön, — gebaut ist, muß es lächerlich vorkommen, wenn man so viel Worte verliehrt, nm ein Werk zu vertheidigen oder zu tadeln, worinn alles gut ist und alles nichts taugt.

W.

IX.

Ueber eine Stelle in Lucians Hippias.

Lucian beschreibt in einem kleinen Aufsatz, Hippias betitelt, ein öffentliches Badhaus, welches er, seiner vortreflichen Bauart, Schönheit und bequemen Eintheilung wegen, für eines der vollkommensten Kunstwerke seiner Zeit ansieht. Der Baumeister war ein gewisser Hippias, ein Mann, der von allen Wissenschaften und Künsten nicht nur, wie viele andre, sehr gut zu reden wußte, sondern in der Geometrie, Mechanik, Baukunst, Musik, Astronomie, einen so hohen Grad praktischer Fertigkeit erreicht hatte, daß er es den größten Virtuosen seiner Zeit in jeder dieser Künste gleich that.

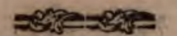
Die Meisten (sagt Lucian; wenigstens ist dies offenbar der Sinn seiner Worte) welche sich für gelehrt geben, scheinen sehr viel zu wissen, so lange man sie blos reden hört; aber wenn sie das Versprechen ihrer Kunst halten, wenn sie ausüben sollen; so befinden sie sich entweder in dem Falle, welchen Sokrates den Physikern vorwirft, „sie wissen zwar sehr viel von den Ursachen des Regens zu sagen, aber sie können keinen Regen machen;„ oder sie können wenigstens nicht mehr thun, als andre vor ihnen gethan

haben,

haben, sie sind bloße Nachahmer. Lucians Hippias war nicht von dieser Art: alle seine Wissenschaft war praktisch: und jede Kunst, die er trieb, hatte er so vollkommen in seiner Gewalt, daß er immer bereit war, jede Aufgabe, die man ihm vorlegen konnte, mit der Gewißheit und Leichtigkeit eines Meisters, der die Kunst selbst erfunden hätte, aufzulösen. Um uns dieses zu sagen, bedient sich Lucian einer Redensart, welche zwar aus der Geometrie entlehnt ist, aber nichts desto weniger eine Art von Sprüchwort gewesen zu seyn scheint: Hippias (so spricht er) wußte, wie die Geometern zu sagen pflegen, auf jeder gegebenen Linie das verlangte Dreyeck aufzurichten.

Man muß große Lust zum Schikanieren haben, wenn man nicht sehen will, daß Lucians Meynung nicht gewesen sey, die Kunst, auf jeder gegebnen Linie das verlangte Dreyeck aufzuführen, für den höchsten Gipfel der Meßkunst aufzugeben; sondern daß er bloß die Leichtigkeit, womit dieser Hippias jede verlangte Aufgabe zu Stande zu bringen gewußt, dadurch habe andeuten wollen. Gleichwohl wird ihm von dem hochgelahrten Kritikus Moses dû Soul oder Moses Solanus, wegen dieser angeblichen Ungereimtheit und äußersten Unwissenheit der Geometrie, mit aller Grobheit, die den meisten seiner Profeßionsverwandten von jeher eigen gewesen ist, der Text gelesen. Lucian mag wohl kein großer Meßkünstler gewesen seyn: dies geb ich gerne zu; aber da es so leicht ist, seine Worte in einem vernünftigen Sinne zu nehmen; so hatte Hr. Moses dû Soul sehr unrecht, das bischen Geometrie, was er vielleicht mehr wußte als Lucian, auf dessen Unkosten geltend zu machen.

Diese Impertinenz des Hrn. dû Soul konnte freylich unserm vortreflichen Joh. Matthias Geßner — der an Verstand, Wissenschaft und Bescheidenheit so wenige seines gleichen gehabt hat — nicht entgehen; aber, ohne sie zu rügen, begnügte er sich in einer seiner Anmerkungen zu unserm Schriftsteller, den wahren



ren Sinn desselben zu erklären. Natürlicherweise hätte also Hr. Reiz (der Herausgeber der neuesten Ausgabe der sämtlichen Werke Lucians) die Solanische Censur, als unrichtig und unnütze, gänzlich weglassen, oder wenigstens der Geßnerischen, durch welche sie berichtigt wird, vorsetzen sollen; wie sie denn auch der Zeit nach älter war. Aber so vieler Aufmerksamkeit würdigt dieser Herausgeber seinen Autor nicht: ungereimt oder nicht, die Geßnerische Anmerkung muß voran, und die Solanische, gleich als ob diese die Geßnerische verbessern sollte, hinten nach. Man kann diesen Herren, welche sich auf ihr Verdienst, Worte zu berichtigen, Handschriften und alte Ausgaben zu vergleichen, Noten zu machen oder zu sammlen, und neue Ausgaben zu besorgen, gemeiniglich mehr als Recht ist, einzubilden pflegen, diese Schwachheit leicht zu gut halten; aber alsdann ist doch auch das Wenigste, was man von ihnen fodern kann, daß sie uns nicht (wie Hr. R.) beynahe auf allen Seiten ihrer Arbeiten mit Beweisen der Nachläßigkeit, und des wenigen Aufwandes von Verstand und Geschmack, womit sie ihr Handwerk treiben, anstößig werden sollen. Wie soll man, z. Ex. eben diesem Herausgeber den lächerlichen Fehler verzeyhen, daß er den Hippias, von welchem Lucian als von seinem Zeitgenossen spricht, mit dem Sophisten Hippias, den wir aus dem Plato kennen, vermengt; ohne zu bedenken, daß der Platonische Hippias gegen sechshundert Jahre hätte alt seyn müssen, um der Hippias des Lucians zu seyn? Ein solcher Verstoß ist von einem Manne von seiner Profeßion immer arg genug; aber wie unendlichmal ungereimter wird er, da ihn zwoo vorgehende Anmerkungen des Hrn. Du Soul vor diesem schon von Gerhard Voß und Gottfried Olearius begangnen Gedächtnißfehler gewarnt hatten? Was könnte abgeschmackter seyn, als sich dabey auf den Philostratus als eine Quelle zu berufen, der doch alles, was er von dem Sophisten

phisten Hippias wußte, aus dem Plato zusammengetragen hat? Doch, zum Beweise, daß würklich noch etwas ungereimters möglich war, citirt er den Olearius, der noch ein mehrers aus dem Lucian angeführt habe; gleich als ob Olearius, der diesen nehmlichen Hippias des Lucian ausschrieb, ein mehrers von der Sache hätte wissen können, als Lucian selbst.

So giebt man die Alten heraus, und so macht man Noten! — Wie selten sind, in ihrer Art, ein Spanheim, ein Geßner, ein Ernesti, ein Heyne? Dieser lezte besonders, der mit der feinsten philologischen Gelehrsamkeit die Urtheilskraft eines Aristarchs, das feinste Gefühl des Schönen und die Gabe, es sinnreich und glücklich auszudrücken, verbindet.

In seine Fußstapfen scheint auch der Hr. Prof. Seybold in Jena zu treten, der sich seit kurzem durch eine anpreißenswürdige Ausgabe einiger auserlesener Stücke Lucians (*Luciani Opuscula selecta. Gothae.* sumt. Car. Wilh. *Ettinger* 1774. kl. 4. 192 S.) und durch eine mit feinen kritischen Anmerkungen begleitete Uebersetzung der Alcestis des Euripides, als einen Mann gezeigt hat, der die Griechen nicht blos als ein Wortklauber studiert, sondern in ihren Geist eindringt, und durch ihren vertrauten Umgang seinen eignen vollkommner macht. Dieser Gelehrte macht uns Hoffnung, daß er uns, auf die nehmliche Art, wie er die opuscula selecta behandelt hat, eine neue, von den bekannten Gebrechen der Reizischen befreyte, brauchbarere und ungleich wohlfeilere Ausgabe der sämtlichen Werke Lucians liefern werde; und wir wünschen dieses Versprechen um so mehr erfüllt zu sehen, je überzeugter wir von der Richtigkeit des günstigen Urtheils sind, welches der große Erasmus von diesem geistvollen und mit der feinsten Welt und Menschenkenntniß angefüllten Schriftsteller fällt, dessen Lektüre man jungen Leuten, quibus de meliore luto finxit praecordia Titan,

nicht

nicht genug anpreisen kann, zumal wenn sie das Studium der Werke Xenophons, als ein nöthiges Gegengift gegen das Ausschweiffende in Lucians Laune und gegen das Verführerische in seiner nicht immer gesunden Moral, damit zu verbinden nicht vergessen.

W.

V.

Raisonnirendes Verzeichniß neuer Bücher.

I.

Theologie.

1) Vermischte Predigten von Joh. Casp. Lavater, Helfer am Waysenhause zu Zürich. Frankf. am Mayn, bey Brönner, 1770. 477 Seiten in 8.

Herr Lavater würde einer unserer besten Kanzelredner seyn, wenn er mit der bezaubernden Kraft und Wärme seines Vortrags weniger Schwatzhaftigkeit verbände, und wenn er nicht blos die Herzen bewegen, sondern ihnen auch die völlige Richtung auf beßre Wege geben wollte oder könnte. Sonst haben die hier gelieferten zwanzig Predigten über allerhand biblische Stellen, alle Eigenschaften, die man in den gewöhnlichen Homiletiken zu fordern pflegt.

2) Communionbuch, enthaltend I. eine kurze Anweisung zum würdigen, oder rechten und nützlichen Gebrauche des heil.

Abendmahls. II. Betrachtungen und Gebete für Communicanten vor, bey und nach der Haltung des heil. Abendmahls. III. Einige Lieder für Communicanten. IV. Nöthige Vorstellungen wider die Geringschätzung und den Mißbrauch des heil. Abendmahls. Verfasset von Friedr. Germanus Lüdke, Predigern bey der Nicolai- und Klosterkirche in Berlin. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, bey Friedrich Nicolai 1774. 208 Seiten in 8.

Man würde dieses Andachtsbuch keineswegs anzeigen, wenn es von dem gewöhnlichen Schlage wäre; allein die darinn enthaltene reife Betrachtungen über den rechten Gebrauch und den Mißbrauch des Sakraments, die edle Einfalt des Vortrags, die Rechtschaffenheit dieses reformirten Schriftstellers gegen die andre protestantische Religionsparthey, wo er sogar Luthern gegen diejenigen vertheidigt, die in den Worten seines kleinen Katechismus: „daß im Sakrament Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit gegeben werde,„ eine übernatürliche Würkung des Essens und Trinkens finden wollen, machen dies Buch nicht blos als ein ascetisches Handbuch, sondern auch als eine jedem Christen interessante Lektur angenehm. Wären alle reformirte Geistliche auf diesem Wege, so würde die Polemik beyder Religionsverwandten bald ihre lezte Periode beschliessen.

3. Prüfung der neuern Versuche zur Verbesserung der Religion. Zweytes Stück. Hamburg, gedruckt und verlegt von Reuß, 1774. 12 Bogen in 8.

Mit

Mit eben der Gelehrsamkeit, Mäßigung und Klugheit, die ich am ersten Stücke zu rühmen fand, beleuchtet der mir noch unbekannte Verfasser die neuern Reformen des Lutherischen Katechismus, besonders des sel. Kollners katechetischen Text oder Unterricht vom christlichen Lehrbegriff für Unstudierte, gegen den er viele betrachtungswürdige Einwendungen äußert.

4. **J. D. Michaelis Mosaisches Recht. Vierter Theil.** Frankfurt am Mayn, bey Garbe, 1774. 1 Alph. 2 Bog. in 8.

Der Montesquieu der Hebräer — eine ehrenvollere Benennung weiß ich dem Verfasser nicht zu geben — beschäftiget sich in diesem Theil mit der Beschneidung, mit den Opfern, mit dem Sabbath und Fasten, mit den Speisegesetzen, mit levitischen Unreinigkeiten, besonders mit dem Aussatz, mit den Verboten, gewisse Dinge von verschiedener Gattung mit einander zu verbinden. Z. B. den Acker mit gemischten Saamen zu besäen, verschiedene Thierarten mit einander zu paaren rc. endlich mit dem Gewicht, Maas und Elle der Hebräer.

5. **Die neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen, verteutscht durch D. Carl Friedrich Bahrdt, der Theologie ordentl. Lehrer, des Consistorii Assessor, Definitor und Prediger an der St. Pankratiuskirche zu Giessen. Erster Theil,** welcher den Matthäus, Markus und Johannes enthält, 480 Seiten. **Zweyter Theil,** worinn die beyden Bücher des Lukas enthalten sind, 376 S. **Dritter Theil,** Briefe von Paullus, 466 Seiten in Oktav. Riga, bey J. F. Hartknoch, 1773.

Was man auch gegen diese Uebersetzung in Absicht auf die Entfernung von dem gewöhnlichen Lehrbegriff, und auf den modernisierten Ausdruck der heiligen Schriftsteller sagen mag, so muß ich doch, nach bedachtsamen Lesen derselben, und mit aller Unpartheylichkeit eines Biedermanns gestehen, daß sie größtentheils dem Zweck des Verfassers, das neue Testament jedem unstudierten Leser ohne Kommentar verständlich zu machen, entspricht. Luthers Uebersetzung mag immer ihren kirchlichen Gebrauch behalten: Aber wer wird läugnen, daß eine unsern Sitten und Zeiten angepaßte, von dem Versehen jenes Reformators gereinigte Uebersetzung höchstnützlich sey? Nur noch einmal, bey einer neuen Auflage, tüchtig durchgefeilt und die Bemerkungen der Kritiker, sollte auch Bonzengift darunter seyn, gehörig benuzt; dann wird diese Arbeit allen Handbibliotheken studierter und unstudierter Christen und Unchristen mit gutem Gewissen anzurathen seyn.

6) Die Taufe der Christen, ein ehrwürdiger Gebrauch und kein Gesetz Christi. Berlin und Leipzig, bey G. J. Decker. 1774. 128 Seiten in 8.

Bösgemeyntes Lallen eines unmündigen Theologen, das aber hoffentlich keinen Schaden thun wird!

II.

Rechtsgelehrsamkeit.

1) Joh Rudolph von Waldkirchs, I. U. D. et Profess. Basil. gerechte Folterbank, oder Anweisung für Richter und Examinatoren in peinlichen Fällen. Zweyte mit Anmerkungen versehene Auflage. Basel,

Basel, bey J. Schweighäuser 1773. 168 Seiten in 8.

Zur Demüthigung unsres an Sitten und Sprache unbarbarischen Zeitalters wieder aufgelegt! Denn so abscheulich die Sachen sind, so abscheulich ist auch der Vortrag.

2) Zwey sich widersprechende Decisiones aus Göttingen und Giessen, über einen merkwürdigen und seltnen in Osnabrück sich zugetragenen Fall; zur Erläuterung der intricaten Materie *de inculpatione laesi*. Herausgegeben von D. Frankf. am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben 1774 48 Seiten in 4.

Seltsam genung! In Göttingen spricht man, der Inquisit muß gefoltert werden! und in Giesen, man thue ihm ganz und gar nichts zu Leide! Auf welcher Seite Recht und Billigkeit sey, kann jeder uneingenommener Leser dieser Sentenzen leicht entscheiden.

3) D. Carl Friedrich Walchs — vermischte Beyträge zu dem teutschen Recht. Dritter Theil. Jena, bey Gollner 1773. 342 Seiten in 8.

Aus den beyden ersten Theilen, die in den Jahren 1771 und 1772 erschienen sind, ist bekannt, daß Hr. Hofrath Walch, teutsche, bisher ungedruckte oder doch nicht genau genug gedruckte Gesetze in dieser Sammlung bekannt machet, und dabey kritische Nachrichten von gedruckten Statuten und Provincialrechten, aus seinen gelehrten Schätzen mittheilet; ein Unternehmen, das den Juristen sowohl, als den Historickern und Philosophen, höchstangenehm seyn muß. In diesem Theil stehen Wiehische, Bielefeldische, Altenburgi-

burgische, Offenburgische, Freybergische, Rochlitzische, Kaufbeurische Statuten; ferner, und zwar gleich Anfangs: Alte Schiede von verschiedenen Rechten der Stadt Altenburg, besonders das Mälzen, Brauen, Schenken, und die Handwerke der Pflegshaftigen betreffend, von dem Hrn. geheimen Archivsekretar Schamelius in Weimar. Zulezt noch die Losungs-Ordnung des Wild- und Rhein-Grafen Otto vom J. 1600. Den Beschluß machen wieder Nachrichten von alten, seltnen, gedruckten teutschen Rechten.

4) Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist, vermöge der Wahl-Kapitulation und einer ruhigen Betrachtung derselben. Mietau, bey Heinze 1774. 368 S. in 8.

Unstreitig eines der merkwürdigsten Bücher dieses Jahrs, über das ich aber kein Urtheil wagen will. Meinem Bedünken nach wird es eben so viel Freunde als Feinde bekommen, je nachdem es Cäsariner oder Fürstenerier lesen werden, ob ich gleich versichern kann, der Verfasser sey weder eins noch das andre, so schwer es auch bey Untersuchungen von Befugnissen dieser Art fällt, parteylos zu bleiben. Selbst gedacht und geurtheilt hat der Verfasser, nachgebetet warlich nicht, auch das Verdienst der Popularität hat er. Aber er phantasirt, oder humorisirt bisweilen zu stark, als daß man seine Meynung immer ganz oder richtig fassen könnte; daher ich ihm vorläufig manchen Gegner prophezeihe. Ich selbst würde ihm manchen Zweifel zur nähern Beleuchtung vorlegen, wenn hier der Ort dazu wäre. Er untersucht erst die Frage, wiefern ist das teutsche Reich kein Erbreich? Dann beweißt er, daß in der Errichtung des churfürstlichen Collegiums, über dessen Ursprung schöne Bemerkungen eingestreuet sind, die wahre Entstehung des Wahlreichs liege. Er zeigt, wo der Anfang der kaiserlichen Wahlcapitulationen zu suchen sey, und welches die eigentlichen

Reichs-

Reichsgrundgesetze sind. Er handelt hierauf von der Vollstreckung der Reichsgesetze und der Justiz, von den Würden und Vorrechten der Churfürsten, Fürsten und Ständen, von den Conföderationsrecht der Stände, von gewissen Verbindlichkeiten des Kaisers gegen die Stände; alles nach Anleitung der Wahlcapitulation Kaiser Carls des Fünften. In einen andern Theil will der Verfasser die noch rückständigen Materien nachhohlen.

III.

Arzneywissenschaft.

1) Nachrichten von der Lage, der Geschichte, dem Gehalte, dem Gebrauche und den Würkungen des Rehburger Gesundbrunnens und Bades, in zwey Sendschreiben des Herrn Hofmedicus, D. Christoph Weber, zu Walsrode, an einen seiner Freunde; auf dessen Erlaubniß zum Druck befördert. Hannover, bey Joh. Wilhelm Schmidt. 1773. in 8. 86 Seiten.

Gegenwärtige Sendschreiben erschienen zuerst im Jahr 1769 in Hannover bey Wecken auf 46 Seiten in 8. Vorjetzo hat der sehr geschickte Herr D. **Weber** solche mit interessanten Krankengeschichten um ein ansehnliches vermehrt. An der Untersuchung dieses Rehburger Gesundbrunnens hat nach dem eignen Geständniß des Herrn Verfassers der sehr fleissige Herr Hofapotheker Andreä zu Hannover einen großen Antheil, von dessen chymischen Einsichten wir schon im voraus vergewissert sind. Die Krankheiten, wobey sich dieses Wasser würksam bewiesen, sind, Gicht, Contrakturen, Lähmungen, verstopfte güldne

 Adern,

Adern, Hypochondrie, schwache Nerven, u. d. gl. der glücklichen Fälle sind überhaupt funfzig an der Zahl!

2) Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Erstes Stück, von den Krankheiten, die von der zurückgetretenen Milch entstehen. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung 1774.

Beobachtungen der Ausländer, welche hin und wieder in grössern Werken zerstreut sind, können und müssen dem praktischen Arzte nicht anders, als angenehm seyn. Dieses erste Stück enthält besonders Krankheiten, welche vielen Aerzten zeither nicht sonderlich bekannt gewesen, und diese sind Versetzungen der Milch bey Wöchnerinnen, (depots laiteux) Die Herausgeber behaupten, daß der französische Arzt, Püzos, die teutschen Aerzte zuerst aufmerksam auf die Kenntniß und Cur dieser Krankheiten gemacht habe. Eine äuserst wünschenswerthe Sache ist indessen doch, daß sich mehrere teutsche Aerzte um die Ursachen und Cur dieser Uebel, mehr als zeither, bekümmern möchten. Püzos sahe die mehresten dieser Milchgeschwülste hauptsächlich in der Weiche und im Unterbauche, welche derselbe glücklich zur Vereiterung brachte. Auserdem müssen wir gestehen, daß die vom Püzos erzehlten Fälle, minder erfahrnen Aerzten ein groses Licht in der Erkenntniß der Zufälle, so von Milchversetzungen entstehen, anzünden werden. Gleich wichtig sind die Aufsätze von David, Levret und Deleurye.

3) Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Zweytes Stück. Leipzig, in der Dykischen Buchhandl. 1774. 186 Seiten.



Die in diesem zweyten Theile enthaltnen Schriften sind aus den, seit dem Jahre 1770 herausgekommenen, philosophischen Transactionen, und den Schriften der pariser Akademie und Harlemer gelehrten Gesellschaft genommen. Praktischen Aerzten müssen wir den Aufsatz von den würksamen Gebrauch der Gifte, besonders des Sublimats, des Kirschlorbeers, der Digitalis, des Schierlings und des giftigen Nachtschattens, zu fernerer Prüfung besonders anempfehlen. Daß Brisbane die Heilkräfte der Sasaparille bey venerischen Zufällen noch so sehr erhebt, wundert uns. Lehrreicher aber ist dessen Aufsatz von dem Nutzen der Spanischen Fliegen-Tinktur bey dem Harnflusse (diabetes); und derjenige, wo von den Würkungen des Brechweinsteins in der Wassersucht gehandelt wird.

IV.

Oekonomische Chymie.

G. A. Hofmanns Unterricht in der Chymie, Metallurgie, Oekonomie, den Handwerkern und andern Künstlern nöthigen Kenntnissen. Mit dazugehörigen Rissen. Gotha, bey Carl Willh. Ettinger, 1774. in 8. 360 Seiten.

Der V. ist uns bereits als ein geübter Scheidekünstler auf der vortheilhaftesten Seite bekannt. In der Vorrede finden wir eine kurze Geschichte der Scheidekunst, dann von Betrügereyen der sogenannten Goldkocher oder Alchymisten. Freylich besinnet sich der pharmaceutische Scheidekünstler nicht darauf, daß in des Färbers Flotte ein gesäuert Weinstein-Salz und ein Oel enthalten sey, und was diese vor eine Würkung thue; noch weniger findet man in pharmaciueschen oder metallurgischen Schriften, was die Ursachen des

des Bleichens der Leinwand seyen; was eine Beize vor eine Farbe nach sich lassen, oder wodurch das türkische Garn eine dauerhafte Farbe erhalten möchte; worinne die Düngung der Felder, nach Beschaffenheit des Erdreichs bestehen, und auf was Art diese Düngung würken müsse, wenn solche zum Fruchtbarmachen der Felder geschickt werden soll. Dieses und noch weit mehr zeigt der ökonomische Scheidekünstler, wovon uns Herr Hofmann in diesem schönen Buche die besten Beweise in reicher Maase gegeben hat.

V.

Historische Wissenschaften.

1) Joh. Christoph Gatterers, Kön. Grosbrittan. Churbr. Lüneb. Hofraths, und Professors der Geschichte zu Göttingen, auch Direktors des königl. historischen Instituts, Abriß der Heraldick. Göttingen und Gotha, im Verlag bey J. C. Dieterich 1773. 8 Bogen in 8. nebst 8 Kupfern.

Die Wappenkunde ist hier, in so fern es thunlich, wissenschaftlich behandelt, so daß man sie, mit Zuziehung eines grössern Werks, für sich lernen kann. Eine lichtvolle Anordnuug der Materien ist auch an diesem Gattererschen Product eine vorzügliche Eigenschaft. Der Hauptsache nach ist es der schon dreymahl zu Nürnberg herausgekommene Abriß, aber unter ziemlich veränderter Gestalt.

2) Isländische Litteratur und Geschichte. Erster Theil. Göttingen und Gotha, im Verlage J. C. Dieterichs 1773. 13 Bog. in 8.

Seit

Seit etwa 140 Jahren kennen wir die Isländischen Chronicken; die besten sind gedruckt; man hat viele einzelne gute Abhandlungen darüber: aber in Teutschland kennen wir nur noch wenige dieser Schätze. Sie gemeinnützig zu machen und dabey seine eigenen Bemerkungen mitzutheilen, ist Hrn. Schlözers rühmliche Absicht. Hier in diesem ersten Theil handelt er von der Isländischen Litteratur überhaupt, und von der Edda insonderheit. In unsern Tagen, da so manche von der Edda schwatzen, ohne zu wissen, ob dies Mann, Frau, oder Ding sey, war es nöthig und nützlich, hiervon zu schreiben; wiewohl dies nur als ein Nebenvortheil des Büchleins anzusehen ist: wichtiger ist dessen Nutzen für Liebhaber und Kenner der Geschichte. Diese Wissenschaft hat Hrn. Schlözern die Ausrottung so mancher verjährter Vorurtheile, Hypothesen und Hirngespinste zu danken; und durch diese Bemühung erlangt sie neue Reinigungen. Der Vorbericht ist ganz von Hrn. Schlözer: die Abhandlung über die Isländische Edda selbst, von dem sehr gelehrten Hrn. Canzleyrath Ihre in Upsala. Sie ist in Schwedischer Sprache geschrieben und kam im Jahr 1772 heraus. Hr. Sch. liefert eine Uebersetzung davon — wenn anders eine bessere kritische Zusammenstellung der Ihrischen Sätze Uebersetzung genennt werden darf — und fügt reichhaltige Anmerkungen über die nordische Sprach- und Geschichtkunde bey. Er theilt hernach den so merkwürdigen Prolog der Upsalischen Edda, Isländisch und Lateinisch, mit, wie auch Anmerkungen, die einem Göttingischen Exemplar der Edda beygeschrieben sind. Gegen das Ende lieset man eine Anfrage wegen einer Isländischen Handschrift in der Wolfenbüttler Bibliotheck, nebst Erklärung auf Hrn. Leßings Vorwürfe; und ganz zulezt drey Anmerkungen gegen Hrn. Thunmanns Anmerkungen über des erstern allgemeine Nordische Geschichte, wo untersucht wird: ob Sämund Verfasser der Odda-Annalen sey? ob Snorre Verfasser der Edda sey?

sey? über die Suethans im Jordanis, oder wie er bisher geheissen hat, Jornandes oder Jordanus. Für gewisse Kritikaster zeichne ich folgende Stelle, S. 61 aus: „Furchtsam urtheile ich von den teutschen Bar„den (ob sie nämlich eben so hungrige, boshafte, ver„ächtliche Geschöpfe waren, als die Galischen), weil „ich nicht alle Stellen der Alten über sie beysammen „habe. Doch so viel, deucht mich, giebt die Ueber„schauung des Ganzen zu erkennen, daß diese Bar„den nicht wie Klopstock und Denis sangen, und daß „sehr viel Patriotismus oder Bescheidenheit und Her„ablassung sey, wenn einige unsrer neuesten und er„habensten Dichter den zweydeutigen Barden-Namen „an sich kommen lassen. Verse hatten freylich unsre „alte Teutsche, aber wie waren diese Verse? Ver„muthlich wie die Verse unsrer und aller Welt Bau„ern noch heut zu Tage sind; vermuthlich wie die Lie„der, die Hans und Grethe in ihren Gelagen von Rit„tern, Bier und Liebe singen 2c." Den zweeten Theil wird Hr. Sprengel besorgen, und darinn die bereits von Hrn. Ihre berührte fabelhafte Ableitung der Skandischen Völker, bis zu ihrer ersten Quelle hinauf, verfolgen.

3. Die merkwürdige Lebensgeschichte des unglücklichen rußischen Kaisers, Peter des Dritten, samt vielen Anekdoten des rußischen Hofs und derer Personen, die seit einiger Zeit an solchem geherrschet, oder sonst viel gegolten haben. Aus zuverläßigen Nachrichten ans Licht gestellt, von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig 1773. 1 Alph. in 8.

Eine der unverschämtesten Kompilationen! Aus dem Büschingischen Magazin, aus Mannsteins Memoiren, aus den Briefen des verkappten de la Mar-

che, und aus andern bekannten Büchern, die aber alle nicht genannt sind, hat der Verfasser seine Anekdoten zusammengetragen, ohne alle Auswahl, ohne Ordnung, ohne Kenntniß der rußischen Geschichte und Geographie.

4. Herrn Ludwigs, Freyherrn von Holberg, allgemeine Kirchenhistorie von dem Jahr Christi 1700 bis 1750. fortgesezt von J. T. K. Fünfter Theil. Ulm und Leipzig, im Verlag J. C. Wohlers 1773. 522 Seiten in 4.

Wer alle in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts vorgefallene, zum Theil sehr erhebliche Zänkereyen der Theologen, unter sich selbst und mit der armen Philosophie, ihren Gegenfüßlern, genau kennen lernen will, findet hier treflichen Unterricht und reichen Stoff zu Betrachtungen über die manchfaltigen Krümmungen des menschlichen Herzens, die manichfaltigen Irrungen des menschlichen Verstandes, und die Natur und Würkungen des neulich erwähnten Bonzengifts, dessen unselige Ausbrüche, Theologenhaß, Unduldsamkeit und Verfolgungsgeist von jeher so viel Unheil in der Welt angerichtet haben. Der Verfasser dieses empfehlungswürdigen Buches ist Hr. M. Johann Ludwig Köhler, Pfarrer zu Enabeuren im Würtembergischen.

VI.

Dichtkunst und Schöne-Litteratur.

---

1) Theatralische Belustigungen nach französischen Mustern, fünfte Sammlung. Frankf. und Leipz. 8. bey Garbe, 1774.

Mit

Mit diesem Theile macht Hr. Pfeffel den Beschluß seiner nützlichen Bemühungen für unsre Bühne, weil er fürchtet, daß unsre jetzige Prädilection für die Britten uns gegen französische Muster immer gleichgültiger machen möchte. Aber zu geschweigen, daß wir auf dem Theater der französischen Beyhülfe nicht eher werden entbehren können, als bis wir die Franzosen in Praxi eben so weit hinter uns gelassen haben, als in der Theorie, so hat Hr. Pfeffel fast immer das Meiste bey der Sache gethan. Er wählte nicht Meisterstücke der französischen Bühne, sondern nur solche Schauspiele, die sich vermittelst des kritischen Messers brauchbar machen liessen. So gehört in diesem neuen Bande das Trauerspiel **Arete** mehr dem Uebersetzer als dem Originalautor. Die meiste Unterhaltung muß auf der Bühne das erste Stück der **Eifersüchtige** von Dufresny gewähren. Bey der Coquette corrigeé hat Hr Pfeffel sein Uebersetzertalent doppelt gezeigt, da er einen höchstpoetischen Dialog aufzulösen hatte. Das Preiugé à la mode ist zwar unter uns schon bekannt genug; man wird aber mit Vergnügen die Aenderungen nachsehen, welche hier damit vorgenommen worden.

2) **Die Eroberung von Magdeburg**, ein Schauspiel in fünf Aufzügen. 1774. 8.

Nationalthema und historische Form thun es freylich nicht allein; Gemählde nach der Natur, Leidenschaften, charakteristischer Dialog müssen hinzukommen, wenn es nicht bloß dramatische Chroniken werden sollen. Veranlassung genug dazu fand der (oder die) Verfasser in dieser Geschichte, da sie aber nirgends benuzt worden, so würde das Schauspiel gar kein Interesse haben, wenn nicht noch Emiliens Roman thäte, der zum **Hauptsüjet** wird, da er doch nur **Episode** seyn sollte. Uebrigens ist es löblich, daß der, so zum drittenmal das Stück umgeschmolzen haben soll, alle Deklamation ausgerottet, und die

Sprache

Sprache edler gemacht hat, als sie in Staatsactionen sonst zu seyn pflegt. Daß ein solches Stück, zu Magdeburg aufgeführt, sehr viel Würkung gethan hat, nimmt uns nicht Wunder.

3) Almanach des Theaters in Wien, nebst einer Abhandlung von der Kunst und dem Stande des Schauspielers, aus dem Englischen übersetzt, 8. 1774.

Dieser Almanach, der erst Nachrichten, dann Theatralneuigkeiten hieß, und von Herrn Müller besorgt ward, hat jezt seinen eigenthümlichen Titel bekommen, und erscheint unter der Garantie der ganzen Schauspielergesellschaft. Auch seine ganze innre Einrichtung hat viel Veränderungen erlitten. So angenehm vielen Lesern die Abwechslung in dergleichen periodischen Instituten seyn mag, so hätte ich doch eine gute Idee der vorigen Jahre beyzubehalten gewünscht, die Rückblicke in die Geschichte der teutschen Bühne. Dafür hätte ich den Verfassern die Auszüge aus den neugegebnen Stücken erlassen wollen. Theils sind die Stücke zu bekannt, theils zu schlecht, als daß man diese Auszüge nicht überschlagen sollte. Indessen finden die Freunde der theatralischen Litteratur und die Beobachter von dem Fortgange des Wiener Geschmacks auch hier wieder Nahrung genug.

4) Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. Auf Subscription gedruckt. Leipzig 1774.

Der Herr D. Göthe, Verfasser dieses Werkleins, nachdem er uns in seinem Götz von Berlichingen gezeigt hat, daß er Shakespear seyn könnte, wenn er wollte: hat uns in dieser heroisch-komisch-farcicalischen Pasquinade gewiesen, daß er, wenn er wolle, auch Aristophanes seyn könne. Denn so wie

wie es ihm in diesem kritischen Wrexekekek Koax Koax beliebt hat, mit Wieland und Wielands Alceste sein Spiel zu treiben, so trieb es Aristophanes ehemals mit dem nehmlichen Euripides, welchen Hr. Göthe hier, mit der ihm eignen Laune, dem Verfasser des Singspiels Alceste auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist! W.

5) **Fanny, oder die glückliche Wiedervereinigung, ein Drama in einem Aufzuge, aufgeführt auf den K. K. privilegierten Theatern. Wien 1773. 32 Seiten in 8.**

Alles vereinigt sich bey diesem Schauspiele, den Anzeiger von kritischen Visionen auf rosenfarbne Ideen zu führen. Zwey kleine Bogen, von einem Frauenzimmer, von einem liebenswürdigen Frauenzimmer, von einer Schauspielerin verfaßt, die mit reizender Blödigkeit zu den Altären der Kritik hinzittert, mit der Naivetät der jungen Indianerin von ihrer Unerfahrenheit spricht, ihren Stoff aus einem kleinen französischen Romänchen entlehnt, alle Fehler kennt, welche den romantischen Dramen ankleben — Wer müßte der Kritiker seyn, der seinen Scepter nicht auf die Verfasserin neigen, oder an diesem kleinen Schauspiel etwas anders, als das reizende Bildniß derselben vermissen wollte?

6) *Spatziergänge, erster Theil.* Berlin, bey Himburg, 1774. 8.

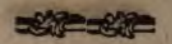
Weder Promenaden eines Müßiggängers, noch für Müßiggänger, aber auch weder Akademie noch

Stoa,

Stoa, sondern sokratische Unterredungen des Verfassers mit seinen Mitbürgern und Mitbürgerinnen über Erfahrungen und über Lehren, über Beobachtungen und über Empfindungen. Alles hat das lachende und leichte Gewand der Natur, die der Spatziergänger vor Augen hat. Nur schönen Seelen, denen, wie der Verfasser von sich erzählt, das Leben nur ein vergnügter Spatziergang ist, müssen diese Lustwälder geweiht seyn! Auf acht und zwanzig Touren hat uns der Verfasser so wenig ermüdet, als ein angenehmer Gesellschafter, von dem man sich ungern trennt.

7) M.... R.... oder Meine Reisen, wie wir auf der dritten Seite erfahren. 133 Seiten in 8.

Es giebt gewisse Leute, deren Bekanntschaft man nicht in dem nehmlichen Augenblicke macht, da man sie zum erstenmale sieht und spricht. Man muß sie mehrmals sehen und sprechen; und indessen entsteht bey uns, während der Untersuchung, eine Sympathie mit ihnen, die uns zu ihren wärmsten Freunden macht. Eben so gieng es uns mit diesem Buche. Wir nahmen es mit einer Art von Mißtrauen in die Hände, abermals einen leidigen Nachwanderer Yoriks zu finden. — Wir blätterten anfangs — fanden manche gute Stelle — lasen zusammenhangender — von Anfang bis zu Ende — und legten endlich das Buch mit dem Wunsch aus der Hand, daß der Verfasser, der so viel eigene Laune, eigenen Witz und feine Empfindsamkeit darinn verräth, uns öfters mit Früchten derselben beschenken möge, aber mit Früchten, die nicht (wie die Feigen des Demokritus, die nach Honig schmeckten, weil die Köchin sie in einem Honigtopfe aufbewahrt hatte) durch einen zu merklichen Geschmack von Yoriks besonderer und in der That unnachahmlicher Manier, flüchtige Leser ohne Beurtheilung in den Fall setzen möchten, den wahren Werth und das Eigenthümliche davon zu übersehen.



VI.

Mathematische Wissenschaften.

1) Getreue Anweisung zu Felder- und Land-Theilungen 2c. Hannover u. Leipzig, bey Schmidt 1773. $8\frac{1}{2}$ Bogen in 8. nebst 6 Kupfertafeln.

Man sieht bald, daß der Mann seine Materien nicht allein theoretisch, sondern auch praktisch durchgearbeitet hat. Dies allein könnte schon dies Buch hinreichend empfehlen: es hat aber auch noch andre gute Eigenschaften an sich, einen sehr faßlichen Ausdruck, und Beyspiele, die größtentheils aus eigner Erfahrung herrühren, und mit großer Ueberlegung ausgesucht sind. Vor andern Büchern dieser Art hat es einen Vorzug wegen des dritten Abschnitts, worinn die Anwendung der Theorie auf viele ökonomische Geschäfte, durch fleißiggemachte Zeichnungen und Beyspiele begreiflich gemacht wird.

2) Astronomisches Jahrbuch oder Ephemeriden für das Jahr 1776, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Beobachtungen, Nachrichten, Bemerkungen und Abhandlungen. Unter Aufsicht und mit Genehmhaltung der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin verfertiget und zum Druck befördert, Berlin, im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung 1773. 377 Seiten in groß 8, nebst 6 Kupfertafeln und vielen im Text vorkommenden Figuren.

Nicht für die Kalendermacher allein, sondern auch für alle Astronomen und Liebhaber der Stern-

kunde ein schätzbares Werk! Es tritt an die Stelle des ehemaligen astronomischen Kalenders, den die Akademie zu Berlin herausgegeben, ist aber von weit grössérem Umfang. Die eigentlichen Ephemeriden oder die Berechnung des Himmelslaufs auf jeden Tag des Jahres bestehen für jeden Monat aus acht Seiten, und diese wieder aus verschiedenen Kolumnen. Auf der ersten und zweyten Seite stehen die Berechnungen für die Sonne und die Zeitgleichung; auf der dritten und vierten die Planetenrechnungen; auf der fünften und sechsten die Berechnungen des Mondes; auf der siebenten und achten die Berechnungen der Jupiterstrabanten. Alles bisher Angeführte und die Tafeln zur Anleitung sind von dem Hrn. **Bode**, obgleich Hr. **Lambert** bequemere Methoden bey einigen Berechnungen angegeben hat. Hr. **Bode** hat auch in einem Anhang die vornehmsten Himmelsbegebenheiten für dieses 1774ste Jahr beygefügt; ebendies wird er im 2ten Band für das Jahr 1775 thun.

VII.

Oekonomie- Kameral- und Finanz-Wissenschaften.

1) Erinnerung über einen wichtigen Gegenstand, von einem Böhmen. Prag, bey W. Gerle. 278 S. in 8.

Der größte Theil unserer Erziehungs-Systeme hat einen von den beyden Fehlern, daß sie entweder zu gelehrt und abstrakt geschrieben sind, und also von den meisten Personen, die sich mit der Erziehung beschäftigen, nicht genuzt werden können; oder zu allgemein, und also bey der würklichen Anwendung auf die verschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft, grosse Lücken lassen, welche nur wenige Väter, Mütter und Pädagogen gehörig auszu-

füllen im Stande sind. Jedermann giebt zu, daß anders der junge Bauer, anders der junge Bürger, anders ein junger Mensch von Stande, oder der sogenannte Cavalier, jeder aber nach seiner besondern Bestimmung für dieses Leben erzogen werden müsse. Eben dies hat der vortrefliche Hr. Verfasser dieser Abhandlung, ein Mann der in allem Betracht Hochachtung und Verehrung verdient, gefühlt, und, um gemeinnütziger zu seyn, lieber partikular werden wollen. Er wählt sich die Erziehung des jungen Menschen vom Stande, der für die grösseren Scenen des Lebens, oder auch wohl für den Kriegsdienst bestimmt seyn kann, zu seinem Vorwurfe; und behandelt seine Materie mit einer fruchtbaren Kürze, mit einer Klarheit der Begriffe, mit einer Simplicität und Deutlichkeit des Vortrags, kurz mit so viel gesunder Vernunft und so wenig Vorurtheilen, daß er nothwendig höchst gemeinnützig werden muß. Nicht die geringste Kleinigkeit entgeht ihm sowohl in der physischen als moralischen Erziehung seines Zöglings. Die Kürze, die wir hier beobachten müssen, verbietet uns den Datail dieses Werks. Wir können nichts thun, als es jedem vernünftigen Vater, jeder vernünftigen Mutter, jedem vernünftigen Hofmeister bestens zu empfehlen.

2) **Schauplatz der Preußischen Zeugmanufacturen: das ist, Beschreibung aller Leinen- Baumwollen- Wollen- und Seidenwürker-Arbeiten, vornemlich wie sie in den königl. preußischen und churfürstl. Brandenburgischen Landen verfertiget werden; von Joh. Carl Gottfr. Jacobsson. Erster Band. Berlin, bey A. Mylius 1773. 554 S. in gr. 8. nebst 4 Kupfertafeln.**

Zwar auch für den blossen Leser, aber doch eigentlich zum Behuf des Manufacturisten, der sich hier



hier zusammenhängende Kenntnisse und Erweiterungen seiner Kunst erwerben kann. In eilf Abschnitten wird von der Kunst des Leinwebers, Barchent- und Kanevaswebers, Zwillichmachers, Musterarbeiters, und Damastwebers, wie auch von den Materialien der Leinen- und Baumwollenmanufacturen, von Formschneiden, von Kattundrucken, von Bereitung der Wachsleinwand, von Verfertigung der Papiertapeten, von der Schwarz- Schön- und Seidenfärberey gehandelt.

3) **Ueber die Abstellung des Herrendienstes.** Eine Schrift, welcher die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen im November 1772 den Preiß zuerkannt hat, von C. F. G. **Westfeld.** Lemgo, in der Meyerischen Buchhandlung 1773. 3 Bogen in 8.

Billig sollte ein solcher Verfasser noch etwas mehr als einen Gesellschaftspreiß erhalten. Fürsten, in deren Ländern noch immer die unseligen, die Menschheit entehrenden Frohndienste, und die damit unzertrennlich verbundene Leibeigenschaft Mode ist, sollten diese Schrift beherzigen, und **Westfelds** praktische Vorschläge in Ausübung bringen; dies wär eine Belohnung, mehr werth, als viele tausend Stück Goldes und Silbers!

VIII.

Grammatick, Philologie, Kritick.

1) **Johann Friedrich Heynatz, Lehrers an der Schule im grauen Kloster zu Berlin, Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von schriftli-**



chen Aufsätzen des gemeinen Lebens überhaupt, und der Briefe insbesondre. Mit einigen Kupfertafeln. Berlin, bey Arnold Wever. 1773. 832 Seiten in 8.

Von diesem Verfasser, der sich unsern Landsleuten durch glückliche Bearbeitung der teutschen Sprachkunde in verschiedenen Büchern vortheilhaft empfohlen, ließ sich freylich etwas Besseres erwarten, als von den gewöhnlichen allzeit fertigen Briefstellern, der Junker, der Uhse, der Schmotther, der Schröter ꝛc. welche leider! noch in manchen Gegenden Teutschlandes zu Aushelfern und Tröstern dienen müssen. Hrn. Heynatzens Buch ist nicht allein von Seiten einer natürlichern und nach den neuesten Reformen der teutschen Sprache eingerichteten Rechtschreibung und Grammatick, sondern auch wegen der Deutlichkeit und Vollständigkeit in Regeln und Beyspielen, sicherer zu empfehlen. Nur in den Titulaturen und in dem Theil von dem zum Unterricht und zur Bildung des Geschmacks nöthigen Bücherlesen ist er nicht immer modern und fest genug. Die beygefügten 14 Kupfertafeln enthalten Vorschriften zur Kalligraphie.

2) *Luciani Opuſcula ſelecta*, *edidit Dav. Chriſtoph. Seybold*, *Prof. Ien.* Gothae, ſumtibus C. W. Ettingeri. 1774. 1 Alph. 3 Bogen in kl. 4.

Ein neuer Beweiß von Hrn. Seybolds Kenntniß der alten und neuen Litteratur, wodurch andern, die sie noch nicht besitzen, viel Nutzen kann geschaft werden. Unter der Menge Lucianischer Schriften hat er einige Göttergespräche, besonders das Urtheil des Paris, verschiedene Todtengespräche, ferner den Charon, die Seelenversteigerung und den Fischer, gewählt, und schon hieraus kann man den guten Geschmack des Herausgebers erkennen: denn alle

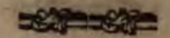
diese Stücke sind ächt Lucianisch, fein griechisch, herrlich dialogirt, voll von gesunder Philosophie. Die kurzen, aber doch vielsagenden Anmerkungen erläutern nicht allein die Schönheiten des Originals, besonders durch Vergleichungen mit teutschen Dichtern, sondern sind auch zum Theil grammatikalisch. Die Accente und Spiritus sind, nach dem Beyspiel einiger Engländer, weggelassen, welches auf der einen Seite bequem, auf der andern aber unbequem ist. Eine Uebersetzung, so wie sie Gesner machte, beyzufügen, wäre nicht undienlich gewesen; denn solche Uebersetzungen thun oft eben so gute Dienste, als ein Hemsterhuisischer Kommentar.

IX.

Uebersetzungen.

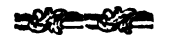
1) Die Collection of Voyages des Dr. Hawkesworth ist ein zu berühmtes Werk, als daß es vielen unsrer Leser ganz unbekannt seyn könnte. Es enthält eine von Meisterhand verfertigte Beschreibung der neuesten Reisen um die Welt, welche von Engländern im Laufe der lezten zehn Jahre unternommen worden, und unter denen sich, auf die vorzüglichste Weise, die von den berühmten Hrn. Banks und Dr. Solander, aus edelm Wissensdurste, unternommene Reise in dem südlichen Theile unsrer Welt, durch den philosophischen Geist der sie in ihren Beobachtungen geleitet, und durch eine Menge neuer Entdeckungen auszeichnet. Je seltner es ist, daß Philosophen dergleichen Reisen unternehmen wollen und können, je merkwürdiger werden solche für die Menschheit; und wiewohl diese neuesten, in einem noch wenig bekannten Welttheile unternommenen, gefahrvollen Wanderungen dem Warheitsforscher noch vieles zu fragen und zu wünschen übrig lassen: so sehe ich sie doch als einen höchstschäzbaren

 Beytrag



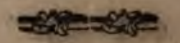
Beytrag zur Geschichte unsers Planeten und seiner Bewohner an, der dem Nachdenken des Philosophen neue Felder eröfnet, und durch die neuen Seiten, die er uns an der menschlichen Natur zeigt, uns in den Stand sezt, einen merklichen Fortschritt in der raisonnierten Naturgeschichte des physisch-moralischen Menschen zu thun, und manchen wichtigen Punkt, worüber wir bloß durch den Weg der Beobachtung ins Klare kommen können, der Berichtigung näher zu bringen.

Von diesem in so vielen Betrachtungen wichtigen Werke, welches auch für die blossen Liebhaber einer unterhaltenden Lectüre durch die Neuheit der Gemählde, die es aufstellt, und die angenehme Art des Vortrags unendlich interessant ist, liefert uns die Haude und Spenerische Buchhandlung in Berlin eine teutsche Uebersetzung, unter dem Titel: **Geschichte der Englischen Seereisen und Entdeckungen in der südlichen Hemisphäre**, in drey Quartbänden, auf schönes Regalpapier prächtig abgedruckt, wovon die beyden ersten Bände bereits in dieser Ostermesse ausgegeben werden. Die Verleger haben, mit einem aufmuntrungswürdigen Eifer, weder Fleis noch Kosten gespart, diese teutsche Ausgabe eines der merkwürdigsten Bücher unsres Jahrhunderts in jeder Betrachtung dem Original so nah zu bringen als möglich. Die, einem in London selbst wohnhaften, und in beyden Sprachen gleichgeübten Gelehrten, übertragne Uebersetzung verdient, wenn ich mich nicht sehr irre, ihrer Sprach-Richtigkeit und schönen Schreibart wegen, claßisch genennt zu werden. Die zu dem Werke gehörigen Kupfer, sind nach dem Englischen, (wozu der König von England — dieser preißwürdigste Freund und Beförderer der Wissenschaften und Künste — selbst die Kosten hergegeben) mit so vielem Fleisse nachgestochen, daß sie den Originalen beynah gleich zu schätzen sind. Kurz, die Verleger haben sich beeifert,



eifert, diesem Werke einen der ersten Plätze unter den Wenigen zu verschaffen, welche die Ehre der teutschen Typographie gegen die Ausländische behaupten. Wir zweifeln nicht, daß es bey unserm Publicum die günstige Aufnahme finden werde, die es verdient. Welcher Liebhaber einer unterhaltenden Lectüre wollte das Geld, das er vielleicht nach und nach an ein Dutzend schaaler Romänchen oder andrer litterarischer Meteore von der wäßrigen, feurigen oder lüftigen Art, vertändelt hätte, nicht lieber an ein Werk wenden, das das Wahre mit dem Neuen, und das Nützliche mit dem Angenehmen auf eine so vorzügliche Art vereiniget? W.

2) Der Buchhändler, Johann Ernst Meyer, in Breslau hat uns unlängst den ersten Theil einer teutschen Uebeesetzung des merkwürdigen Nachlasses des berühmten Helvetius an die denkende Welt, nehmlich von dessen Werke über den Menschen, dessen Geisteskräfte und dessen Erziehung, d. i. über den Menschen, wie ihn die Natur macht, und wie ihn die Kunst ausbilden und vollenden könnte, geliefert. Von dem Buche selbst läßt sich mit gleichviel Wahrheit, sehr viel Böses und sehr viel Gutes sagen. Es enthält viele, mehr oder weniger nahrhafte, zum Theil ziemlich leichte, zum Theil ziemlich unverdauliche Seelenspeise für philosophische Köpfe; aber vieles, was ein gesunder denkender Kopf wohl verdauen kann, ist Gift für schwache oder leichtsinnige oder nicht genug unterrichtete Leser. Um so mehr hätte der Uebersetzer eines solchen Buches dasselbe nicht ohne das nöthige Gegengift, nicht ohne eine gründliche Beurtheilung, und ohne prüfende oder zurechtweisende Anmerkungen in die Welt schicken sollen. Konnte er nicht? Wollte er nicht? Ließ ihm der Verleger nicht Zeit dazu? Im zweyten Falle hätte der Uebersetzer, im ersten und dritten der Verleger sehr unrecht. Werke von diesem Schlage müssen entweder



der gar nicht, oder von Männern übersezt werden, welche Genie, Gelehrsamkeit, guten Willen und Muße genug haben, sie, durch gehörige Scheidung des Guten und Bösen, unschädlich und gemeinnützig zu machen. W.

VI.

Vermischte Anzeigen.

1) Das Carolinum zu Cassel ist durch eine ganz neue Einrichtung überaus gemeinnützig, und für junge Studierende nicht weniger bequem als vortheihaft worden; die ganze neue Anstalt steht unter der Oberaufsicht des wirklichen Etats-Ministre und General-Lieutenant, Freyherrn von Schlieffen. Wir wünschten, daß uns der enge Raum hier nicht verböte, den Detail davon, nach der gedruckten Nachricht, weitläuftiger anzuführen, als welcher sie unfehlbar noch mehr empfehlen müßte.

2) Der Hr. Prof. Zobel zu Frankfurt an der Oder, kündigt dem Publikum die Herausgabe einer **Bibliothek der Philosophie und Litteratur**, als eines periodischen Werks an, die, in beyden Fächern, sowohl eigene Abhandlungen als Ankündigungen fremder Schriften enthalten soll. Die Straußische Buchhandlung zu Frankfurt, als Verleger davon, wird in der nächsten Ostermesse das erste, und in der Michaelismesse das zweyte Stück davon liefern.

3) Einige Kinderfreunde geben mit Anfange dieses Jahres, im Verlage der Brüder Helwing zu Hanover, ein Niedersächsisches Wochenblat. Sie wählen den Weg der Subscription, und der Preiß für einen ganzen Jahrgang ist 1 Thlr. Das Lippische Intelligenz-Comptoir zu Lemgo empfängt die Pränumeration, und besorgt die Expedition desselben. Hiesige Liebhaber können sich deßhalb an die Expedition des Teutschen Merkurs wenden.

4) Diejenigen Gelehrten, die sich das Fuldaische Wurzellexicon (s. Merkur Band 4. S. 92 u. f.) auf Subscription schaffen, und dadurch die Ausgabe dieses wichtigen Werks großmüthig befördern wollen, können sich bis Johannis dieses Jahrs nicht allein bey dem Herausgeber, Hrn. Hofr. Meusel zu Erfurt, sondern auch bey folgenden Herren Collecteurs melden:

zu Altenburg bey Hrn. Bücherkommissar Richter.
Anspach = = Hofmeister Burkard.
Erlangen = = Hofrath Harles.
zu Frankfurt a. M. bey Hrn. Hofrath Deinel.
Göttingen = = = Boie.
Halle = = = = Professor Schütz.
Helmstädt = = = Prof. Schirach.
Inspruck = = = Archivsgehülfe Gaßler.
Kiel = = = = = Prof. Hirschfeld.
Leipzig = = = = Prof. Eck u. die Hilscherſche Buchhandlung.
Tübingen = = = = Magister Lang.
Ulm. = = = = = Köhler.
Weimar = = die Expedition des Teutsch. Merkurs.
Wien = = = = Hr. Rath Riedel.

Erklärung des Herausgebers über die Recension N. 2. S. 345 im Fünften Band des Merkur.

Herr Doctor Zückert, in Berlin, ein gelehrter Arzt, der durch viele eigene Schriften sich um die Naturgeschichte und Arzneywissenschaft verdient gemacht, und dessen der Merkur S. 328 des Fünften B. sehr rühmliche Erwähnung thut, beschwehrt sich in einem höflichen und seinem sittlichen Charakter Ehre machenden Schreiben an mich, darüber, daß ihm in der



der Rec. II. S. 345 des Fünften B. vom Merkur unverdienter weise, übel begegnet worden. Er verlangt zwar deßhalben keine Genugthuung; aber ich halte mich verbunden, sie ihm öffentlich zu geben; da nichts meinen Gesinnungen mehr zu wider ist, als Männern von würklichen Verdiensten, auch alsdann wenn ich von irgend einem ihrer Werke Böses sagen muß, unwürdig zu begegnen. Ich versichre also hiemit, daß ich über die Person des Verfassers der Berlinischen Uebersezung Tristrams ganz falsch berichtet war, und, in der gänzlichen Meynung, daß D. Zückert, der Arzt, und Zückert, der Uebersezer Tristrams zween ganz verschiedene Männer wären, von dem Leztern nicht so gesprochen habe, als ich gethan haben würde, wenn ich gewußt hätte, daß es eben derjenige sey, der sich in einem andern Fache die Hochachtung der gelehrten Welt erworben hat. Dieses mir schmerzlichen Irrthums würde ich nicht schuldig geworden seyn, wenn ich die im 4ten Stücke des I. B. der Baldingerischen Biographien befindliche Lebensbeschreibung des Hrn. D. Zückerts, und darinn auch sein selbsteignes Bekenntnis über die Gebrechen seiner Uebersezung Tristrams gelesen hätte. Aber wie sollt' ich auch alles lesen können? Uebrigens erfreut michs zu vernehmen, daß Hr. Dr. Z. an dem Mißbrauch meines Nahmens, der den Ausfall auf seinen Verleger und Ihn veranlaßte, keinen Antheil gehabt habe. Ob ich zuviel Böses von seiner Uebers. und von einer gewissen nur allzuzahlreichen Classe von Uebersezern gesagt, darüber mögen Kenner urtheilen. Alles was ich dem Hrn. D. Zückert und mir selbst schuldig zu seyn glaube, ist, zu erklären, daß ich mich an seiner Person gänzlich geirret habe, und da ich von der Zückertschen Uebersezung sprach wie ich dachte, weit entfernt war zu wissen was ich nun weiß.

Einem Manne von Verdiensten eine Thorheit verzeihen und vergessen, ist eine Pflicht der Menschlichkeit; denn wir fehlen alle mannichfaltig. Aber ein elender Uebersezer, der nichts ist als ein elender Uebersezer, wird mit allem Rechte unter die größten Litterarischen Missethäter gezählt, und verdient keine Schonung. W.

Nacherinnerung des Herausgebers zu dem auf der 211 Seite befindlichen Urtheil eines Ungenannten über Hrn. Le Bret.

Mit Unwillen werde ich, wiewohl beynahe zu spät, auf der 211 Seite d. B. im Aufsaz eines Ungenannten (der zwar nur



zu kennbar ist) den eben so unbilligen als übermüthigen Ausspruch über einen der verdienstvollesten Gelehrten unsrer Nation, über Hrn. Le Bret gewahr, — wo gesagt wird: er hätte wahrlich bisher wenig genug geleistet. Ich übersah diese impertinente Stelle, in der etwas unleserlichen Handschrift; sonst würde ich dem jungen Manne, der der ganzen gelehrten Welt ein so übermüthiges démenti giebt, mit einem frischen Federstrich diese Thorheit erspart haben. Jedermann weiß, daß Hr. Le Bret in seinem Fache ungemein viel geleistet hat. Unser junger Idealist hohlt weit aus; wir wollen sehen, was er dann leisten wird! W.

Druckfehler im 5ten Bande des Merkur.

S. 262. Zeile 6, sechstausend l. sechzigtausend.
S. 264. Zeile 6, sechs l. sechzig.
S. 267. Zeile 18, ausschweifende l. ausschweifendste.
S. 269. Zeile 9, Finsternisse l. Hindernisse.
S. 279. Zeile 10, gerade zu widersprechen, l. gerade zu zu widersprechen.
S. 287. Zeile 4, ist nach den Worten: die Gelehrten, das Comma vergessen.
S. 296. Zeile 5, Sully, l. Lalli.
= Zeile 15, muß nach dem Wort Episoden, das Comma ausgestrichen und hinter nahe gesetzt werden.
= Zeile 26, noch, l. nach.
S. 300. Zeile 17, an der Stelle, l. an die Stelle.
S. 306. Zeile 2, Künste, l. Kunst. Auch muß hinter dem Worte Kunst das Comma ausgestrichen werden.
S. 322. Z. 17, einer Prüfung, l. seiner.
S. 328. Z. 28, l. Jodokus statt Podokus.

Ausser diesen Druckfehlern, die zum Theil auf Rechnung der Copisten der Manuscripte zu setzen sind, muß ich noch einen ziemlich lächerlichen Verstoß bemerken, den sich der Verfasser der Abderiten hat zu Schulden kommen lassen. Demokritus giebt nehmlich S. 73. seiner aethiopischen Venus Lippen von der schönsten Corallenfarbe, da er doch hätte wissen sollen — was alle Welt weiß — daß die Lippen der Negern nicht röther sind als ihre Wangen. —

Einem ähnlichen, wiewohl nicht so auffallenden Gedächtnisfehler, auf der 1 Z. der 59 S. des Sechsten Bandes, kann durch Wegstreichung des Diodorus Siculus abgeholfen werden.

Inhalt

Inhalt
des Sechsten Bandes
des teutschen Merkurs.

Erstes Stück.

Zweytes Stück.

Drittes Stück.

